98-84436- 4

Droz, Joseph

Politische öconomie

Berlin

1830

98-84436-4
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

330
D832

Droz, Joseph. 1773-1850.
Politische öconomie; oder, Grundsätze der wissenschaft der reichthümer, in deutscher übersetzung hrsg... von [Regier.- ratd] Keller.
Berlin 1830. Nar.O. 24 + 264 p.

Pref. p.17-24 bound out of place.

22064

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 9 :1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 11/11/98 INITIALS: N.V.

TRACKING #: 33214

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Droz, Joseph

Politische öconomie

Bibliographic Irregularities in the Original Document:

List all volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volume(s) missing/not available: _____

_____ Illegible and/or damaged page(s) _____

_____

_____ Page(s) or volume(s) misnumbered: _____

__X__ Bound out of sequence: following p. 258 (pages XIX, XX, XVII, XVIII) 259

_____ Page(s) or volume(s) filmed from copy borrowed from: _____

_____

_____ Other: _____

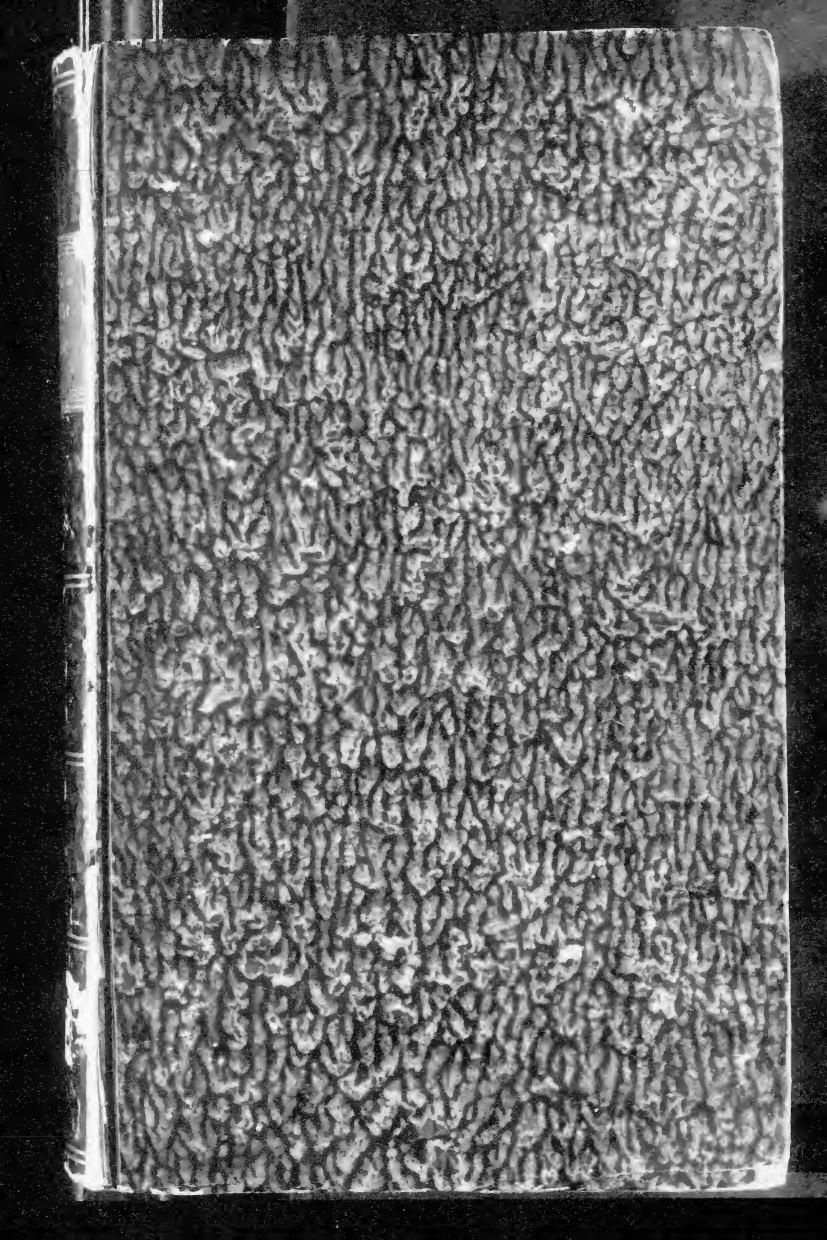
_____

_____ Inserted material: _____

TRACKING #: MSH33214

FILMED AS
BOUND

100 mm
A5
1.0
1.1
1.25
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890
1.0 mm
1.5 mm
2.0 mm



Jos. Fr. [illegible] Halle [illegible] 1830.

1 —

330 D832

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1900
Given anonymously

Politische Oeconomie

oder

Grundsätze der Wissenschaft der Reichthümer.

Von

Joseph Droz,
der französischen Akademie Mitglede.

In deutscher Uebersetzung

herausgegeben

mit einem Vorworte

von

Keller,
geh. Regierungs- und vortragendem Rathe im Ministerio der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zu Berlin.

Berlin,
bei Ferdinand Dümmler.
1830.

Vorwort
des deutschen Herausgebers.

Die akademische Würde des Verfassers und einige sehr lobpreisende Anzeigen des nachfolgenden Werkes in französischen Zeitblättern *) machten mich zuerst aufmerksam auf die Urschrift, welche den Titel führt: „Economie politique ou principes de la science des richesses, par Joseph Droz, de l'academie francaise. Paris 1829. 391. S. in 8.“

Bei näherer Prüfung derselben schien es mir, als werde die Lücke, welche die Urschrift in der französischen Literatur auszufüllen bestimmt ist, auch in der deutschen empfunden. Dieser Anschein bewog mich, eine sachgetreue Uebertragung ins Deutsche herbeizuführen. Ich habe diese, so wie sie hier vorliegt, sorgfältig mit der Urschrift verglichen, und kann bezeugen, daß sie sich ihr durchaus und genau anschließe.

Die Uebersetzung, als solche, zu beurtheilen überlasse ich den kritischen Blättern, deren Geschäft dies ist. Doch übernehme ich sehr gerne die Verantwortlichkeit dafür, daß ich sie geeignet hielt, der deutschen Lesewelt vorgelegt zu werden.

Für Gelehrte des Faches pflegen Leitfaden der vorliegenden Art überhaupt nicht übertragen zu werden. Sie sollten wenigstens von Rechtswegen mit der Urschrift längst vertraut seyn, ehe

*) M. vergl. unter Andern die Revue encyclopédique. Paris. Juni-Heft 1829.

309813

ihnen die Uebertragung in die Hände gearbeitet werden kann. Allein es giebt jetzt glücklicher Weise auch in Deutschland schon Leute genug, welche über diesen Zweig des Wissens gerne überall da Belehrung schöpfen, wo sie ihnen dargeboten wird, und, ohne den ganzen Prozeß der Bildung und Läuterung der Systeme bei sich zu wiederholen, wißbegierig wenigstens die letzten Ergebnisse fremder Forschungen sich aneignen. Für diese kann es nützlicher scheinen, „andrer Länder Gold zu Draht, und fremden Wein auf eigne Bouteillen zu ziehn," als sie durch schmeichelnde Einladungen zu eignen Untersuchungen anzureizen, deren Resultate hinterher, selbst wenn die Kritik in ihnen Wahres und Neues zu entdecken glücklich genug ist, noch eine besondere Prüfung der Sachverständigen verlangen, ob gerade das Wahre auch neu, das Neue auch wahr sey.

Eine andere Klasse von Personen, für welche ich den Verfasser durch die Zurückführung desselben auf ihre Muttersprache zugänglicher hingestellt zu haben wünschte, darf ich kaum näher zu bezeichnen mir herausnehmen. Ich meine die sehr zahlreiche Klasse aller derjenigen Personen, welche, sey es als amtlich Berufene, sey es als ständische Vertreter gemeinsamer Interessen, ihren Pflichten nur unvollständig nachkommen können ohne wissenschaftliche Einsicht in die Elemente des Verkehrs, dessen Förderung zu ihrer Aufgabe gehört. Von diesen hat ein großer Theil selbst bis auf die allerneuste Zeit hin gelegentlich nicht nur eine bemitleidenswürdige Unbekanntschaft mit den Gesetzen der politischen Oekonomie und den Erscheinungen auf ihrem Gebiete sowohl mündlich als schriftlich unverholen an den Tag gelegt, sondern auch unsere meisten Gesetzgebungen und Gewerbsverfassungen, so wie die zahllosen Versuche zu ihrer Correktur,

die kaum von einem Tage auf den andern kommen, zeigen auf das Unverkennbarste eine Unsicherheit in den Grundsätzen und eine Wankelmüthigkeit in ihrer Anwendung, welche nur in mangelhafter Auffassung und ungenügender Verarbeitung der ersten Elemente ihre Erklärung finden. Das Mißbehagen, das sich aus solcher Unklarheit und Rathlosigkeit der Gesetzgeber bei jedem Wechsel der Ereignisse in diesem Felde erneuert, läßt sich nicht füglich verläugnen, und nicht überall ist man so glücklich, daß, um des Widerstreites der Meinungen der Praktiker willen, für die Gewerbe gerade das geschieht, was die neuern Theoretiker wollen, nämlich — nichts. Weit gewöhnlicher ist, daß diejenigen Gesetzgeber, welche falsche Praktiken für Praxis, und für die beste Theorie die halten, keiner einzigen nachzuleben, rathlos von einem Extreme taumelnd hinüberwanken zum andern, und, schon im Voraus beschämt, ihren eignen Anstiftungen nicht einmal so viel Zeit lassen, ihre unnatürlichen Folgen zu erkennen zu geben. Wenn solche Gesetzgeber dann noch wohl obendrein über die Theorie spotten: so muß man billig genug seyn, sie mit ihren Beweggründen dazu zu entschuldigen. Sie schelten nur, um nicht selbst gescholten zu werden.

Fern sey von mir die Anmaßung, durch die Herausgabe eines so winzigen Büchleins, wie des nachfolgenden, einem so ekelhaften als verderblichen Uebel zu steuern. „Nicht Kunst, nicht Wissenschaft allein; Geduld will bei dem Werke seyn." Dies räth bei einer minder wichtigen Gelegenheit schon Mephisto bei Göthe. Es kommt mit diesem winzigen Büchlein vielmehr zunächst auf den Versuch an, ob nicht für die oben bezeichnete Klasse, die schon sonst ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts zu essen gewöhnt, und daher nach bändereichen, eben sowohl in die Breite als in die Tiefe

gehenden, wissenschaftlichen Werken in der Regel nicht sehr lüstern ist, durch eine leichtere dialektisch gewinnende Darstellung hinlängliche Vorbereitung und gleichzeitig auch noch Anreiz zum gründlichen Studium der fast schon verschollenen, und gleichwohl an klassischer Ruhe und Fülle des Geistes noch unübertroffenen Untersuchungen Smith's zu gewähren seyen. Wer einmal von diesem Baume der Erkenntniß gekostet, wird nicht leicht dann auch die Werke eines Say, Sismondi, Storch, Skarbeck, Malthus, Ricardo, Mill, Buchanan, M'Culloch, Senior, Hufeland, Lotz, Soden, Rau und Andrer außer Anspruch lassen.

Man hat sehr häufig den Schriftstellern im Felde der Nationalökonomie und Staatswirthschaft, zumal den Gelesenern unter ihnen, den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Untersuchungen in zu großer Entfernung von dem Gebiete der Wirklichkeit anstellen, und durch die rücksichtslose Entschiedenheit, mit welcher sie ihre Ergebnisse verlautbaren und verbreiten, in ihren Lesern nur Bitterkeit gegen den jeweiligen Zustand der Dinge erzeugen und nähren. Nun ist zwar richtig, daß die politische Oekonomie und die Veranstaltungen, durch welche die Gesetzgeber gewöhnlich dem Verkehre Schwungkraft zu verleihen meinen, weiter auseinanderliegen, als beiden heilsam und förderlich ist; ja allzu weit, als daß nicht wunderbar müßte gefunden werden, wenn noch nicht alle Autoren von nur einigem Selbstgefühl an der Sisyphus-Arbeit, den Gesetzgebern noch ferner guten Rath zu ertheilen, längst sollten verzweifelt haben. Allein mehr als Ein Autor könnte den Gesetzgebern, die so unendlich tief auf alle Bücherweisheit herabsehen, die Frage vorlegen, die Lichtenberg einst im Unmuth an einen Rezensenten richtete: „wenn ein Kopf und ein Buch gegeneinanderlau-

fen, und es hohl klingt, liegt denn das allemal in dem Buche?"

Die Schriftsteller haben freilich mitunter den Gesetzgebern die widersprechendsten Rathschläge ertheilt *). Hätte jeder dieser Rathschläge auf die Kapelle der Gesetzgebung und Verwaltung gebracht werden sollen: ich glaube, Gelehrte und Ungelehrte hätten allesamt längst davon laufen mögen. Also einige Vorsicht wäre den Gesetzgebern nicht nur zu verzeihen, sondern sogar dringend anzurathen. Dies gilt aber nur von der Vorsicht, welche von der vertrautesten Bekanntschaft mit der Spekulation und den Erscheinungen, die ihr zum Anhalt oder zur Widerlegung dienen, gewissermaßen schon unwillkührlich diktirt wird; keineswegs dagegen auch von derjenigen, die von jener nur das Gewand borgt, beim Lichte betrachtet aber nur eine Offenbarung jener kläglichen Rathlosigkeit ist, zu welcher die Unwissenheit allemal sich verurtheilt sieht in Zeiten, in denen das Aufkeimen und das Emporblühen neuer Wissenschaften und Künste einen Riesenschritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes bezeichnen. Solcherlei Vorsicht ist es aber nur allzu oft, hinter welche sich die nothdürftig verkleidete Unfähigkeit der amtlich Berufenen verkriecht, und die

* Ich erinnere hier z. B. nur daran, wie noch neuerlich ein französischer Staatsrath und Deputirter, in der Voraussetzung, Bedürfnisse seyen die erste und einzige Quelle der Reichthümer, den Regierungen zur Pflicht macht, nach Möglichkeit überall neue Bedürfnisse hervorzurufen, die längst empfundenen zu vervielfältigen, den ersten Ständen der Gesellschaft den Sinn und die Gewöhnungen des Luxus anzubilden, von dem Throne Pracht, vom Hofe Glanz, von den Aemtern die üppigste Ostentation ausgehen ja selbst durch die Geistlichkeit dahin wirken zu lassen, daß auch der Bauer auf dem Dorfe, wenn er an nichts hängt, als an seinem Gott, vor diesem sich nicht anders zeige, als „d'une mise plus soignée," damit doch nur etwas drauf gehe.

Cf. nouvel essay sur la richesse des nations par Mr. le Vicomte de Saint-Chamans. Paris 1824. 422 S. in 8.

dann, nicht nur eben ihrer Imbecillität, oder — was nicht viel erfreulicher — ihrer Faulheit, sondern auch dem Widerstreben selbstsüchtiger, mißgünstiger oder engherziger Einzelinteressen einen gerechten Schein zu leihen, vorgekehrt wird. Gesetzgebungen und Verwaltungen, welche hinter solcher Art von Vorsicht groß und vornehm thun und auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen nur scheinen wollen, dürfen sich wenigstens nicht wundern, wenn sie, ihrerseits hinwieder von der Theorie, mit der sie nur kokettiren, verlassen, Rückhalt nur finden bei dem langweiligen Chorus jener redseligen Begriffspinsel, welche von den Lehrstühlen der sich selbst zu den Metallen (ad flava metalla) verurtheilenden Weltweisheit herab die Wirklichkeit anbeten, wie sie denn zu allen Zeiten das Vernünftige aus dem Elende des Bestehenden herauszufinden zu der würdigen Aufgabe gemacht haben, ihres eignen Preises werth zu seyn. Man fürchtet die strenge Regel der Wissenschaft, fällt in die Regellosigkeit sanfter Willkühr, und wundert sich hinterher der Unberechenbarkeit der Wechselfälle!

Wenn in Frankreich und England, gegen deren schriftstellerische Leistungen zunächst gewöhnlich jener Vorwurf gerichtet wird, weil man dort auch unbequemen Wahrheiten durch Rede und Schrift Verbreitung geben darf, die Wissenschaft zugleich als Korrektive der Versäuerungen auftritt, welche das öffentliche Leben des Volkes ohne Noth, ja selbst wider das wohlverstandene Interesse der zeitigen Gewalthaber unschmackhaft machen, so fehlt uns wenigstens mit dem Glauben an eine europäische Polizei auch der Beruf, der Wissenschaft auf dem Gebiete, das sie dort betritt, die Legitimation zu einer praktischern Richtung, als sie anderwärts sich gelieben lassen darf, zu bestreiten. Mag man immerhin diesseits des Rheins

und des Kanals, wo noch so manches seidne Ohr nur auf flüsterndes Gesäusel eingerichtet, so manches wächserne Gesicht vor dem Spiegel auf die nothdürftigste Tramontane kaum erst wieder eingelernt ist, nur kastrirte Laute von dort herübernehmen, und fremde Larven nur ausgefalzt und abgeglättet auf die allgemeine Maskerade der politischen Literatur lassen: aber verarge man nur nicht dem Franken oder Britten, der dieser köstlichen Freiheit genießt, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen, und die Stimmung, in die ihn die Betrachtung der Dinge versenkt, auf die er selbst zunächst angewiesen ist, manierlich oder unmanierlich zur Schau zu tragen. Die Freiheit ist nun einmal wie das Leben voll Unruhe. Die Ruhe kommt mit der Sklaverei, wie mit dem Tod. Man sehe hierüber Johannes von Müller. (Werke Th. XV. p. 406.) Wer mit einem hellen, von der Wissenschaft noch geschärften Auge unter der Knotenperücke der Willkühr nichts zu finden weiß, als kahle mürbe Schädel, und unter diesen kahlen mürben Schädeln nichts, als verbranntes wirres Gehirn: wie sollte Der die vergiftete Laune in heitern Humor, die Glut überwallender Gefühle zu dem kalten Blute unsrer Amphibien herabzustimmen die Pflicht und in seiner Gewalt haben?!

Der Verfasser des nachfolgenden Werkes hat — wie mir scheint — die gerechte Mitte gehalten zwischen jener unnatürlichen Kälte oder Trockenheit, von der schon der feine Jacobi (Werke II. 423.) gesteht, nicht finden zu können, daß von den Alten auch nur Einer, wie Viele unter uns, sie für die alma mater und das eigentliche Menstruum der Wahrheit gehalten, und jener Schwärmerei der Fanatiker, die Wieland als eine Erhizzung der Seele durch Gegenstände bezeichnet, welche entweder gar nicht in der Natur oder we-

nigstens das nicht sind, wofür sie der bis zum Taumel Berauschte eben ansieht. Der deutsche Gelehrte des Faches wird vielleicht dennoch hie und da zu großen Wortreichthum eingemengt finden, da selbst der französische Kunstrichter der obenerwähnten Revue *) einer „allzu geschmückten Ausführlichkeit einzelner Theile" gedenkt, obwohl er dem Verfasser „reizvolle Klarheit" und in einem „bemerkenswerthen Grade das seltene Verdienst der Ordnung und jener Sicherheit der logischen Aufeinanderfolge zuerkennt, welche ohne Anstrengung der Verknüpfung der Ideen und der Reihenfolge der Ausführungen nachzugehen verstatte."

So viel mag über die Form des Werkes im Allgemeinen genügen. Auf den materiellen Inhalt und Werth der Schrift einzugehen, wird man dem deutschen Herausgeber gerne erlassen. Ueber das Meiste ist er übrigens mit dem Verfasser einverstanden, über Einzelnes selbst noch nicht ganz im Klaren, über Anderes sogar dem Verfasser in der Darlegung seiner Ueberzeugungen um mehrere Jahre vorangeeilt.

Eine nähere Ausführung seiner eignen Ideen über die von Schlözer, Lüder und Andern so genannte Industriepolitik behält er sich für eine andere, mehr Raum gewährende Gelegenheit noch vor. Daher erscheint die Uebersetzung zwar einerseits ohne Verkürzung der Urschrift, jedoch andrerseits auch ohne Zusätze von fremder Hand. Nur sind zur Bequemlichkeit der deutschen Leser einzelne Citate des Verfassers auch in den gangbarsten Uebersetzungen der angeführten Schriften nachgewiesen, hie und da dann aber auch aus Versehen einzelne Werke, obwohl sie noch nicht übersetzt sind, mit deutschen Titeln angerufen. Der Druckfehler S. 166 der Urschrift ist nach der Quelle der Zahlenangabe berichtigt.

*) Herr Carl Renouard, Advokat beim K. Gerichtshof zu Paris.

Vorrede des Verfassers.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, über politische Oekonomie vor Männern mit vielem Geiste und den verschiedenartigsten Kenntnissen zu reden. Ich konnte ihnen meine Verwunderung nicht bergen, als ich sah, daß diese Wissenschaft ihnen völlig fremd war. Die Einen sagten mir, sie sey für sie ohne Reiz; die Andern, sie hätten Werke über politische Oekonomie nachgeschlagen und sie nicht verstanden.

Diese Antworten betrübten mich; denn es handelte sich um eine Wissenschaft, welche mir eine große Wichtigkeit zu behaupten scheint. Ich habe mich seit meiner Jugend *) mit ihr beschäf-

*) Im Jahr 1801 ward die Regierung angegangen, die Zünfte und Innungen wieder herzustellen; gegen diesen Vorschlag gab ich eine Flugschrift heraus.

tigt, und immer mehr eingesehn, wie nahe sie alle Interessen der Menschheit berührt.

Ich forschte nach den Ursachen der Gleichgültigkeit und Abneigung, welche viele Menschen für eine Wissenschaft zeigen, welche sie nicht kennen. Unter diesen Ursachen giebt es eine, gegen welche sich mir gleich eine Aushülfe darbot, und welche vielleicht eben darum mir noch mehr auffiel, als die Uebrigen. Es fehlt uns ein Buch; es ist nicht leicht genug gemacht, das Studium der politischen Oekonomie zu beginnen.

Wir haben über diese Wissenschaft bewundrungswürdige Werke; allein kein Einziger ihrer Verfasser hat Sorge getragen, überall vom Bekannten zu dem Unbekannten überzugehen; obwohl dieses das einzige Mittel ist, ohne Anstrengung die Urtheilskraft anzuleiten, und sie dahin zu bringen, gewissermaßen selbst die Wahrheit zu finden. Wenn man damit anfängt, zu sagen, die politische Oekonomie handele von der Bildung, der Vertheilung und der Verzehrung der Reichthümer, so drückt man sich ganz richtig aus; allein ich wundere mich nicht, daß schon mehr, als Ein Leser, das Buch bei Seite legt. Diese an sich richtige Art, sich auszudrücken, ist wirklich unverständlich für Jeden, welcher die Wissenschaft, um deren Vortrag es sich handelt, nicht schon kennt.

Uebrigens sind auch die berühmtesten Werke über politische Oekonomie sehr bändereich. Dieses reicht schon hin, gewisse Leser abzuschrecken. Beschränken wir uns, nur diejenigen ins Auge zu fassen, deren Aufmerksamkeit der Spannung fähig ist. Um eine Wissenschaft zu fassen, muß man zuförderst ihre Hauptgrundlage aussondern und in seinem Geiste ordnen. Diese Arbeit ist ungleich leichter, wenn man ein kurz gedrängtes Buch studiert, als wenn man ein sehr weitläuftiges Werk liest, in welchem die Masse abgeleiteter Ideen nur zerstreut, und die Aufmerksamkeit so zu sagen erschöpft, wie sorgsam übrigens der Schriftsteller auch mit Hülfe der Methode die Hauptideen ins Klare gestellt haben mag.

Wir besitzen Abrisse; allein die sehr gedrängten Schriften scheinen mir geeigneter, Gelehrten die Gesammtheit der Grundsätze zurückzurufen, als sie Anfängern auseinanderzusetzen. Das beste Erzeugniß dieser Art ist der von Hrn. Blanqui herausgegebene „Inbegriff der politischen Oeconomie.“

Unter den Werken, deren Ausdehnung mir wohl geeignet scheinen würde, die erste Bekanntschaft zu erleichtern, trifft dasjenige der Madame Marcet *) vielleicht am nächsten zum Zweck. Allein seit seinem Erscheinen hat die politische Oeko-

*) Unterhaltungen über die politische Oekonomie, aus dem Englischen ins Französische übersetzt von Herrn Prévôt aus Genf.

tigt, und immer mehr eingesehn, wie nahe sie alle Interessen der Menschheit berührt.

Ich forschte nach den Ursachen der Gleichgültigkeit und Abneigung, welche viele Menschen für eine Wissenschaft zeigen, welche sie nicht kennen. Unter diesen Ursachen giebt es eine, gegen welche sich mir gleich eine Aushülfe darbot, und welche vielleicht eben darum mir noch mehr auffiel, als die Uebrigen. Es fehlt uns ein Buch; es ist nicht leicht genug gemacht, das Studium der politischen Oekonomie zu beginnen.

Wir haben über diese Wissenschaft bewundrungswürdige Werke; allein kein Einziger ihrer Verfasser hat Sorge getragen, überall vom Bekannten zu dem Unbekannten überzugehen; obwohl dieses das einzige Mittel ist, ohne Anstrengung die Urtheilskraft anzuleiten, und sie dahin zu bringen, gewissermaßen selbst die Wahrheit zu finden. Wenn man damit anfängt, zu sagen, die politische Oekonomie handele von der Bildung, der Vertheilung und der Verzehrung der Reichthümer, so drückt man sich ganz richtig aus; allein ich wundere mich nicht, daß schon mehr, als Ein Leser, das Buch bei Seite legt. Diese an sich richtige Art, sich auszudrücken, ist wirklich unverständlich für Jeden, welcher die Wissenschaft, um deren Vortrag es sich handelt, nicht schon kennt.

Uebrigens sind auch die berühmtesten Werke über politische Oekonomie sehr bändereich. Dieses reicht schon hin, gewisse Leser abzuschrecken. Beschränken wir uns, nur diejenigen ins Auge zu fassen, deren Aufmerksamkeit der Spannung fähig ist. Um eine Wissenschaft zu fassen, muß man zuförderst ihre Hauptgrundlage aussondern und in seinem Geiste ordnen. Diese Arbeit ist ungleich leichter, wenn man ein kurz gedrängtes Buch studiert, als wenn man ein sehr weitläuftiges Werk liest, in welchem die Masse abgeleiteter Ideen nur zerstreut, und die Aufmerksamkeit so zu sagen erschöpft, wie sorgsam übrigens der Schriftsteller auch mit Hülfe der Methode die Hauptideen ins Klare gestellt haben mag.

Wir besitzen Abrisse; allein die sehr gedrängten Schriften scheinen mir geeigneter, Gelehrten die Gesammtheit der Grundsätze zurückzurufen, als sie Anfängern auseinanderzusetzen. Das beste Erzeugniß dieser Art ist der von Hrn. Blanqui herausgegebene „Inbegriff der politischen Oeconomie.“

Unter den Werken, deren Ausdehnung mir wohl geeignet scheinen würde, die erste Bekanntschaft zu erleichtern, trifft dasjenige der Madame Marcet *) vielleicht am nächsten zum Zweck. Allein seit seinem Erscheinen hat die politische Oeko-

*) Unterhaltungen über die politische Oekonomie, aus dem Englischen ins Französische übersetzt von Herrn Prévôt aus Genf.

nomie große Fortschritte gemacht; zudem entbehrt dieses Buch fast völlig der Methode, und der Verfasser hat die Form eines Zweigespräch gewählt, welche zum Unterricht nicht die beste ist. Wenn der Zögling in der Zwischenrede seine Ideen auseinandersetzt, so weiß man nicht, ob sie richtig sind, oder ob der Lehrer sie widerlegen wird; hieraus ergiebt sich einige Verwirrung, und man ist zu einer ängstlichen Aufmerksamkeit genöthigt, um sich vor dieser Art von Schlingen zu hüten.

In der Ueberzeugung, daß nur der Anfang des Studiums der politischen Oekonomie zu schwierig sey, entschloß ich mich, ein Werk zu schreiben, in welchem ich die verschiedenen Uebelstände, welche ich eben bezeichnete, zu vermeiden suchen wollte. Ich setzte mir vor, überall von dem Bekannten zu dem noch Unbekannten fortzuschreiten, und zwar in einem Buche, welches nicht die Ausdehnung hätte, die Aufmerksamkeit zu ermüden, mir aber dennoch gestattete, die nöthigen Ausführungen zu entwickeln. Ich gelobte mir, die innigen Beziehungen der politischen Oekonomie zu der Wohlfahrt der Menschen niemals aus dem Gesicht zu verlieren, und hoffte, auf diese Art jenem Zweige des Wissens denjenigen Reiz zu verleihen, dessen ihn so viele Personen, aus Mangel an Bekanntschaft mit ihm, unempfänglich erachteten.

Die Leute in der großen Welt würden, wenn sie dieses Buch gelesen, die Irrthümer vermeiden,

welche ihnen im Laufe der Unterhaltung oft entschlüpfen, und welche nur unter dem Schleier einer zu durchgängigen Unkenntniß unbemerkt hingehen. Die jungen Leute, welche, um in eine geachtete Laufbahn einzutreten, tiefer Studien bedürfen, werden in diesem Buche die Grundsätze und Unterlagen der politischen Oekonomie finden; und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich sie in den Stand setze, die Schriftsteller, welche ich gerne die Meister der Wissenschaft nenne, mit mehr Interesse und Erfolg zu lesen.

Einer der edelsten Geister, welche England hervorgebracht hat, Smith, hat mit sicherer Hand die Laufbahn eröffnet, auf welcher für die ganze Folgezeit die Männer sich fortbewegen werden, welche die Wissenschaft, mit welcher wir uns beschäftigen, weiter fördern wollen. Indeß ist sein Werk doch nicht dasjenige, zu welchem hiernächst schon überzugehen, ich rathen würde. Aus Mangel an Methode überhäuft dieser Schriftsteller seine Ideen ohne Ordnung; und voll von Bewunderung über die Anzahl von Wahrheiten, die er verbreitet, hat man doch Irrthümer ausgefunden, welche er hat fortdauern oder auch entstehen lassen.

Herr Say ist der Schriftsteller, den man zuvor lesen muß. Kein Mensch hat der politischen Oekonomie größere Dienste geleistet. Das seltene Talent zur Beobachtung, mit welchem er diese

Wissenschaft berichtigt und ergänzt, die Ordnung, die er ihr zuerst zu geben gewußt hat, und sein Styl, welcher mit der Klarheit die Eleganz und die Wärme verbindet, welche die ernsten Gegenstände zulassen, haben ihn an die Spitze der Männer gestellt, welche die Wissenschaft der Reichthümer unablässig fortkultiviren, und ihm einen Ruf erworben, welcher unserem Vaterlande Ehre macht *).

Als ein nützliches Buch darf ich auch dasjenige bezeichnen, welches Herr Storch in Rußland **) herausgegeben, und welches man in Frankreich mit Noten von Say nachgedruckt hat. Der Inhalt und die Noten gewähren oft eine Art von Erörterung, die sehr geeignet ist, die Urtheilskraft des Lesers zu üben.

Zwei sehr bemerkenswerthe Erzeugnisse sind „die politische Oekonomie des Herrn von Tracy," und „die Elemente der politischen Oekonomie des Hrn. Mill ***)." Dieses Letztere hat Dunkelheiten. Die Worte „Licht verbreiten" geben ein Bild, des-

*) Die Darstellung der politischen Oekonomie des Herrn Say ist in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden. Der Verfasser giebt gegenwärtig einen „vollständigen Kursus" heraus, welcher 6 Bände umfassen wird, von denen die ersten drei schon erschienen sind.

**) Lehrgebäude der politischen Oekonomie, verfaßt zur Unterweisung der russischen Prinzen.

***) Von Herrn Parisot ins Französische übersetzt.

Politische Oekonomie

oder

Grundsätze der Wissenschaft der Reichthümer.

Erstes Buch.

Von der Bildung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.

Zweck der politischen Oekonomie.

Die politische Oekonomie ist eine Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Wohlhabenheit so allgemein zu machen, als möglich.

Alle wohlwollende Menschen, selbst diejenigen, welche sich zu gelehrten Theorien nicht erheben, suchen zu diesem Zwecke mitzuwirken. Derjenige, welcher auf der Straße Nothleidenden einige Geldstücke giebt, will das Elend mildern; allein gar oft ermuthigt er nur die Faulheit und besoldet die Landstreicherei. Wer, von seiner Freigebigkeit eine bessere Anwendung zu machen, die wirklich der Unterstützung würdigen Familien aufsucht, erzielt ohne Zweifel glücklichere Ergebnisse; allein seine Gaben, wie vielfältig man sie auch voraussetze, sind theilweise und vorübergehende Beihülfen. Vergebens würde man die Hülfsquel-

len der Wohlthätigkeit erschöpfen; das einzige Mittel, den Wohlstand allgemein zu machen, ist die Ausbreitung des Gewerbfleisses.

Die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit der Arbeit in der Gesellschaft; die vortheilhafte oder unvortheilhafte Vertheilung der Reichthümer hängen in vielem Betrachte von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ideen ab, welche die Regierungen oder die Einzelnen in der politischen Oekonomie haben. Diese Wissenschaft ist daher zur Verbesserung des Schicksals der Menschen wesentlich. Diejenigen, welche voller überspannten und ziellosen Ideen über die Moral, nur mit Bedauern sehen, daß man die Reichthümer zu vermehren sucht, sind Grillenfänger, welche sich in bodenlose oder verderbliche Theorien verirren. Der Mensch besteht aus Geist und Körper, hat moralische und physische Bedürfnisse; die Moral ist mithin unter den Wissenschaften die Erste, die politische Oekonomie die Zweite. Die Wissenschaft, die uns beschäftigen soll, würde sehr wichtig seyn, selbst wenn man sie ausschließlich in ihren Beziehungen auf unsere physischen Bedürfnisse betrachtete, da sie auf das Wohlsein, ja das Dasein der Menschen einwirkt. Allein bey einigem Nachdenken erkennt man, daß sie in inniger Beziehung mit unseren moralischen Bedürfnissen steht. Wie viele Mängel und Verbrechen würde man austilgen, wenn man dahin gelangte, den Müßiggang und das Elend auszurotten!

Und welche höhere Betrachtung muß der Geister sich noch bemächtigen! Die politische Oekonomie will nicht bloß in einer einzelnen Gegend zum Nachtheile der Uebrigen den Wohlstand verbreiten. Schon seit langer Zeit mahnen die Religion und die Philosophie die Menschen, in Frieden zu leben, und sich in der Gewinnung der Güter, die die Natur ihnen beut, zu unterstützen; und seit langer Zeit betrachtet man ihr hochherziges Verlangen als überspannt. Hier haben wir nun eine Wissenschaft, die mit den materiellesten Gegenständen sich beschäftigt, und, indem sie uns die Mittel nachweist, unsere Reichthümer und Genüsse zu vervielfältigen, uns beweiset, daß schon unser Interesse uns dahin bringen muß, die friedlichen Rathschläge der Religion und der Philosophie zu befolgen. Je weiter die Aufklärung fortschreitet, um so deutlicher wird man erkennen, daß die politische Oekonomie die mächtigste Gehülfin der Moral ist.

Diesen Betrachtungen lassen sich noch andere hinzufügen, welche aus dem Zeitabschnitte, in dem wir leben, entlehnt sind. Niemals haben die Menschen mehr vom Gewerbfleiße gesprochen; eine Menge von Stimmen feiert seine Erfolge. Für Jeden, welcher auf sein Zeitalter Acht hat, kann es nicht ohne Interesse seyn, zu wissen, wie der Gewerbfleiß sich entwickelt, welche Hindernisse seinen Fortschritten sich entgegen stellen, und welche Mittel die Theilung seiner Wohlthaten unter die verschiedenen Klassen der Gesellschaft weniger ungleich machen würden. Ich kenne kein Land, in welchem die politische Oekonomie nutzlos wäre; da die Güter, welche sie zu erzeugen lehrt, überall Bedürfniß sind; allein es ist einleuchtend, daß sie einen höheren Grad von Nützlichkeit in den Staaten behauptet, in welchen viele Menschen zur Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten berufen sind. Durch welches Wunder nur könnten diese mit Weisheit geleitet werden, wenn man dahin, wo es positiver Kenntnisse bedarf, nur unbestimmte Ansichten mitbringt?

Diese oberflächlichen Ideen zeigen zur Genüge, daß eine Wissenschaft, welche bei unseren Studien bisher ver-

nachlässigt worden, unter denselben eine bedeutende Stelle einnehmen sollte, und daß sie höheren Geistern Reize darbieten kann. Ich schließe hier die allgemeinen Betrachtungen. Die politische Oekonomie handelt von den Reichthümern; bilden wir uns also zuvörderst eine richtige Idee von demjenigen, was unter diesem Worte, welchem man so sehr verschiedene Bedeutungen untergelegt hat, zu verstehen ist.

Zweites Kapitel.

Von den Reichthümern.

Wenn Ihr ein Land durchreist und elende Wohnungen gewahrt, in welche Luft und Licht nur durch enge Oeffnungen eindringen, und deren Inneres nur plumpen Hausrath in sich schließt; wenn Ihr in den Städten und und auf dem Lande viele Menschen seht, welche schlecht bekleidet und unzureichend genährt sind, so sagt nur, selbst wenn man Euch belehrt, daß es in jeder Provinz mehrere reiche Familien gebe und daß der Fürst des Goldes Ueberfluß habe, sagt nur: „dieses Land ist arm.“ Wenn Ihr ein Anderes durchzieht, in welchem die Wohnungen bequem, und zierlich meublirt sind; in welchem die Nahrung und Kleidung der Bauern und Handwerker schließen lassen, daß sie mit Leichtigkeit ihren Lebensunterhalt gewinnen; so fragt nicht erst, ob dieses Land reich sey: Ihr habt den Beweis davon unter Augen.

Die Reichthümer bestehen in allen den materiellen Gütern, welche die Bedürfnisse der Menschen befriedigen. Ein Staat ist reich, wenn in ihm diese Güter sehr verbreitet sind.

Unter den nützlichen Gegenständen giebt es einige, welche unmittelbar unsere Bedürfnisse befriedigen; dahin gehören die Nahrungsmittel, die Kleidungsstücke u. s. w. Die übrigen tragen nur dazu bei, unsere Bedürfnisse auf indirektem Wege zu befriedigen; dahin gehören die Werkzeuge, die Münze, u. s. w.

Die edlen Metalle sind ein sehr nutzbarer Theil des Reichthums; allein sie sind nicht ausschließlich die Reichthümer, wie man lange Zeit vorausgesetzt hat. Wenn es, um ein Land reich zu machen, hinreichte, Gold auszuwerfen: welches Land wäre blühender gewesen, als Spanien? Allein vergebens hat man in seinen Häfen die Metalle anlanden sehn, welche Amerika ihm sendete; vergebens hat es sich, um sie zu erhalten, mit blutdürstigen Gesetzen gegen die Ausfuhr gewaffnet: die Armuth seiner Bewohner entehrte seinen fruchtbaren Boden. Dieses unglückliche Land hätte seinen Kolonien noch zwanzigmal mehr Gold entreissen können, ohne damit seinen Zustand zu verändern. Der Fürst und die Hofleute hätten mehr Goldstücke gehabt, hätten aus der Fremde noch mehr zur Befriedigung ihrer Launen geeignete Gegenstände beziehen können; allein die unwissende und faule Menge, die nicht arbeitet und nichts hervorbringt, hätte nicht aufgehört, durch den Aberglauben genährt und durch das Elend verzehrt zu werden.

Stellen wir diesem Bilde dasjenige gegenüber, welches Herr v. Humboldt von den spanischen Kolonien entwirft, welche die Arbeit belebt: „die Hauptquellen des Reichthums Mexico's, sagt er, sind nicht die Gruben, sondern ist eine seit dem Ende des letzten Jahrhunderts merklich vervollkommnete Landwirthschaft . . . . . die Gründung einer Stadt und die Entdeckung einer beträchtlichen Mine folgen unmittelbar auf einander. Wenn

die Mine auf der trocknen Seite oder auf dem Kamme der Cordilleren belegen ist, so können die neuen Ansiedler das, was sie zu ihrer Erhaltung bedürfen, nur aus der Ferne beziehen. Sogleich ruft das Bedürfniß den Gewerbfleiß hervor. Man beginnt mit dem Anbau des Bodens in den benachbarten Schluchten und auf den Spitzen der umherliegenden Berge; überall ist der Felsen von Dünger bedeckt. Pachtungen entstehen in der Umgebung der Mine. Die Theurung der Lebensmittel, der beträchtliche Preis, in welchem die Konkurrenz der Käufer alle Erzeugnisse des Landhaus erhält, entschädigen den Anbauer für die Entbehrungen, welchen das mühselige Leben in den Bergen ihn aussetzt. Auf diese Art schließt sich durch die bloße Hoffnung des Gewinnes, durch die Triebfedern des gegenseitigen Interesses, als die mächtigsten Bande der Gesellschaft, und ohne daß die Regierung um die Niederlassung sich bekümmerte, eine Mine, die Anfangs in Mitten wüster und wilder Berge vereinzelt schien, in kurzer Zeit den schon längere Zeit bearbeiteten Landstrichen an. Noch mehr; dieser Einfluß der Minen auf die fortschreitende Urbarmachung des Landes, ist andauernder, als sie es selbst sind *)."

Wenn man die vorzüglichsten Reichthümer in den Gegenständen findet, welche zur Nahrung, zur Kleidung und Wohnung der Menschen dienen; so schließt man, daß es der Arbeit bedarf, um diese Gegenstände zu vervielfältigen; daß man folglich die Menschen unterrichteter und arbeitsamer machen und sie ihrem Gewerbfleisse frei überlassen müsse, damit Jeder von ihnen durch die

*) Politischer Versuch über Neuspanien, zweite Ausgabe, Theil II. pag. 373. [des französischen Originals.]

Hoffnung angereizt werde, die Frucht seiner Thätigkeit selbst zu genießen. Denkt man dagegen auf der andern Seite, daß die Reichthümer einzig in den edlen Metallen bestehen; so betrachtet man den Krieg und die Plünderung vor allen als schnelle und sichere Mittel zur Bereicherung eines Landes. Wenn man endlich anfängt, aus der Barbarei herauszutreten, so wechselt der Druck mit seinem Gegenstande; man quält sich, den Gewerbfleiß den Gesichtspunkten einer störenden Verwaltung zu unterwerfen, welche immer nur Zahlmittel in den Staat hinein, aber niemals aus demselben wieder heraus lassen will. Man belästigt die Arbeit durch eine Unsumme von Vorschriften; bald entmuthigt man Gewerbzweige, welche vielen Menschen zu leben gaben, jedoch minder als andere geeignet schienen, das Gold aus der Fremde zu erlangen; bald nöthigt man die Künste und den Handel in Wege hinein, auf welchen sie sich von den Einzeln- und allgemeinen Interessen entfernen, auf welchen man jedoch hofft aus andern Gegenden die Zahlmittel an sich zu ziehen. So hat sich das Merkantilsystem gebildet, welches wir heut zu Tage in Europa in Abnahme sehen, allein welches sich noch erhält durch die Unterstützung zweier mächtig wirkender Ursachen: des Vorurtheils, welches nur allmählig den Lehren der Erfahrung nachgiebt, und der Vernunft selbst, welche nur allmählige Verbesserungen gestattet, da sie sieht, daß unvorbereiteten Veränderungen Ungebührnisse folgen.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward eine neue Theorie des Reichthums ersonnen von Quesnay, und vertheidigt mit einem fast religiösen Eifer von den französischen Schriftstellern, welche man mit den Namen Oeconomisten bezeichnet. Hier in wenig Worten ihre Lehre:

Die verschiedenen Gegenstände, welche unsere Bedürfnisse befriedigen, nehmen ihren Ursprung aus der Erde; in dieser allein ruht eine schaffende Kraft. Wenn alle, von dem Anbauer im Laufe seiner Beschäftigung gemachte, Vorschüsse aus der Erndte erstattet sind, so bleibt noch ein Ueberschuß an Produkten, ein reiner Ertrag. Dieser Ueberschuß, welcher keinen Vorschuß vergilt; dieser Ueberschuß, die Frucht der Arbeit, welche die Erde selbst übernommen, ist allein Reichthum; denn er allein vergrößert den Fonds, welchen die Gesellschaft besaß. Die Kunstarbeiter und die Kaufleute können zwar den Werth der Gegenstände, die sie verarbeiten oder vertreiben, erhöhen; allein diese Erhöhung des Werthes stellt nur das dar, was sie während ihrer Arbeit verzehrt haben oder hätten verzehren können; mithin geht daraus eine Vermehrung des Reichthums für die Gesellschaft nicht hervor. Auf diese Weise muß also die Manufaktur- und Handels-Industrie, da sie während der Arbeit auch zerstört, als unfruchtbar angesehn werden. Die Ackerbau-Industrie ist die einzig Hervorbringende, da sie allein ein neues Erzeugniß entstehen läßt.

Diese scharfsinnige Lehre kann eine reifliche Prüfung nicht aushalten. Die Erde ist nicht mehr, als der Mensch, mit Schöpferkraft ausgerüstet; ihre ganze active Fruchtbarkeit ist unmächtig, auch nur ein Atom zu schaffen. Um zu erkennen, wie sie hervorbringt, wählen wir ein Beispiel. Der Anbauer wirft Hanfkörner auf den Acker, den er eben bearbeitet hat; die Erde bildet diese zu Hanfstengeln um; auf diese Art vermehrt sie ihre Nützlichkeit und unsere Reichthümer. Was machen nun die Menschen, deren Gewerbfleiß sich auf den Hanf richtet? Sie unterwerfen ihn verschiedenen Umbildungen; die Einen verwandeln ihn in Faden, Andere in Tuch; und Alle erhöhen

seine Nützlichkeit und unsere Reichthümer. Unter dem Gesichtspunkt, den ich hervorhebe, waltet hier mehr als Analogie vor; die Wirksamkeit der Menschen ist der der Natur identisch. Schaffen sehe ich hier nirgends; ich erkenne nur eine Folge von Umbildungen, von welchen eine jede den Gegenstand, welchen sie behandelt, geeigneter macht, unsere Bedürfnisse zu befriedigen und ihn in der Ordnung der Reichthümer eine neue Stufe erlangen läßt. Es ist unbestreitbar, daß alle Kunstprodukte in der Erde ihren Ursprung nehmen; es ist eben so einleuchtend, daß die Arbeit des Menschen der Arbeit der Natur verschwenderisch zu Hülfe kommt. Der Hanf und der Lein würden Pflanzen ohne Werth seyn, wenn nicht die Kunst sie in Faden, in Gewebe und Spitzen zu verwandeln und unserem Geschmack zuzubilden verstände. Die kostbarsten Gegenstände, welche die Erde hervorbringt, hören auf, Reichthümer zu seyn, wenn sie in Ueberfluß vorhanden sind, und keine Bedürfnisse zu befriedigen finden. Eine befruchtende Kraft, der Handel, verlieh ihnen Nützlichkeit, und erhob sie unter die Reichthümer, indem sie sie dahin schaffte, wohin neue Bedürfnisse sie beriefen.

Aber, sagen die Oekonomisten, der Werth, den der Kunstarbeiter den Gegenständen seines Gewerbfleißes ertheilt, repräsentirt den Werth, den er während der Arbeit verzehrt hat. Doch wie!? Diese Wunderwerke des Gewerbfleißes, deren hoher Preis fast ganz auf Rechnung der Kunstarbeiter kommt, wären nur das Aequivalent des Verzehrs des Kunstarbeiters und seiner Genossen? Die Oekonomisten sind genöthigt, zu sagen, der von dem Kunstarbeiter hervorgebrachte Werth repräsentire denjenigen, den er verzehrt habe oder habe verzehren können. Die in den Gewerben beschäftigten Menschen ersparen also an

demjenigen, was sie hätten verzehren können: es sind der repräsentirte und der repräsentirende Werth gleichzeitig vorhanden; mithin ist durch die Thätigkeit der Kunstarbeiter eine Erhöhung des Reichthums veranlaßt worden. Doch würde man, wenn man auch bei diesem Gesichtspunkte stehen bliebe, die Ergebnisse ihrer Arbeiten noch nicht richtig beurtheilen; und im Verfolge dieses Werks werden wir deutlicher sehen, daß die durch die Künste hervorgebrachten Umbildungen eben sowohl, wie die durch die Natur hervorgebrachten, Reichthümer erzeugen *).

Wir lernten hier zwei Systeme kennen, welche von den Reichthümern eine unvollständige Ansicht geben; eins, das sie in den edlen Metallen bestehen ließ; das andere in dem reinen Ertrag der Erde: es giebt ein drittes System, welches die Bezeichnung Reichthum in einem allzuumfassenden Sinn nimmt. Mehrere Schriftsteller **) gebrauchen das Wort von allem, was der Mensch Nützliches oder Angenehmes wünschen kann. Nach ihrer Theo-

*) Auch im Streite mit den scharfsinnigen Irrthümern der Oekonomisten muß man diesen wohlwollenden, für die Zeit, in der ihre Schriften erschienen, sehr einsichtsvollen Männern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Oekonomisten haben die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf Gegenstände hingelenkt, welche das Wohl der Gesellschaft sehr nahe angehen; sie haben die Gegenstände mit der reinsten Liebe zum öffentlichen Wohle behandelt: und haben wichtige Fragen aufgeklärt, vornehmlich die der Freyheit der Gewerbe. Wir vergessen zu oft die Dienste, die sie uns geleistet haben. Wenn sie in England geboren wären, und Smith in Frankreich: so würden uns die Engländer nicht genug von dem Anstoße zu erzählen wissen, den diese Schriftsteller der Wissenschaft gegeben haben, die sie cultivirten; und nicht genug von der Belehrung, welche Smith aus ihren Werken geschöpft habe.

**) Lord Lauderdale, Garnier u. s. w.

rie sind auch die Gemüthsverfassungen, das Wohlwollen, die Hochherzigkeit, der Heldenmuth u. s. w. Reichthümer. Ein System, welches darauf ausgeht, die intellectuellen und moralischen Güter mit den allermateriellesten Gegenständen untereinander zu werfen, scheint mir weit weniger die letzteren zu veredeln, als die ersteren zu entwürdigen. Man sagt ohne Zweifel etwas sehr Geistreiches, wenn man behauptet, die Tugend sey der wünschenswertheste aller Reichthümer. Dieser Satz ist ganz richtig, da er einen figürlichen Sinn hat; allein im eigentlichen Sinn wäre er absurd. Die Gelehrten, die uns die Mittel zum Glücke offenbaren, lassen uns die moralischen Genüsse in einer Sphäre finden, die über die niedere der physischen erhaben ist. Es schadet aber ihren Lehren, wenn man die Sprache verwirrt und wenigstens scheinbar die Tugenden den Reichthümern einverleibt. Glaubte man auf diese Art das Gebiet der politischen Oekonomie zu erweitern und ihr höhere Wichtigkeit zu verleihen? Diese Wissenschaft bedarf einer Erweiterung ihrer Grenzen nicht; sie erlangt hinreichendes Gewicht aus dem Umstande, daß die Reichthümer, deren Verbreitung sie lehrt, der Noth vorkehren und abhelfen, die Mängel beseitigen, welche das Elend erzeugt, und nützliche Hülfsmittel zu kostbarern Gütern sind, mit welchen sie zu verwechseln, man sich schämen sollte. Unter den Meinungen, die ich eben anführte, ist die einfachste und wahrste diejenige, welche uns in allen materiellen Gütern, die die Bedürfnisse der Menschen befriedigen, Reichthümer erblicken läßt.

Drittes Kapitel.

Von der Nützlichkeit, dem Werthe und dem Preise.

Die Eigenthümlichkeit, welche eine Menge von Gegenständen hat, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, heißt Nützlichkeit. Diejenigen dieser Gegenstände, welche in so großem Ueberflusse verbreitet sind, daß sich jeder damit versorgen kann, haben keinen Werth. Dahin gehören die Luft und das Licht. Der Werth ist eine Eigenschaft der Dinge, welche vertauscht werden können *).

Die Nützlichkeit kann bestehen, ohne den Werth; allein der Werth hat nothwendig die Nützlichkeit zur Unterlage. Für einen nutzlosen Gegenstand giebt Niemand etwas; ergäbe aber eine glückliche Entdeckung, daß dieser selbe Gegenstand natürlichen oder erkünstelten Bedürfnissen vorsehe, so würde er vielleicht einen ausgezeichneten Werth erhalten.

Eine fremde Pflanze, die als Nahrungsmittel nicht zu gebrauchen ist, und deren Blume des Reizes entbehrt, war vielleicht nur von Botanikern gekannt. Man gewahrt, daß ihr Blatt, getrocknet, aufgerollt oder zu Staub gerieben, Heilkräfte äußert, daß sein Rauch die Langeweile verscheucht, die Ideen der Nachdenkenden anregt und den von der Last harter Arbeiten niedergedrückten Arbeiter erquickt. Nach wenig Jahren cultivirt eine Menge Hände diese Pflanze und zahlreiche Manufakturen erheben sich zu ihrer Zubereitung. Dieser neue Gewerbzweig ruft wieder andere hervor, es entstehen Fabriken für Pfeifen und Tabacksdosen. Eine Unzahl Krämer verdankt ihre Existenz

*) Diese Bezeichnungen scheinen mir genauer und deutlicher als der Gebrauchswerth und der Tauschwerth Smith's.

diesen mannigfaltigen Erzeugnissen; reiche Kaufleute schicken ihre Schiffe in die Ferne und holen ganze Ladungen köstlichen Tabacks; und die Regierungen legen auf eine vorher nicht bemerkte Pflanze ganz ungeheure Abgaben.

Die Nützlichkeit ist nicht das einzige Prinzip des Werthes; man muß einige Hindernisse finden, sich mit einem nützlichen Gegenstande zu versorgen, ehe man einen andern Gegenstand dafür zum Tausche anbietet. Das Wasser ist so gemein, daß wir es nicht mehr bezahlen; wir bezahlen nur die Arbeit desjenigen, der es uns herbei holt *): wenn es indessen selten wird, so muß man es kaufen. In den Gebirgen meines Vaterlandes verkauft man während der Hitze des Sommers oft sehr theuer Schneewasser, was man im Winter und Frühjahr sorglich gesammelt hat. Es giebt traurige Verhältnisse, in denen die Güter, welche die Natur mit der größten Freigebigkeit darbietet, sehr schwer zu beschaffen sind; sie können alsdann vertauscht und verkauft werden. Wie mancher Unglückliche hätte in der Tiefe eines verpesteten lichtlosen Kerkers, dem Verderben nahe gebracht, seinem geizigen

*) Condillac behauptet, das Wasser habe immer Werth. „Wenn ich am Ufer eines Flusses stehe, sagt er, so kostet mir das Wasser die Anstrengung, mich zu bücken, um es zu schöpfen; eine Anstrengung, die, ich bekenne es, eine sehr geringe Arbeit ist. Allein das Wasser hat dann auch nur den möglichst geringsten Werth; aber es kostet immer die Arbeit, die ich aufwenden muß, um mir es zu verschaffen." (du commerce et du gouvernement. cap. I.)

In diesem Ausdruck haben die Worte nicht ihren richtigen Sinn, oder, wenn man will, nicht den Sinn, den man ihnen, um der Wissenschaft willen, geben muß. Die leichte Arbeit, die ich aufwende, um das Wasser zu schöpfen, beweist, daß es Nützlichkeit hat; allein, wenn mir Niemand gegen dieses Wasser etwas in Tausch geben will, so hat es keinen Werth.

Stockmeister ein wenig freie Luft und Tageslicht mit Gold aufgewogen?

Die Nützlichkeit und die Seltenheit sind die beiden Elemente des Werthes. Wenn die Letztere für die Erstere einzutreten scheint, so ist dieses eine Täuschung. Die Nichtswürdigkeiten, welche in einem reichen Waarenlager brilliren, die Juwelen und das Geschmeide, haben gar keinen Nutzen, sagt man, und dennoch haben sie einen großen Werth. Die Nützlichkeit, so wie ich sie definirt habe, ist die Eigenthümlichkeit bestimmter Gegenstände, unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Erkünstelte Bedürfnisse können aber den natürlichen an Gewicht gleich kommen und sie selbst übertreffen. Eine junge frivole Frau, welche fürchtet, des andern Tages ihren Putz bei einem Feste verdunkelt zu sehen, hat vielleicht eine unruhigere Nacht als die arme Hausmutter, die glücklich ist, allen ihren Kindern haben Brod geben zu können, indem sie ihr eignes Mahl darum verkümmert. Die Seltenheit erregt bei einigen Personen das Verlangen, zu besitzen: die Gegenstände, welche dieses Verlangen hervorrufen, haben eben deswegen Nützlichkeit, weil sie die mehr oder weniger lebhafte Unbehaglichkeit, welche die Nichtbefriedigung eines Bedürfnisses allzeit begleitet, schwinden lassen. Die Kunstarbeiter bringen etwas Nützliches hervor, so oft sie etwas Verkäufliches darstellen, und unter demjenigen, was die erkünstelten Bedürfnisse zahlpflichtig macht, ist mitunter Manches sehr werthvoll, weil es auf der einen Seite eine sehr schwierige und kostbare Bereitung verlangt, und auf der andern Seite reichen Leuten dargeboten wird, die bei ihren Ausgaben von dem Kitzel der Eitelkeit gereizt werden.

Man erkennt ohne Zweifel, daß in der politischen Oekonomie der Ausdruck Nützlichkeit nicht den strengen

Sinn hat, den er in der Moral erhält. Diese beiden Wissenschaften scheinen in einem wichtigen Punkte einander entgegengesetzt; allein ein genauerer Beobachter sieht sie weiterhin sich wieder annähern und einigen. Wenn diese Wissenschaften auf genaue Grundbegriffe gebaut werden, so leisten sie sich gegenseitige Beihülfe. Die Moral, betroffen von den Versündigungen, welche die Noth erzeugt, gesteht den verschiedenen Mitteln, des Uebels Meister zu werden, einen gerechten Einfluß zu. Unter der Anzahl von Gegenständen, welche der Gewerbfleiß erkünstelten Bedürfnissen liefert, kenne ich wenige so unwichtige, als die Kanten, und doch kann ein einsichtsvoller Mann ihre Bereitung mit Theilnahme betrachten. Diese Bereitung ist eine Hülfsquelle für tausend Frauen, welche sich damit in den Zwischenaugenblicken beschäftigen, welche ihnen die Haushaltungssorgen übrig lassen. Der Lohn ist sehr mäßig und doch mindert er die Bedrängnisse vieler Familien und verleiht einigen Andern Wohlstand. Die Kunstarbeiterinnen haben ihre Beschäftigung zu Hause; die Mutter unterweiset darin ihre Tochter und läßt sie unter ihren Augen arbeiten; auf diese Art ist diese Gewerbthätigkeit ungleich geeigneter zur Erhaltung der Einigkeit der Familien und der Wohlanständigkeit, als alle andere unendlich nützlichere Industrie. Die Moral verbietet keine Arbeiten, welche, wenn auch ihr Gegenstand gering ist, doch zur Verbreitung des Wohlstandes und der Sittsamkeit einer zahlreichen Klasse von Menschen mitwirken: doch legt sie Arbeiten, deren Erzeugnisse, wirklich nützlich, nicht den Wünschen der Eitelkeit, aber den Bedürfnissen der Menschen genug thun, höhern Werth bei. Die politische Oekonomie, weit entfernt, diesem Urtheile zu widersprechen, zeigt, daß diejenigen Gewerbzweige, welche wirklichen Bedürfnissen vorsorgen, die

gewinnreiche Quelle des Wohlstandes eines Landes, daß sie durch die Anzahl der Hände, die sie beschäftigen, und durch die Reichthümer, die sie in Umlauf setzen, ohne Vergleich jenen kleineren Gewerbzweigen vorzuziehen seyen, deren glänzende Erzeugnisse nur für wenige Individuen bestimmt sind. Die politische Oekonomie thut dar, daß ein Vater, dem es frei steht, für seinen Sohn ein Gewerbe zu wählen, immer eins von denjenigen vorziehen muß, welche unsere wirklichen Bedürfnisse nothwendig machen. Durch ein solches Gewerbe wird man allzeit am sichersten sein Auskommen finden. Unvorhergesehene Umstände zwingen oft die Menschen, ihre Ausgaben zu beschränken. Ein Krieg, innerliche Unruhen, werfen die Gesellschaft in einen Zustand der Crisis; und wenn man dann schon die nothwendigen Ausgaben beschränkt: was wird erst aus den Ueberflüssigen werden? Auch ohne den Eintritt von Kalamitäten reicht schon der veränderliche Einfluß der Mode hin, eine heute noch gewinnreiche Unternehmung morgen schon lästig zu machen. Offenbar sind Gewerbe und Handel mit nützlichen Gegenständen, nützlich in der strengen Bedeutung dieses Wortes, die sichersten und die geeignetsten, jenen Wohlstand und jenes sorgenlose Bestehen der Familie zu gewährleisten, welche ein arbeitsamer über seine wahren Interessen aufgeklärter Mann im Auge haben muß. Diese Betrachtungen räumen den Widerspruch aus dem Wege, der über einen wesentlichen Punkt zwischen der Moral und der politischen Oekonomie zu bestehen schien.

Die Nützlichkeit und die Seltenheit, diese beiden nothwendigen Vorbedingungen des Werthes, haben sehr verschiedene Wirkungen. Die Eine ist vortheilhaft für Alle; die Andere ist im allgemeinen schädlich, weil sie für die

die Mehrzahl die Idee der Entbehrung in sich begreift. Ueber die Erste sind die Menschen einig; über die Andere weichen sie je nach ihrer Stellung in dem Urtheile von einander ab. So wünscht z. B. der Kunstarbeiter, daß die rohen Stoffe so wenig selten, als möglich, seyen, um sie so wohlfeil als möglich zu haben; und daß die verarbeiteten Stoffe selten seyen, damit sie ihren Werth behalten. Im Laufe dieses Werkes werden wir die politische Oekonomie die kleinlichen Rücksichten des Privat-Interesses beseitigen, und mit der Erhöhung der Nützlichkeit und der Verminderung der Seltenheit sich beschäftigen sehen.

Die allgemeinen Betrachtungen, die ich über den Werth angestellt habe, zeigen noch nicht, wie man ihn mit einer gewissen Genauigkeit schätzen, wie man dahin gelangen könne, den Preis der Dinge zu bestimmen. Der Preis ist der in Geld ausgedrückte Werth.

Beim ersten Anblick scheint es, als ob die Preisbestimmung der Waaren sehr willkührlich seyn, und einzig von dem Bedürfnisse, zu kaufen und zu verkaufen, abhangen müsse; daß man folglich zu derselbigen Zeit an dem nämlichen Orte für Gegenstände derselben Art sehr verschiedene Preise zahlen sehen könne. Dem ist indeß nicht also: im Allgemeinen steht der Werth jeder Waare ziemlich fest; und wenn er schwankt, so wird das Steigen oder Fallen ebenfalls auf eine allgemeine Weise bestimmt. Wie erklärt sich nun die Erscheinung dieser gleichförmigen Preisbestimmung?

Die Zubereitung einer Waare erfordert Kosten; der Unternehmer kauft rohe Stoffe, zahlt Lohn u. s. w. Diese Kosten sind Vorschüsse, welche in dem Werthe des zubereiteten Gegenstandes stecken. Wenn der Produzent diesen Gegenstand verkauft, sich seine Auslagen erstattet und nichts

gewinnreiche Quelle des Wohlstandes eines Landes, daß sie durch die Anzahl der Hände, die sie beschäftigen, und durch die Reichthümer, die sie in Umlauf setzen, ohne Vergleich jenen kleineren Gewerbszweigen vorzuziehen seyen, deren glänzende Erzeugnisse nur für wenige Individuen bestimmt sind. Die politische Oekonomie thut dar, daß ein Vater, dem es frei steht, für seinen Sohn ein Gewerbe zu wählen, immer eins von denjenigen vorziehen muß, welche unsere wirklichen Bedürfnisse nothwendig machen. Durch ein solches Gewerbe wird man allzeit am sichersten sein Auskommen finden. Unvorhergesehene Umstände zwingen oft die Menschen, ihre Ausgaben zu beschränken. Ein Krieg, innerliche Unruhen, werfen die Gesellschaft in einen Zustand der Crisis; und wenn man dann schon die nothwendigen Ausgaben beschränkt: was wird erst aus den Ueberflüssigen werden? Auch ohne den Eintritt von Kalamitäten reicht schon der veränderliche Einfluß der Mode hin, eine heute noch gewinnreiche Unternehmung morgen schon lästig zu machen. Offenbar sind Gewerbe und Handel mit nützlichen Gegenständen, nützlich in der strengen Bedeutung dieses Wortes, die sichersten und die geeignetsten, jenen Wohlstand und jenes sorgenlose Bestehen der Familie zu gewährleisten, welche ein arbeitsamer über seine wahren Interessen aufgeklärter Mann im Auge haben muß. Diese Betrachtungen räumen den Widerspruch aus dem Wege, der über einen wesentlichen Punkt zwischen der Moral und der politischen Oekonomie zu bestehen schien.

Die Nützlichkeit und die Seltenheit, diese beiden nothwendigen Vorbedingungen des Werthes, haben sehr verschiedene Wirkungen. Die Eine ist vortheilhaft für Alle; die Andere ist im allgemeinen schädlich, weil sie für die

die Mehrzahl die Idee der Entbehrung in sich begreift. Ueber die Erste sind die Menschen einig; über die Andere weichen sie je nach ihrer Stellung in dem Urtheile von einander ab. So wünscht z. B. der Kunstarbeiter, daß die rohen Stoffe so wenig selten, als möglich, seyen, um sie so wohlfeil als möglich zu haben; und daß die verarbeiteten Stoffe selten seyen, damit sie ihren Werth behalten. Im Laufe dieses Werkes werden wir die politische Oekonomie die kleinlichen Rücksichten des Privat-Interesses beseitigen, und mit der Erhöhung der Nützlichkeit und der Verminderung der Seltenheit sich beschäftigen sehen.

Die allgemeinen Betrachtungen, die ich über den Werth angestellt habe, zeigen noch nicht, wie man ihn mit einer gewissen Genauigkeit schätzen, wie man dahin gelangen könne, den Preis der Dinge zu bestimmen. Der Preis ist der in Geld ausgedrückte Werth.

Beim ersten Anblick scheint es, als ob die Preisbestimmung der Waaren sehr willkührlich seyn, und einzig von dem Bedürfnisse, zu kaufen und zu verkaufen, abhangen müsse; daß man folglich zu derselbigen Zeit an dem nämlichen Orte für Gegenstände derselben Art sehr verschiedene Preise zahlen sehen könne. Dem ist indeß nicht also: im Allgemeinen steht der Werth jeder Waare ziemlich fest; und wenn er schwankt, so wird das Steigen oder Fallen ebenfalls auf eine allgemeine Weise bestimmt. Wie erklärt sich nun die Erscheinung dieser gleichförmigen Preisbestimmung?

Die Zubereitung einer Waare erfordert Kosten; der Unternehmer kauft rohe Stoffe, zahlt Lohn u. s. w. Diese Kosten sind Vorschüsse, welche in dem Werthe des zubereiteten Gegenstandes stecken. Wenn der Produzent diesen Gegenstand verkauft, sich seine Auslagen erstattet und nichts

übrig behält, so verkauft er zu dem Fabrikpreise. Vernünftigerweise durfte er jedoch einen Gewinn erwarten. Der Belauf der Vorschüsse und dieser billige Gewinn bilden den Sachpreis einer Waare.

In der Voraussetzung, daß die Vorschüsse nicht etwa durch die Schuld des Produzenten, seine Unerfahrenheit, Unachtsamkeit u. s. w. sehr beträchtlich geworden sind, ist es zu wünschen, daß sich die Erzeugnisse allezeit zu ihrem Sachpreise verkaufen lassen. Weder die Verkäufer, noch die Käufer, würden sich zu beklagen haben, und die Reichthümer würden sich auf die für den allgemeinen Wohlstand vortheilhafteste Weise verbreiten. Allein oft sagt man, und sagt mit Grund, daß diese oder jene Waaren über oder unter ihrem wirklichen Werthe verkauft werden. Es giebt also für den Preis einen noch durchgreifendern Bestimmungsgrund, als der, von dem ich eben sprach.

Selten bekümmert sich der Käufer um die Kosten, welche die Hervorbringung der Gegenstände, die er erhandelt, erfordert; und vielleicht eben so selten begnügt sich der Verkäufer mit einem billigen Gewinn, wenn er ihn, ohne seinem Geschäft zu schaden, noch steigern kann. Wenn die Waaren im Ueberflusse dargeboten und wenig begehrt sind, so ist offenbar, daß die Käufer im Stande sind, die Preise der sich herzudrängenden Verkäufer herabzudrängen. Wenn dagegen die Nachfrage häufig ist und es an Waaren, um sie vollständig zu befriedigen, fehlt: so sind die Verkäufer ihres Orts in der günstigen Lage, selbst den Preis bestimmen zu können. Es ist also das Gleichgewicht des Angebots und der Nachfrage, was den laufenden Preis bestimmt.

Nach Anerkennung dieser unbestreitbaren Thatsache wollen wir nun sehen, daß die Gewalt der Dinge ohne

Aufhören darauf hinwirkt, den laufenden Preis dem Sachpreise zu nähern. In der That, wenn der Ueberfluß an Waaren den Marktpreis zu tief herabdrückt, so suchen die Kunstarbeiter einen andern Gewerbzweig für ihre Thätigkeit und ihr Kapital; Andere beschränken ihre Lieferung; die Masse der Erzeugnisse vermindert sich, und stellt sich annähernd mit der Nachfrage ins Gleichgewicht. Wenn dagegen der Marktpreis sehr hoch ist, weil es viele Käufer und wenig Verkäufer giebt, so ermuthigt die Sicherheit, zu verkaufen, die Fabrikanten, immer mehr hervorzubringen; die Hoffnung an dem hohen Gewinne Theil zu nehmen, setzt neue Produzenten an; die Masse der Waaren vermehrt sich, und die Wirkung ihrer Vervielfältigung ist die Annäherung ihres Preises an den Sachpreis.

Dies ist wenigstens der Gang der Dinge in den Ländern, in denen die Gesetzgebung dem Gewerbfleiße die Wohlthaten der Freiheit gewährleistet. Nur wenn die Regierungen Monopole, Korporationen und Privilegien stiften, läßt sich der Verkaufspreis lange Zeit auf einem, von dem Sachpreise sehr verschiedenen, Stande erhalten.

Den Wohlthaten der Freiheit müssen sich diejenigen des Unterrichts und der Moral anreihen, da auch sie dazu beitragen können, den Sachpreis der Dinge geltend zu machen. Die öffentliche Meinung brandmarkt einen Menschen, der sich die Unwissenheit oder das Unglück eines Andern zu nutze macht, um ihm entweder eine Waare zu einem ausschweifend hohen Preise zu verkaufen, oder sie ihm zu einem nichtswürdig geringen Preise abzukaufen. Allein wie viele minder geringe Mißbräuche, minder schreiende Betrügereien regen kaum Vorwürfe auf, veranlassen nicht das mindeste Bedenken?! Alles, was die Redlichkeit und den Wunsch, einander zu unterstützen, allgemeiner

macht, muß auch dazu beitragen, die Reichthümer zu vervielfältigen, gleich wie die Mittel, ihrer zu genießen.

Viertes Kapitel.

Von der Produktion.

Nützlichkeit und Werth Gegenständen, die beides nicht haben, verleihen; die Nützlichkeit und den Werth der Gegenstände, die beides schon haben, erhöhen, heißt produziren.

Man produzirt entweder durch Veränderung der Form der Gegenstände, oder durch Veränderung des Ortes derselben. Der Gewerbfleiß bedient sich des ersten Mittels, wenn er Getreide erzeugt, oder es in der Mühle mahlt; er bedient sich des zweiten, wenn er Getreide von einem Orte, wo es im Ueberflusse ist, an einen andern befördert, wo das Bedürfniß es nöthiger macht.

Es war Mangel eines richtigen Begriffs der Produktion, wenn so viele Schriftsteller wiederholt haben, daß der Handel nichts produzire, weil er der Masse von Gegenständen, welche schon vor seinem Eingreifen vorhanden waren, keine neue hinzufügt. Der Handel erhöht, indem er unseren Bedürfnissen eine Masse von Waaren verleiht, deren Nützlichkeit; er erhöht ihren Werth d. h. er produzirt. Diese Begriffe, welche ursprünglich rein theoretisch schienen, sind nichts desto weniger von praktischer Wichtigkeit. Ein Irrthum der Oekonomisten konnte auf die Art, die Steuern umzulegen, einen verderblichen Einfluß gewinnen.

Der Gewerbfleiß produzirt nur in sofern, als seine Geschäftigkeit mit kluger Umsicht geleitet wird. Fabriziren

ist nicht immer produziren; ja man kann, indem man fabrizirt, sogar zerstören. Z. B. es druckt Jemand ein Buch: das Papier ist schön, das Schriftzeichen genau, der Abdruck sorgfältig; indeß die Werke des Geistes bestehen nur durch Eigenschaften, die der Gewerbfleiß nicht ersetzen kann. Wenn das Buch dieser Eigenschaften entbehrt, so hat der Drucker es vergeblich gut fabrizirt; er hat Werth zerstört. Das Ries Papier, welches, so lange es weiß war, 15. Frank. kostete, gilt jetzt nur 6 Frank. Die Mühewaltung des Unternehmers und seiner Arbeiter, ingleichen die Anwendung eines Kapitals sind verloren; es ergiebt sich eine wirkliche Vernichtung eines Werthes, den man danach schätzen kann, was dieselbe Arbeit und dasselbe Kapital, wären beide vortheilhaft angewendet worden, hervorgebracht haben würden. Der Kaufmann zerstört in gleicher Weise, wenn er, verleitet durch unsichere Nachrichten, die auf eine leichtfertige Weise eingezogen wurden, Waaren von einem Orte, wo sie Werth hatten, nach einem andern schaffen läßt, wo sie nur geringeren Werth haben. Wenn ihr Preis derselbe bleibt, so sind wenigstens seine Unkosten und Mühewaltung verloren. Wenn es wahr ist, daß ein Londoner Kaufmann eine Schiffsladung mit Schlittschuhen einem Lande zuführte, wo man kein Eis kennt: so ist dieser Kaufmann sehr geschickt, Werthe zu zerstören.

Es giebt für eine unwissende und unkluge Gewerbthätigkeit viele Arten, Werth zu vernichten. Ich weiß nicht, ob ich sie sämmtlich hier aufführen soll; die Hauptarten sind aber folgende. Anstatt zu produziren, zerstört man, obschon man arbeitet,

1. wenn die Rohstoffe nicht die erforderlichen Eigenschaften besitzen, da man den Einkaufspreis und Arbeitslohn ganz oder theilweise verlieren wird;

2. wenn zwar die Rohstoffe gut sind, die Fabrikation aber schlecht ist; nämlich durchaus schlecht, wenn das Werk zu gar nichts zu gebrauchen ist, oder wenigstens relativ schlecht, wenn das Werk zwar an sich gut, aber nicht nach dem Geschmack der Konsumenten ist;
3. wenn die Fabrikations- oder Transportkosten zu hoch sind, als daß man Konkurrenz halten könnte;
4. wenn die Waaren, die man verkaufen wollte, im Ueberfluß zuströmen, entweder weil der Bedarf schon befriedigt ist, oder weil, wie es oft der Fall, die Menschen, denen man sie darbietet, nicht im Stande sind, sie zu kaufen.

Die Vernichtung des Werthes ist selten eine gänzliche Zerstörung; einiger Nutzen geht fast immer aus der Arbeit hervor. Man wirft nicht Waaren, welche den Markt überfüllen oder welche zu kostbar waren, als daß sie hätten bezahlt werden können, sogleich weg; um nicht alles zu verlieren, verkauft man lieber zu geringen Preisen, und den Verlust des Unternehmers machen Andere sich zu Nutze. Indeß würde man Unrecht haben, zu behaupten, es trete hier Kompensation ein, die Einen gewännen das, was die Andern verlören. Auf der einen Seite ist der Gewinn nur unbedeutend, auf der andern der Verlust beträchtlich. Die mit Umsicht geleiteten Arbeiten sind die einzigen, welche die öffentliche Wohlfahrt gründen; und es ist ein befremdlicher Irrthum, wenn man die Unklugheit oder die Verschwendung durch die Vortheile entschuldigen will, die einige Personen daraus ziehen. Dergleichen Vortheile beweisen nur, daß jedes Uebel auch sein Gutes hat. Wenn aber falsche Spekulationen allgemein werden, so werden bald zahlreiche Werkstätten geschlossen werden; die Mehrzahl der

Handelszweige verkümmert und die Gesellschaft ermangelt dann der Arbeit und der Produkte. Wie könnten wohl so schwere Leiden aufgewogen werden durch die Vortheile einiger, unter dem Preise gemachten, Ankäufe?

Die obigen Wahrheiten gelten für alle Zeiten; ich hielt es aber mehr, als je, in der gegenwärtigen Zeit für nützlich, sie zu wiederholen, da den Geistern ein so mächtiger Antrieb gegeben ist und eine Menge von Menschen sich zu einem blinden Vertrauen auf sich selbst hinreissen läßt. Der Antrieb, von dem ich rede, ist von großem Werthe. Damit er aber auch dauerhaft sey, und immer fruchtbringender werde, bedarf er einer umsichtsvollen Leitung. Wenn zahllose Schiffe auf das Meer entsendet werden, so ist es nöthig, auf den Leuchtthürmen die Feuer zu schüren.

Die politische Oekonomie handelt nicht von den besondern Kenntnissen, welche die verschiedenen Gewerbsthätigkeiten erfordern; sie lehrt aber den zu Unternehmungen geeigneten Menschen, daß man mit Einbildungen und Eitelkeit nicht zum Zweck kommt; sondern daß sie sich zuvörderst mit wirklichen Studien zu beschäftigen haben, damit sie über Sachen und Personen die Kenntnisse erlangen, ohne welche sie ihr Glück und ihre Ehre aufs Spiel setzen würden.

Mit diesen Kenntnissen müssen die gewerbthätigen Menschen eine gewählte Verfahrensweise vereinigen. Ich will ihnen keine Uneigennützigkeits-Moral predigen. Nur mit Widerwillen höre ich jene Müßiggänger, die, so oft sie einen Fabrikunternehmer eine Niederlassung begründen sehen, sogleich sprechen: „dies ist nicht für das gemeine Beste, sondern um seinetwillen macht er diese Unternehmung.“ Ey! ohne Zweifel ist es um seinetwillen: eine Gewerbsunternehmung muß demjenigen, der sie begründet,

Vortheil gewähren; nichts ist nothwendiger, nichts billiger. Indeß auch für die Gesellschaft arbeitet der kluge und fleißige Mann; beiderlei Interessen fließen zusammen; das zweite wird das erste adeln; es hat mehr, als einmal, wahre Kaufleute geleitet. Die Moral mißbilligt niemals, daß jemand die Früchte seiner Arbeit genießen will; sie mißbilligt nur die Sucht, die Wuth, sich in einigen Monaten zu bereichern, welche so viele Menschen Unternehmungen machen läßt, die weit über ihre Kräfte gehen und sie in Noth und Schande stößt, während einige Mäßigung ihnen mit der Zeit einen ehrenvollen Ueberfluß gesichert haben würde. Auch möchte die Moral jene häßliche Eigenliebe vertilgen, durch die man Kaufleute, täglich, sey es in gewagte Spekulationen, sey es in ausschweifende Luxusausgaben sich stürzen sieht. Die Gewinnsucht richtet viele Leute zu Grunde, aber vielleicht noch mehr Opfer fordert die Eitelkeit.

Wenn ein fleißiger Mann wirkliche Kenntnisse und feste Grundsätze hat, und damit seiner Thatkraft sich überläßt, so wird er auch etwas schaffen. Werden die Umstände ungünstig, so darf man nicht müßig bleiben, um seine Lage zu ändern und zu bessern. Man muß dahin gelangen, entweder besser oder zu geringeren Preisen zu arbeiten, sich neue Absatzwege eröffnen oder eine andere Beschäftigungsweise versuchen. Je mehr Hindernisse es giebt, desto ausdauernder und erfindungsreicher muß die Thätigkeit werden.

Mehrere Schriftsteller machen es Herrn Say zum Vorwurf, daß er gesagt hat, man könne nicht zu viel produziren. Aber wie doch? Sollte man zu viel Werth, Nützlichkeit erzeugen können? Diese Schriftsteller haben verwirrte Begriffe von der Produktion; sie haben

geglaubt, Herr Say sage, man könne nicht zu viel fabrizirен. Jeder Beobachter gesteht gerne, daß man von dieser oder jener Waare zu viel fabrizirен könne; d. h. zu viel davon auf diesen oder jenen Markt bringen. Eben um diese fruchtlosen und selbst aufreibenden Arbeiten zu vermeiden, sind die besondern Studien so nothwendig. Allein die Produktion, wenn man anders mit diesem Worte einen richtigen Begriff verbindet, die Produktion kann niemals zu reichlich werden. Sagen: habt Acht, nicht zu viel zu produziren, heißt den Kaufleuten sagen: habt Acht, daß Ihr nicht zu viel verkauft.

Es ist eins der hervorstechendsten Verdienste, die Herr Say der politischen Oekonomie geleistet, eines von denen, die ihm ewigen Ruhm sichern, die Hauptwahrheit auf die höchste Stufe der Gewißheit erhoben zu haben, daß Produkte nur mit Produkten erkauft werden. Wir wollen Wohlstand verbreiten, den Menschen nachweisen, wie sie sich die Güter verschaffen, die ihnen nützlich oder angenehm sind; und einer der Hauptgrundsätze, die man ihnen zeigen muß, besteht darin, daß man nur Produkte kaufen kann, wenn man andere hat, die dagegen in Tausch gegeben werden können.

Diese Wahrheit, die ein helles Licht auf die materiellen Interessen der Gesellschaft werfen muß, ist indessen beim ersten Anscheine dunkel. Gewöhnt, wie wir es sind, bei der Mehrzahl von Tauschhandlungen das Geld eine Rolle spielen zu sehen, scheint es uns, als lasse man sich bei der Behauptung, daß nur Produkte wieder Produkte erkaufen, von einer spitzfindigen Idee verleiten. Der erste Einwurf, der sich unserem Geiste darbietet, ist der, daß die Menschen, welche am meisten verzehren, im Allgemeinen gar nichts produziren.

Ich will mir den Leser in einer glücklichen Muße denken, einzig von dem Ertrage seiner Güter lebend. Er produzirt nichts; sondern Andere produziren für ihn. Was ist denn nun sein Einkommen? Es ist ein Theil der Producte, die die Bebauer seiner Güter erzeugen. Er konnte diesen Theil in natura erhalten, hat aber bequemer gefunden, ihn in Gelde zu bestimmen; allein die Münzstücke, die ihm seine Ausgaben bestreiten, repräsentiren die Erzeugnisse, gegen welche sein Pächter sie eintauschte; und im Grunde bezahlt er die verschiedenen Waaren, die er zu kaufen beliebt, nur mit jenen Produkten. Ist er etwa einer von jenen reichen Kapitalisten, welche von den Zinsen der Summen leben, die sie ausgeliehen haben? Gesetzt, seine Fonds liefen durch die Hände eines Gewerbeunternehmers: so sind die Zinsen, die derselbe ihm zahlt, ein Theil der Gegenstände, die dieser fabrizirte und verkaufte. Gesetzt, der Anleiher wäre ein Müßiggänger, so wird dieser ihm nichts zahlen, oder er wird sich an seinen Einnahmen, z. B. an dem Zins seiner Pächter abbrechen. Das Silber selbst ist ein Produkt des Grubenbesitzers; und wenn man nicht Eigenthümer der Gruben ist: wie soll man sich das Silber anders verschaffen, wenn nicht durch Eintausch gegen andere Produkte? Die Tücher, die Tuche und die Weine Europas erkaufen von Amerika die Metalle.

„Es ist nicht ganz wahr," sagt Herr Malthus, „daß Produkte allezeit gegen andre Produkte vertauscht werden. Der größte Theil der Produkte wird gegen Arbeit vertauscht *)."

Man erkauft die Arbeit aber nicht um der Arbeit

*) Principes d'Économie politique. II, 26. der französischen Uebersetzung von Constancio.

selbst willen, man erkauft sie um der Resultate willen, die man durch sie erzielen will. Der arme Tagelöhner, welcher um Beschäftigung bittet, würde sich ganz richtig ausdrücken, wenn er sagte: ich habe euch keine Produkte in Tausch zu bieten für diejenigen, deren ich zum Leben bedarf: ich will aber arbeiten, um euch Produkte zu liefern, die an Werth diejenigen übersteigen, deren ich begehre. Die Lohnarbeiter geben ihre Arbeit, die Unternehmer geben ihnen Geld; und die Arbeit und das Geld sind die Vermittler, welche Beiden zu den Produkten verhelfen, deren sie begehren.

Herr v. Sismondi meint, das Einkommen sey völlig verschieden von der Produktion, und die Produkte würden nicht mit Produkten, sondern durch Einkünfte bezahlt *). Die nähere Untersuchung zeigt jedoch, daß die Einkünfte einen Theil der Produktion ausmachen, daß sie alle aus derselben gemeinschaftlichen Quelle fließen, woher sie auch immer ihren Ursprung nehmen mögen. Die Gehälter der öffentlichen Beamten werden aus den Auflagen entnommen, welche ihrerseits nichts anders sind, als Produkte, welche jeder Einzelne dazu hergiebt, die allgemeinen Ausgaben zu bestreiten. Die Honorare der Aerzte und der Advokaten, die Gage der Schauspieler, der Musiker u. s. w. sind ebenfalls ein Theil unserer in Geld verwandelten Produkte.

Aber, wird man ohne Zweifel sagen, die Art, auf welche die Obrigkeit, der Arzt, der Advokat, u. s. w. ein Einkommen erhalten, widerspricht diesem Prinzip: diese Leute, die sich einzig mit intellectuellen Arbeiten beschäftigen, haben keinen Gewerbzweig, der ihnen Produkte her-

*) Nouveaux principes d'Économie politique I. p. 106. ff.

vorbrächte, sie können also dergleichen auch nicht gegen die unsrigen antauschen. Sicher sind diejenigen, die sie uns anbieten, nicht von derselben Art, wie die der Bauern und der Fabrikanten; allein ihre hohen Gedanken erzeugen etwas Schätzbares. Nicht alle unsere Bedürfnisse sind materiell; so ist es auch mit den Produkten. Die Arbeiten der Männer, welche dem öffentlichen Wohle leben, so wie derjenigen, welche zu unseren Vergnügungen beitragen, liefern immaterielle Produkte. Da diese Arbeiten uns nöthig oder nützlich sind, und die Menschen, denen wir sie verdanken, physische Bedürfnisse haben, so werden die immateriellen Produkte gegen materielle vertauscht.

Vergebens würde man diese Beziehungen erschöpfen: um Produkte zu erlangen, muß man immer andere in den Tausch zu geben haben. Schon der gesunde Menschenverstand, der in diesem Falle einem wirklichen Naturtriebe gleich kommt, führt hierauf alle die Menschen, die von der Noth gedrängt werden, die Mittel zum Unterhalt aufzufinden. Wenigstens wenn sie nicht betteln oder stehlen, so suchen sie irgend ein materielles oder immaterielles Produkt zu erzeugen, um es zu vertauschen und zu leben. Das, was der gesunde Menschenverstand den unwissendsten Wesen offenbart, wird durch die höhern Betrachtungen der politischen Oekonomie nur weiter entwickelt und nach allen seinen Folgen auseinandergesetzt.

Es liegt in der Produktion eine Kraft, welche eben zur Produktion wieder anreizt. Das Anschauen der Leistungen der Industrie und der zur Befriedigung natürlicher oder erkünstelter Bedürfnisse geeigneten Gegenstände regt Wünsche auf und macht die Menschen erfinderisch zur Entdeckung der Mittel, sich diese Gegenstände zu verschaffen. Wenn z. B. in Europa die Waaren in größerem Ueberfluß

vorhanden sind, als früher, so ist ein Grund dieser Verbesserung unseres Zustandes darin zu finden, daß man jetzt mehr Tücher, Tuche, Geschmeide u. s. w. bereitet. Man hat die Bemühungen um den Boden verdoppelt und die Produkte desselben vervielfältigt, um dagegen jene Gegenstände in Tausch zu erhalten, die dann ihrerseits wieder Anreiz zu neuen Bedürfnissen gewährten. Jemehr sich der Gewerbfleiß glücklich entwickelt, desto zahlreicher werden die Umtausche und um so mehr Wohlstand verbreiten sie. Je vielfältiger die auf den verschiedenen Punkten der Erde hervorgerufenen Erzeugnisse sind, desto weniger wird man durch Nichtbefriedigung von Bedürfnissen zu leiden haben.

Die Herren Malthus und v. Sismondi behaupten, man habe schon zu viel fabrizirt. In Italien und Brasilien seyen englische Waaren unverkauft geblieben, und in Kamschatka habe man Stoffe unter ihrem Londoner Fabrikationspreise ablassen müssen.

Die sehr wirklichen und betrübenden Thatsachen, welche diese Schriftsteller anführen, bestätigen alle die in diesem Kapitel ausgehobenen Grundsätze. Zuvörderst beweisen sie, daß man während des Fabrizirens zerstören kann; dann beweisen sie die Nothwendigkeit für die Unternehmer, sich in den Besitz aller der Kenntnisse zu setzen, deren sie zu ihrer Unterstützung bedürfen. Die Fähigkeit, in diesem oder jenem Lande zu fabriziren, verleiht noch nicht die Fähigkeit, eine Produktion auch in einem andern Lande hervorzurufen. Die englischen Kaufleute hätten die Lage jener fernen Weltgegenden, deren Bewohner sie weder gewerbreicher noch bemittelter machen können, besser kennen sollen. Und endlich, mögen auch tausend unwissende oder unkluge Spekulanten von irgend einer Waare zu viel fabriziren, zu viel in dieses oder jenes Land schaffen; ihre Mißgriffe

werden immer nichts gegen die Wahrheit beweisen, daß zu wünschen sey, die Produkte würden vervielfältigt. Im Gegentheil würden diese Mißgriffe nur dazu dienen, zu beweisen, daß die Produkte nur durch Produkte zu erkaufen sind. Wenn die Bewohner von Kamschatka, Brasilien und Italien gewerbfleißiger wären, so würden sie die englischen Waaren allerdings kaufen, da sie alsdann die Mittel dazu besitzen würden. Wenn man keine Gelegenheit hat, gut verfertigte Fabrikate und noch dazu zu niedrigen Preisen zu verkaufen, so hat dies seinen Grund entweder darin, daß die Menschen, denen man sie anbietet, ihrer nicht bedürfen, oder darin, daß sie nicht im Stande sind, sie zu bezahlen. Die zweite Voraussetzung ist die wahrscheinlichere. Leider sind die Bedürfnisse zahlreich genug; allein es mangelt nur an Gegenständen, die gegen diejenigen, welche man zu erlangen wünscht, in Tausch gegeben werden könnten. Die Ueberhäufung einer Waare ist im Allgemeinen nur die Folge des Mangels an Produktion einer andern. Ich sage: im Allgemeinen; denn zwei Völker, welche ihre Fabrikationszweige auf gegenseitige Bereicherung abgezielt haben, können in ihrem Handel immer noch durch Hindernisse, mit denen der Fiskus ihre Gränzen umstellt, belästigt und selbst ganz behindert werden.

Die Folgerungen der so eben ins Licht gesetzten Lehre sind von der äußersten Wichtigkeit. Diese Lehre zeigt, daß das Menschengeschlecht auf die höchste Stufe des Reichthums, den es zu genießen berufen ist, nur dadurch gefördert werden kann, daß der Gewerbfleiß, bei allen Völkern durch Friede und Freiheit begünstiget, aller Orten Produkte im größten Ueberfluß und in größter Mannigfaltigkeit hervorrufe. Von diesen von uns anerkannten Wahrheiten dürfen die Freunde der Menschheit niemals wieder

ablassen. Denn nur sie sind es, die damit anfangen, den Quälgeist der Diplomatie zu der Großmuth der Politik zu erheben, und damit endigen werden, die Staatsmänner dahin zu bringen, das große von der ewigen Gerechtigkeit vorgezeichnete Gesetz der Solidarität der Völker zur Vollziehung zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Von der Arbeit.

Das Studium der politischen Oekonomie kann die beschränkten Geister vollständig ausdörren und sie dahin bringen, auf Erden nichts mehr zu sehen, als Waaren, Handel und Gewinn; allein dieses Studium wird für die Geister von einiger Erhabenheit eine Quelle seyn des edelsten Nachdenkens über die Mittel, das Schicksal des Menschengeschlechts zu verbessern, so wie über die Wohlthaten des ewigen Schöpfers aller Dinge.

Wenn man untersucht, welches die Hebel der Produktion seyen, so erkennt man, daß die Natur und der Mensch zur Erzeugung der Reichthümer zusammen wirken. Alle die mineralischen, Pflanzen- und animalischen Stoffe, an welchen wir unsern Gewerbfleiß üben, sind die Produkte einer verborgenen und geheimnißvollen Arbeit, die wir niemals zu ersetzen im Stande seyn werden. Jenes Getreide, welches der Bauer aussäet, ist ein Produkt der Erde, und wenn es ihr wieder gegeben wird, so arbeiten der Boden, das Wasser, die Luft, die Wärme und das Licht von Neuem daran, die Keime zu befruchten, welche sich entwickeln oder absterben, je nachdem es der Wille der höheren Macht ist.

Ohne den Antheil des Menschen bei der Produktion der Reichthümer zu übertreiben, kann man diesen Antheil unermeßlich nennen. Die großen Kräfte der Natur sind außer ihm, aber in ihm ruht die Kraft der Intelligenz. Mit ihr beherrscht und leitet er oft jene Erste. An Orten, an welchen die Natur Pflanzen ohne Werth darbot, zwingt er den Boden zu zahllosen Ernten. Die Luft, die über jene Hügel fährt; das Wasser, das dort vom Felsen stürzt, beide gingen ungenutzt verloren; der Gewerbfleiß bietet ihnen Maschinen dar, und die Luft und das Wasser verleihen ihnen Bewegung, gleich den geschicktesten Werkmeistern. Selbst das Feuer läßt, bezähmt, seine ungeheuren Kräfte unseren Künsten dienen.

Der fruchtbringende Einfluß der Arbeit des Menschen auf die Natur erzeugte in Smith den Gedanken, daß diese Arbeit die einzige Quelle der Hervorbringung des Reichthums sey. Indeß ist es wohl unmöglich, daß ein so scharfsinniger Beobachter Wahrheiten von der einleuchtendsten Gewißheit verkannt haben sollte. Der Mensch kann sich in Mitten der Kräfte der Natur wie einen Lenker zahlreicher Werkmeister und als in einer unermeßlichen Werkstatt sich befindend ansehn; doch welche Erfolge würde er erzielen ohne ihre Beihülfe? Wenn mit Einem Schlage die Naturkräfte ihrer Thätigkeit von derselben Hand, die sie ihnen verliehen, wieder beraubt würde: was sollte wohl aus dem Menschen werden, selbst wenn man ihm seine Intelligenz und seine Kraft vorbehielte? Welch ein Schrecken würde ihn erstarren lassen, alle die Maschinen, die sein Geist erfunden, stille stehen zu sehen! Mit welcher Bestürzung würde er ein todtes Land betrachten, das seine Thätigkeit nicht wieder beleben könnte!

Der Mensch vermag ohne die Mitwirkung der Naturkräfte

turkräfte gar nichts; aber er verrichtet Wunder, indem er sie leitet, und ihnen, so zu sagen, seinen Verstand mittheilt. Man sieht seine Geisteskräfte eine Menge von Werken hinstellen, die die blinden Kräfte der Natur niemals geschaffen haben würden.

Der Stand, dessen Arbeiten die Reichthümer hervorrufen, ist der zahlreichste und thätigste; er ist es, der der Gesellschaft jene Regsamkeit, jenes äußere Leben verleiht, von welchem man so eingenommen wird, wenn man ein Land besucht, das von gewerbfleißigen Menschen bewohnt ist.

Die Einen beackern die Ebenen oder ziehen den Weinstock an den Abhängen der Berge oder tragen die Axt in die Wälder auf dem Gipfel der Gebirge; Andere versenken sich in das Innere der Erde, um Gruben und Gänge zu bearbeiten; wieder Andere finden ihren Unterhalt durch Fischfang, sowohl durch den friedlichen in den Bächen und an den Ufern der Flüsse, als durch den gewagten auf dem Meere; noch Andere bringen von der Jagd Wildpret und Pelzwerk heim. Alle diese Arbeiten begreift man unter dem Namen Ackerbauindustrie.

Nicht minder arbeitsame Menschen richten die rohen Stoffe zu, um sie zu dem verschiedenen Gebrauch geeignet zu machen, den unsere Bedürfnisse, unser Geschmack und unsere Launen erfordern. Die in einer Fabrik gefertigten Arbeiten gehen nach einander in mehrere Andere, und in jeder von ihnen kommen neue Urstoffe hinzu. Die Arten der Verfertigung sind so verschieden, als das Verfertigte: dort setzt man Maschinen in Bewegung, deren Kraft die Menschenkräfte unermeßlich weit übersteigt; hier übt man das sorgfältigste Verfahren mit einer erfindungsreichen Geschicklichkeit. Unsere Nahrungsmittel, unsere Wohnungen, unsere Möbel, unsere Kleidung, unser Schmuck, beschäf-

tigen nicht nur die Arme einer Masse von Arbeitern, sondern auch noch das Nachdenken vieler Leute, die da, Zurichtungen und neue Formen zur Befriedigung unseres Geschmacks und Aufregung unserer Wünsche zu erfinden, geschickt sind. Die Manufakturindustrie wendet sich an so zahlreiche und verschiedenartige Gegenstände, daß ich den Leser ermüden würde, wenn ich auch nur die vornehmsten Arten von Fabriken und Handwerken, die sie umfaßt, herzählen wollte.

Die mit der Handelsindustrie beschäftigten Leute schaffen die Produkte dorthin, wohin die Bedürfnisse der Consumenten sie rufen, sie verkaufen im Kleinen, wie im Großen; im Einlande, wie ins Ausland; sie lassen die Waaren aus einem fremden Lande in andere gelangen. Als Quelle des größten geselligen Verkehrs beschäftigt diese Gewerbthätigkeit eine Menge Leute, herunter von dem Fuhrmann, der schwere Lasten fährt, bis zu dem Banquier, der durch seine Unterschrift in zwei Welten die Zahlungen des Handelstandes und selbst der Regierungen möglich macht.

So scheidet sich die Gewerbthätigkeit in drei Hauptzweige. Die Gesetze sollten niemals die Theilung der Arbeit regeln; dies würde viele Menschen nur der Mittel zum Unterhalte berauben, die sie haben oder sich anschaffen könnten; es würde, wie der Produktion, so auch der Vertheilung der Reichthümer betrübende Fesseln anlegen. Die nützlichen Sonderungen treten von selbst ein. Wenn aus einem Volke jeder Einzelne ausschließlich nur seine Bedürfnisse zu befriedigen sucht, so lebt alles im äußersten Elende. Allein sobald diese Menschen begreifen, daß Jeder von ihnen ausschließlich mit Hervorbringung eines derjenigen Gegenstände, die ihnen nöthig sind, sich beschäftigen und die Andern durch Tausch erwerben kann,

so beginnt der Fortschritt der Civilisation. Jeder Einzelne gewinnt die Zeit, die er durch das Uebergehen von einer Beschäftigung zu der andern verlieren würde, und überdies ertheilt ihm die Uebung derselben Verrichtungen größere Geschicklichkeit. Jemehr die Industrie sich entwickelt, desto öfter wird die Arbeit getheilt, die schon getheilte Arbeit wird wieder getheilt, und gelangt endlich auf einen solchen Punkt, daß in vielen Fabriken z. B. in denen der Stecknadeln oder der Spielkarten, ein Gegenstand von dem allergeringsten Werth das Resultat der Arbeit von zwanzig oder dreißig Handarbeitern ist, von denen jeder reißend schnell eine einzige Seite dieses Gegenstandes bearbeitet.

Der Ueberfluß, die Vollendung und der geringe Preis einer großen Anzahl von Arbeiten sind der Theilung der Arbeiten zu verdanken, die man als eine der wirksamsten Ursachen der Erhöhung der Reichthümer und des Wohlstandes, dessen die civilisirten Völker genießen, betrachten muß. Indeß regt sie doch die Besorgnisse und Klagen grämlicher Beobachter auf. Der Arbeiter, sagen sie, werde auf eine so einfache Operation beschränkt, daß zu ihrer Ausrichtung kein Nachdenken weiter erforderlich sey; der Arbeiter werde zu einer lebendigen Maschine, und die Wunder des Gewerbfleißes würden erkauft durch die Herabwürdigung des Menschen.

Diesen Ansichten läßt sich eine unbestreitbare Thatsache entgegen stellen. Seit der Gewerbfleiß in Europa sich verbreitet, hat man gleichzeitig die Theilung der Arbeit und die Entwickelung der Intelligenz unter die niedern Klassen der Gesellschaft ausgebreitet. Die schädlichen Wirkungen dieser Theilung sind also vollständig aufgewogen, ja überwogen, durch den Einfluß, den der weiter verbrei-

tete Wohlstand und die Regsamkeit der Ideen, die ihn begleitet, auf die intellectuellen Fähigkeiten der Völker äußern.

Indeß bin ich weit entfernt, zu verlangen, daß man blind sey gegen die gefahrdrohenden Wirkungen, welche die rein mechanischen Arbeiten auf eine bestimmte Klasse von Menschen äußern; ich denke sogar, es verlohne sich, diesen Wirkungen vorzubeugen. Die Theilung der Arbeit kann auf dem Punkte, bis zu welchem sie jetzt gediehen ist, einen sehr starken Grund für die Behauptung abgeben, wie wesentlich es sey, daß Volksbildung immer allgemeiner werde, und der Gottesdienst nicht auch zu einer maschinenmäßigen Uebung herabsinke.

Man würde über die Arbeiten, welche zur Bildung der Reichthümer beitragen, sehr unvollständige Ansichten haben, wenn man voraussetzte, daß sie alle von den drei Gewerbzweigen, die ich anführte, umschlossen würden. Es giebt Arbeiten höherer Art, welche die Mittel, Reichthümer hervorzubringen, vervollkommnen und vervielfältigen. Bei diesen Worten richtet sich der Gedanke des Lesers auf die eindringlichen Forschungen in der Mechanik, Chemie, Physik, und auf die höheren Bestrebungen, denen wir eine so große Vollkommenheit in den üblichen Künsten, in den Landbau- und Manufakturoperationen verdanken. Wenn man vor vierzig Jahren den Fabrikanten von Verbesserungen sprach, deren Anwendung ein Gelehrter ihnen rieth, so bewiesen sie sich ungläubig und selbst geringschätzend. Wenn heut zu Tage ein Gelehrter eine Manufaktur besucht, so wird er mit Achtung aufgenommen, dringend um Rath gefragt und mit Zuversicht angehört. Ein solcher Wechsel muß unberechenbare Folgen haben.

Andere Arten von Arbeit wirken auf eine indirekte, aber wirksame Weise auf die Hervorbringung der Reichthümer ein. Die Beamten, welche die Ordnung im Staate erhalten; das Militair, welches ihn vor den Angriffen des Feindes schützt, Alle leisten den Künsten Dienste, die man schätzen kann nach den Handelsverlusten, welche unvermeidlich sind im Sturme der Bürgerkriege und feindlicher Einfälle.

Die Beschäftigungen der Geistlichen, der Schullehrer, der schreibfertigen Freunde der Humanität tragen zur Erhöhung des Wohlstandes bei. Selbst wenn man nur die Reichthümer im Auge hätte, so würden die Nationen noch ein großes Interesse haben, die Moral zu verbreiten, da sie die Menschen einsichtsvoller und arbeitsamer, geneigter zu gegenseitiger Unterstützung und getreuer in der Erfüllung der einmal übernommenen Verbindlichkeiten macht.

Die materiellen und die immateriellen Produkte haben, wie verschieden sie ihrer Natur nach auch sind, dennoch untereinander vielfältige Beziehungen. Ein Vater giebt materielle Produkte dafür hin, daß man seinen Sohn mit nützlichen Kenntnissen bereichere, und dieser Sohn wird vielleicht dem Gewerbfleiße dereinst neue Hülfsquellen eröffnen durch die immateriellen Produkte seines Nachdenkens. Die Erzeuger von Reichthümern sind den reinen Geistesarbeiten vielen Dank schuldig. Alles, was den Geist erleuchtet, die Sitten sänftiget, äußert auch einen glücklichen Einfluß auf die Mittel, die Künste zu vervollkommnen und die größtmöglichste Anzahl von Wesen zum Genusse ihrer Wohlthaten zu berufen.

Sechstes Kapitel.

Von der Sparsamkeit und den Kapitalien.

Es ist noch ein dritter Hebel (agent) zum produziren wesentlich. Dieser Hebel ist die Sparsamkeit, welche der Arbeit

die Werkzeuge gewährt, ohne welche ihre Thätigkeit sich nicht würde entwickeln können.

Es giebt mehrere Arten von Sparsamkeit. Diejenige eines Geizigen, der sein Geld vergräbt, ist gar nicht Gegenstand irgend einer Wissenschaft; die Sparsamkeit, welche auf die Befriedigung der Bedürfnisse einer Familie gerichtet ist, gehört in die Hauswirthschaft; die Sparsamkeit, welche zur Entwickelung des Gewerbfleißes beiträgt, indem sie ihm Kapitalien verschafft, ist diejenige, welche ausschließlich die politische Oekonomie beschäftigt.

Der Begriff eines Kapitals bedarf einer genauen Auffassung. Nicht alle Schriftsteller verbinden mit diesem Worte denselben Begriff: nach dem Einen sind Kapitale Summen Geldes; nach Andern bestehen sie nicht nur aus Summen, welche zu Gewerbsunternehmungen verwendet sind, oder verwendet werden können, sondern auch aus allen denjenigen Gegenständen, welche wie z. B. Gebäude, Geräthe u. s. w. zur Erzeugung neuer Reichthümer bestimmt sind. Jene Ersteren bedienen sich der gewöhnlichen Sprache, die Andern einer wissenschaftlichen Terminologie, deren Angemessenheit leicht zu beweisen ist.

Eine Summe Geldes ist ein sehr bequemes Kapital, weil der Besitzer es, so zu sagen, nach Belieben gegen die Gegenstände vertauscht, welche ihm genehm sind. Allein die Münzkapitalien sind nur ein sehr geringer Theil derjenigen, welche der Gewerbfleiß beschäftigt. So z. B. laufen 100,000 Franken allmählig durch die Hände von sieben oder acht Unternehmern, welche sämmtlich davon Anlagen, Maschinen und dergleichen machen lassen. Vorausgesetzt, daß diese Summe fortwährend im Verkehr bleibt, wird sie immer nur ein Kapital von 100,000 Franken bleiben, und es wird noch für sieben oder acht mal hunderttausend Fran-

ken andere Kapitalien geben. Wenn man dieses nicht recht begreift, so wird man keinen richtigen Begriff von den Reichthümern erhalten, welche der Gewerbfleiß anhäuft, um neue zu erzeugen. Der einzige Theil unserer landwirthschaftlichen Kapitalien, welcher in dem Viehstande besteht, ward im Jahr 1812 auf mehr, denn anderthalb Milliarden *) geschätzt; nun zweifle ich aber, daß Frankreich zwei Milliarden gemünzt habe; wir werden noch sehen, daß man die Geldkapitale nicht mit der Gesammtheit der Baarschaft, die sich in dem Staate befindet, verwechseln darf.

Jemand, der eine gewerbliche Unternehmung beabsichtigt, hat eine Summe Geldes in Händen, welche ihm gehört, oder die er angeliehen hat, und deren er sich zur Erwerbung der verschiedenen, für seine Verrichtungen erforderlichen Gegenstände bedient. Diese Summe ist ein Kapital, allein sie ist, wenn man sich so ausdrücken darf, nur ein vermittelndes Kapital, das er sogleich für Kapitale einer unmittelbareren Nützlichkeit wieder ausgeben muß.

Ein junger Handwerker hat Anfangs zu seiner Subsistenz nichts, als seinen Gewerbfleiß: er trägt zur Produktion bei und hat also auch Antheil an den Produkten. Wenn er die Gesammtheit des Lohnes, den er erhält, verschwendet, so kann sich seine Lage nicht verbessern. Ist er verständig und gesittet, so behilft er sich; er schafft sich Werkzeuge und Urstoffe an, und diese Ausgaben setzen ihn in den Stand, für seine eigne Rechnung zu arbeiten. Von dem an verdient er mehr; er macht größere Ersparnisse, welche ihm endlich die Mittel gewähren, eine Werk-

*) Von dem Gewerbfleiße Frankreichs von dem Grafen Chaptal. I. 223. [der franz. Urschrift.]

stäte zu miethen, Arbeiter zu halten, ihnen rohe Stoffe, Handwerkszeug und Lohn zu gewähren. Auf diese Art sehen wir ein Kapital sich bilden und anwachsen; die Kapitalien sind aufgesparte Erzeugnisse.

Nach den verschiedenen Gewerbzweigen giebt es sehr kleine, es giebt aber auch ungeheure Kapitalien. Das eiserne Instrument, das der kleine Savoyard zum Kaminfegen braucht, seine ledernen Knieschienen, der Sack, in welchem er den Ruß wegführt, und einige Stückchen Geld, um bis dahin, daß er seinen Lohn erhält, zu subsistiren: dies ist das ganze Kapital des armen Jungen, der aus den Gebirgen Savoyens hernieder steigt, um in der Fremde sein Brod zu verdienen. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf wichtigere Gewerbzweige: so sehen wir, daß sich das Bedürfniß von Vorschüssen erweitert und vervielfältigt. Wie viele große Anlagen, wie mannigfaltige Werkzeuge, wie gewaltige Maschinen sind erforderlich, das Erz aus der Erde zu gewinnen, um es in Guß zu bringen, den Guß in Eisen, und das Eisen in Stahl zu verwandeln. Die Kapitalien mögen beträchtlich oder unbeträchtlich seyn, sie haben immer dieselbe Natur; sie sind immer aufgesparte Produkte.

Der Leser kann nun ohngefähr beurtheilen, welchen Nutzen die Kapitalien für den Gewerbfleiß haben. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß es der Produkte bedarf zur Erzeugung von Produkten. Man rufe Arbeiter auf einen Boden, der eine reiche Mine verschließt; wenn ihnen die Werkzeuge zum Grubenbau abgehen, so werden ihre Anstrengungen erfolglos seyn. Nehmen wir an, Europa würde mit Einem Schlage der aufgesammelten Produkte, welche seine unermeßlichen Kapitalien bilden, beraubt: sein Gewerbfleiß wäre vernichtet. Ohne Zweifel würden

seine Bewohner, da sie ihren Verstand und ihre Kraft behalten hätten, die verlornen Hülfsquellen endlich wieder gewinnen; allein in welchem langen Elende würden sie gelebt haben! Im ersten Augenblick hätten sie nichts, als ihre Hände, zur Anfertigung der unbehülflichsten Werkzeuge; sie würden ängstlich die freiwilligen Erzeugnisse der Erde einsammeln, um ihre Vervielfältigung oder Umformung zu versuchen. Der nothwendigsten Vorschüsse zu der Arbeit beraubt, würde das menschliche Geschlecht zu den Tagen seiner Kindheit zurückgebracht seyn.

Die Kapitalien, die man anlegt, hat man entweder selbst angesammelt, oder von seinen Vätern ererbt, oder sie entliehen; für einen Unternehmer bedarf es, verdanke er sie seinen eignen oder fremden Ersparnissen, immer derjenigen Vorschüsse, welche seine Beschäftigungen erfordern.

Bei einer gewerblichen Unternehmung bestehen die Kapitalien in nutzbaren Gebäuden, Werkzeugen, Maschinen, (mitunter Thieren), Rohstoffen und der Baarschaft, welche zu den laufenden Ausgaben erfordert wird, endlich in fertigen, noch nicht verkauften, Erzeugnissen.

Die Gebäude, die Werkzeuge und Maschinen nutzen sich nur allmählig ab und bilden dasjenige, was man das *stehende Kapital* nennt.

Die Rohstoffe und das zum Ablohnen und zu Ankäufen bestimmte Geld verändern sich jeden Augenblick, und können sogar, ohne aus den Händen des Unternehmers wieder herauszugehen, keinen Gewinn bringen.

Diese Vorschüsse bilden neben den nicht verkauften Waaren das sogenannte *umlaufende Kapital*.

Aus dem Gesichtspunkte, von welchem wir ausgehen, sind sich alle Gewerbzweige ähnlich. Der Ackerbau beschäftigt eben sowohl, wie die Fabriken, stehende und um-

laufende Kapitalien. Von den Kapitalien des Handels gehört der größte Theil der letzteren Art an, weil er in Waaren besteht; indessen hat auch der Handel stehende Kapitalien, er hat seine Magazine, seine Schiffe, Wagen und Pferde ꝛc.

Das Kapital wechselt beständig seine Gestalt; bald langsamer, bald schneller. Die Urstoffe z. B. werden zuerst zu Manufakten, sodann zu gemünztem Gelde, oder Wechselbriefen, dann wieder Rohstoffe, um noch einmal dieselben Verwandlungen zu überstehen.

Derjenige Theil der Kapitalien, welcher durch die Fabrikation verwendet wird, muß sich in den fabrizirten Gegenständen wiederfinden; andernfalls würden diese lästigen Gegenstände mehr kosten, als sie werth sind. Sind die Erzeugnisse verkauft, und giebt dann der Unternehmer ihren gesammten Preis wieder aus, so richtet er sich zu Grunde: ein Theil seines stehenden Kapitals ist alles, was ihm übrig bleibt; die Quelle einer neuen Hervorbringung hat er erschöpft. Wenn er aber aus einem Theile des Verkaufspreises seine Kapitalien ersetzt, und einen andern Theil, welcher sein Einkommen bildet, in seinen Nutzen und zu seinen Vergnügungen verwendet, so ist er weder reicher noch ärmer, als da er anfing; er kann fortfahren, zu arbeiten und zu leben. Wenn er vollends an seinem Einkommen Ersparnisse macht, um damit seine Kapitalien zu erhöhen, so wird er nun reicher und die fortschreitende Entwickelung des Gewerbes, das er betreibt, bezeugt sowohl seine Einsicht, als seine Thätigkeit.

Die nachfolgenden Betrachtungen werden über die Wirksamkeit der Kapitalien vollends Licht verbreiten. Gehen wir noch etwas tiefer ein, als bisher. Die sämmtlichen materiellen Güter, welche die Menschen besitzen, lassen

sich in drei Klassen abtheilen: Kapitalien, Zehrstock und Einkommen. Betrachten wir jede dieser Klassen etwas näher.

Alle Kapitalien sind durch Ersparung angehäufte Erzeugnisse; aber nicht alle haben dieselbe Bestimmung. Diejenigen, welche dazu dienen, neue Erzeugnisse darzustellen, sind für die Gesellschaft am nützlichsten. Andere gewähren nur ein Einkommen für ihren Besitzer. Eine Summe, die man ausleiht, ist ein Kapital, wenn sie auch zur Hervorbringung neuer Güter weder von dem Ausleiher, wenn dieser von den Zinsen leben, noch von dem Anleiher, wenn dieser frivole Erwerbungen dafür machen wollte, verwendet würde. Ein Beispiel wird die Sache noch klarer machen. Ein Lusthaus, welches von dem Eigenthümer bewohnt wird, bildet einen Theil des Zehrstocks. Wenn der Eigenthümer dieses Haus vermiethet, so wird es ein Kapital, das ihm ein Einkommen abwirft. Wenn er es zu einer Manufaktur umschafft, so ist es ein Kapital, welches ihm ein Einkommen gewährt und zugleich die Reichthümer der Gesellschaft vermehrt.

Die Kapitalien, welche diese doppelte Bestimmung erfüllen, sind die einzig wirklich produktiven; man könnte sagen, die andern seyen nur lukrativ.

Endlich giebt es auch todte Kapitale: dies sind diejenigen, von welchen die Besitzer keine Anwendung machen, sey es nun um der Umstände oder um ihres eignen Beliebens willen. Ist z. B. eine Werkstäte unter gerichtliches Siegel gelegt, so ist sie für den Augenblick ein todtes Kapital. Einige findet man immer in Stockung gerathen, in Folge der Unordnung, welche die Unwissenheit, Mangel an Ueberlegung und falsche Gelüste, die drei großen Ursachen des Verfalls der Gewerbe, erzeugen.

laufende Kapitalien. Von den Kapitalien des Handels gehört der größte Theil der letzteren Art an, weil er in Waaren besteht; indessen hat auch der Handel stehende Kapitalien, er hat seine Magazine, seine Schiffe, Wagen und Pferde ꝛc.

Das Kapital wechselt beständig seine Gestalt; bald langsamer, bald schneller. Die Urstoffe z. B. werden zuerst zu Manufakten, sodann zu gemünztem Gelde, oder Wechselbriefen, dann wieder Rohstoffe, um noch einmal dieselben Verwandlungen zu überstehen.

Derjenige Theil der Kapitalien, welcher durch die Fabrikation verwendet wird, muß sich in den fabrizirten Gegenständen wiederfinden; andernfalls würden diese lästigen Gegenstände mehr kosten, als sie werth sind. Sind die Erzeugnisse verkauft, und giebt dann der Unternehmer ihren gesammten Preis wieder aus, so richtet er sich zu Grunde: ein Theil seines stehenden Kapitals ist alles, was ihm übrig bleibt; die Quelle einer neuen Hervorbringung hat er erschöpft. Wenn er aber aus einem Theile des Verkaufspreises seine Kapitalien ersetzt, und einen andern Theil, welcher sein Einkommen bildet, in seinen Nutzen und zu seinen Vergnügungen verwendet, so ist er weder reicher noch ärmer, als da er anfing; er kann fortfahren, zu arbeiten und zu leben. Wenn er vollends an seinem Einkommen Ersparnisse macht, um damit seine Kapitalien zu erhöhen, so wird er nun reicher und die fortschreitende Entwickelung des Gewerbes, das er betreibt, bezeugt sowohl seine Einsicht, als seine Thätigkeit.

Die nachfolgenden Betrachtungen werden über die Wirksamkeit der Kapitalien vollends Licht verbreiten. Gehen wir noch etwas tiefer ein, als bisher. Die sämmtlichen materiellen Güter, welche die Menschen besitzen, lassen

sich in drei Klassen abtheilen: Kapitalien, Zehrstock und Einkommen. Betrachten wir jede dieser Klassen etwas näher.

Alle Kapitalien sind durch Ersparung angehäufte Erzeugnisse; aber nicht alle haben dieselbe Bestimmung. Diejenigen, welche dazu dienen, neue Erzeugnisse darzustellen, sind für die Gesellschaft am nützlichsten. Andere gewähren nur ein Einkommen für ihren Besitzer. Eine Summe, die man ausleiht, ist ein Kapital, wenn sie auch zur Hervorbringung neuer Güter weder von dem Ausleiher, wenn dieser von den Zinsen leben, noch von dem Anleiher, wenn dieser frivole Erwerbungen dafür machen wollte, verwendet würde. Ein Beispiel wird die Sache noch klarer machen. Ein Lusthaus, welches von dem Eigenthümer bewohnt wird, bildet einen Theil des Zehrstocks. Wenn der Eigenthümer dieses Haus vermiethet, so wird es ein Kapital, das ihm ein Einkommen abwirft. Wenn er es zu einer Manufaktur umschafft, so ist es ein Kapital, welches ihm ein Einkommen gewährt und zugleich die Reichthümer der Gesellschaft vermehrt.

Die Kapitalien, welche diese doppelte Bestimmung erfüllen, sind die einzig wirklich produktiven; man könnte sagen, die andern seyen nur lukrativ.

Endlich giebt es auch todte Kapitale: dies sind diejenigen, von welchen die Besitzer keine Anwendung machen, sey es nun um der Umstände oder um ihres eignen Beliebens willen. Ist z. B. eine Werkstäte unter gerichtliches Siegel gelegt, so ist sie für den Augenblick ein todtes Kapital. Einige findet man immer in Stockung gerathen, in Folge der Unordnung, welche die Unwissenheit, Mangel an Ueberlegung und falsche Gelüste, die drei großen Ursachen des Verfalls der Gewerbe, erzeugen.

Ein gewisser Theil der Kapitalien wird mit dem Willen der Besitzer müßig gehalten. Der Geizige vergräbt die seinigen in die Erde; allein diese unedle Verirrung des Geistes ist nicht sehr ansteckend, sie ist ohne Einfluß auf die Reichthümer der Gesellschaft und mehr von dem Sittenlehrer, als dem Staatswirth, zu bekämpfen. Ohne geizig zu seyn, kann ein reicher Mann wohl angemessen erachten, eine beträchtliche Summe in Vorrath zu halten; sie gewährt ihm für Nothfälle Sicherheit. Und dieser nämliche Vortheil bestimmt auch noch mehrere Personen, Summen zurückzubehalten, welche ihrem Vermögen angemessen sind. Vorsicht der Einzelnen ist selten dem allgemeinen schädlich. Im Allgemeinen sind diese Summen zu unbeträchtlich, um sie als der Cirkulation entzogene Kapitalien ansehn zu können; sie gereichen vielmehr durch das Anwachsen der allmähligen Ersparnisse zur Bildung von Kapitalien, die denn doch einst in Umlauf kommen. Dazu kommt, daß die meisten Menschen, welche klug genug sind, wirthschaftlich zu seyn, nicht leicht Summen, welche zur Erhöhung des Wohlstandes ihrer Familien gereichen können, außer Anwendung lassen werden. Aus Rücksichten für das Interesse des Handels braucht man daher gegen die Vorsicht und das Sparen sich nicht zu ereifern.

Das, was die Wirksamkeit der Kapitalien hauptsächlich lähmt, sind die Zeitverhältnisse, in denen die Gewerbtreibenden aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart und aus Besorgniß um die Zukunft, ihre Unternehmungen aussetzen, und selbst Bedenken tragen, ihre Mittel an Diejenigen auszuleihen, welche mehr Vertrauen oder mehr Verwegenheit zeigen. In solchen Zeiten verkriechen sich die Kapitalien, die Arbeit ruht und das Elend wird allgemein.

Der Zehrstock begreift die Produkte, welche unmittelbar zur Befriedigung unserer natürlichen oder künstlichen Bedürfnisse dienen. Die Zeichen, welche die zu Kapitalien angesammelten Erzeugnisse von denen unterscheiden, welche den Zehrstock bilden, scheinen mir leicht erkennbar. Genüsse zu verschaffen, dienen freilich alle; allein die Kapitalien, welche für diesen Zweck so sehr erheblich mitwirken, tragen doch nur auf mittelbare Weise dazu bei; während die zur Consumtion bestimmten unmittelbar dazu beitragen. Dann dienen die Ersteren zur Erzeugung neuer Reichthümer, wenigstens gewähren sie eine Rente, die dazu verwendet werden kann, die Reichthümer zu vervielfältigen; die Anderen werden verbraucht und vernichtet, ohne daß von ihnen etwas übrig bliebe. Dies sind doch wohl sehr bestimmte Zeichen, welche die Richtigkeit der Unterscheidung, von welcher wir noch etwas näher handeln wollen, darthun.

Der Zehrstock hat mit den Kapitalien gemein, daß auch er aus Gegenständen besteht, von denen ein Theil sehr bald wieder vernichtet wird, z. B. die Lebensmittel und die in unseren Wirthschaften genossenen Getränke, ein anderer Theil sich nur allmählig abnutzt, z. B. die Möbel, Wohnhäuser u. s. w. Diese Eigenheit der allmähligen Abnutzung gestattet ihre Anhäufung; ihre Masse ist beträchtlich bei den schon früher civilisirten Völkern, und es läßt sich nicht vorher bestimmen, welche Ausdehnung sie noch erlangen werden, wenn der Gewerbfleiß noch eine ganze Folgereihe von Jahren diejenigen Entwickelungen erleidet, welche das Nachdenken ihm noch verleihen kann *).

*) Herr Ganilh meint, diese Gegenstände seyen unter dem Zehrstock nicht mit zu begreifen, sondern seyen Kapitalien, eben

Das Einkommen bilden die Erzeugnisse, welche man gewöhnlich in Gelde, entweder für die Vermiethung seines Eigenthums, oder an Amtsgebühren, oder an Gewinn, oder an Lohn für seine Arbeiten erhält. Das Einkommen fließt nothwendig den Kapitalien oder dem Zehrstock zu. Die Folgen dieser verschiedenen Bestimmung werde ich spätherhin erläutern.

Ueber diese Klassifikation der materiellen Güter werden wir vollends ins Reine kommen, wenn wir bedenken, daß eine große Anzahl Güter beständig aus einer Klasse in die Andere übergeht. Jene nicht verkaufte Waare gehört zu dem Kapital eines Manufakturunternehmers; ich erkaufe sie mit einem Theile meines Einkommens, und damit geht sie in den Zehrstock über. Gleichzeitig kann der Theil des Einkommens, den ich dem Manufakturunternehmer gab, in sein Kapital übergehen. Dieser beständige Wechsel ändert an unserer Eintheilung nichts; jedes Erzeugniß gehört jederzeit zu einer der drei eben genannten Klassen.

Wenn man gesehn hat, welche Dienste die Kapitalien leisten, so begreift man die Vortheile, welche aus ihrer Anhäufung entstehen; man kann sie als Hebel ansehn, welche, je stärker und zahlreicher, auch um so mehr Leichtigkeit in Ueberwindung der Hindernisse gewähren, die sich

---

weil ihre Abnutzung nur allmählich vor sich geht. Theorie der politischen Oekonomie. Theil II. p. 3. (des Originals.)

Die Dauerhaftigkeit ist keineswegs ein Unterscheidungszeichen der Kapitalien. Ein Vorrath Getreide, welcher zum Unterhalt der Lohnarbeiter dient, ist ein Kapital. Da Dinge, welche sehr bald verzehrt werden, somit zu den Kapitalien gehören können, warum sollte man seltsam finden, daß auch dauerhafte Gegenstände zum Zehrstock gehören?

der Entwickelung des Gewerbfleißes entgegen stellen. Es ist nicht ausschließlich dem Fortschreiten der Aufklärung, sondern es ist auch der Anhäufung der Kapitalien zu verdanken, wenn die neueren Völker jetzt Mittel besitzen, die mannigfaltigsten Erzeugnisse darzustellen, ihre Güter in ferne Lande und von dort neue Reichthümer zurück zu führen.

Im Verlaufe dieses Werks werde ich noch auf die Kapitalien zurückkommen; hier war nur von ihrer Nutzbarkeit für die Bildung der Reichthümer zu handeln. Smith meint, sie würden ausschließlich durch die Arbeit herbeigeführt, und die Anhänger dieser Ansicht tadeln an Say die Behauptung, die Kapitalien seyen einer der Hebel der Produktion. Die Kapitalien, sagen diese, sind Güter, die eine frühere Arbeit schuf; mithin ist die Arbeit der einzige Produzent.

Meine Ansicht stimmt weder mit Smith überein, noch mit Say. Die Arbeit ist nicht die einzige Erzeugerin von Reichthümern; sie bedarf der Kapitalien. Sie kann diese nicht erzeugen, sondern zu ihnen gewissermaßen nur den ersten Stoff geben. Die Arbeit kann zwar einige Erzeugnisse darstellen; allein wenn die Verschwendung sie vergeudet oder verkümmert hat, so wird der Mensch beständig in demselben elenden Zustande verbleiben. Das Sparen muß diese Erzeugnisse zusammen bringen und erhalten; nur dieses vermag sie zu Kapitalien umzuschaffen. Der englische Schriftsteller übertreibt also die Wirksamkeit der Arbeit. Allein der französische Schriftsteller läßt die Kapitalien eine handelnde Rolle spielen, welche ihre Natur nicht mit sich bringt; sie sind an sich unthätige Werkzeuge. Das Sparen empfängt von der Arbeit die Grundstoffe der Ka-

pitalien, bildet sie, und überliefert sie der Arbeit, welche sie dann wieder anwendet. Kurz, die bisherigen Betrachtungen ergeben, daß bei der Hervorbringung der Güter thätig sind die Arbeit der Natur, die Arbeit des Menschen und das Sparen, welches die Kapitalien bildet.

Zweites

Zweites Buch.

Von der Bildung und der Vertheilung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.

Wichtigkeit der Vertheilung der Reichthümer.

Die meisten Schriften über politische Oekonomie richten die Aufmerksamkeit des Lesers allzu ausschließlich auf die Erzeugung der Reichthümer; es scheint, man wolle produziren, einzig um zu produziren. Auf diese Art vermehrt man noch die Trockenheit einer Wissenschaft, die überhaupt nur durch ihr Ziel interessiren kann. Dieses Ziel ist die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen; es ist daher von Wichtigkeit, daß die Reichthümer gehörig verbreitet seyen, d. h. vertheilt unter eine große Anzahl von Händen. Mit der Auseinandersetzung und Entwickelung dieser Wahrheiten hält man zu lange zurück, während man an die Produktion alle die Gegenstände knüpft, welche nur irgend Beziehungen auf sie zeigen. Diese Unbequemlichkeit wird man vermeiden, wenn man wahrnimmt, daß es Untersuchungen giebt, welche sich hauptsächlich auf die Bildung der Reichthümer; andere, welche sich vornemlich auf die Ausbreitung derselben beziehn; daß aber auch viele gleichzeitig diesen beiden Haupttheilen der politischen Oekonomie angehören. Diesen Gegenständen von doppelter Beziehung widme ich das zweite Buch dieses Werkes.

Das Glück eines Staates hängt weniger von der Masse der Erzeugnisse ab, die er besitzt, als von der Art ihrer Vertheilung. Setzen wir zwei gleich bevölkerte Staaten, von denen der Eine zweimal soviel Reichthümer hat, als der Andere. Wenn die Erzeugnisse in dem Ersten schlecht, und in dem Zweiten gut vertheilt sind, so wird die Bevölkerung dieses Letzteren die Glücklichste seyn. Kein Land ist in Beziehung auf die Bildung der Reichthümer bemerkenswerther, als England; die Vertheilung derselben aber ist in Frankreich zusagender: daraus schließe ich, daß es in Frankreich mehr Glück giebt, als in England.

Nur damit die Vertheilung reichlich sey, bleibt zu wünschen, daß viel produzirt werde. Allein es begegnet uns bei unserem Nachdenken sehr häufig, daß sich in unserem Geiste, ohne unser Wissen die eine Idee der Andern unterschiebt. Auf diese Art sinnen wir zunächst auf die öffentliche Wohlfahrt, und, um sie zu erhöhen, untersuchen wir, wie man die Reichthümer vervielfältigen könne: sodann sinnen wir, vertieft in diese Untersuchung, auf nichts, als auf Reichthümer; das Mittel wird zum Zweck und die Wohlfahrt ist vergessen. Die Leichtigkeit, mit welcher ein solcher Ideenwechsel statt hat, ist eine Hauptveranlassung der Irrthümer. Ein im Felde der politischen Oekonomie ausgezeichneter Schriftsteller, Ricardo, ergreift die Feder, um Seinesgleichen nützlich zu werden; allein, vertieft in seine Berechnungen, scheint er zuweilen die Menschen zu vergessen, und nur auf Erzeugnisse bedacht zu seyn. So behauptet er z. B., daß in einer Gegend, in der sich zehn Millionen Einwohner befinden, wenn die Arbeit von fünf Millionen ausreichte, um sie zu ernähren und zu bekleiden, mit Vortheil nicht zwölf Millionen Einwohner leben würden, wenn es der Arbeit von sieben Millionen bedürfte, um dieselben Resultate zu erzielen *). Es ist ihm also gleichgültig, ob zwei Millionen Individuen existiren oder nicht existiren, wenn das Erzeugniß dasselbe ist. Wenn man gewisse Staatswirthschafts-Schriftsteller liest, könnte man glauben, die Erzeugnisse seyen nicht um der Menschen willen, sondern die Menschen um der Erzeugnisse willen da.

Die zweckmäßig vertheilten Reichthümer setzen die Bewohner eines Staates in eine Lage, welche die Bildung neuer Reichthümer begünstigt. Wenn die Vertheilung so mangelhaft ist, daß die Einen fast Alles, und die Andern fast Nichts besitzen, so haben die Ersteren nicht den Willen, den Gewerbfleiß zu ermuntern, welchem die Letzteren sich zu widmen nicht im Stande sind. Alles geht alsdann den Krebsgang: die Einsicht stumpft sich ab und die Menschen suchen sich weder Arbeit noch Vergnügen zu machen. Unter der Lehnsregierung bestand der Aufwand der Gutsherren, in einer zahlreichen dienstbaren Umgebung, und ihr Lieblingszeitvertreib war die Jagd. Um diesen Geschmack zu befriedigen, genügte das Einkommen aus ihren schlecht bewirthschafteten Gütern, und der beträchtliche Raum ihrer Forste. Die Künste schienen ihnen verächtlich, und arme Hintersassen konnten nicht versuchen, durch mannigfaltige Erzeugnisse ihre Wünsche zu wecken. Man sollte glauben, aus einem solchen Zustande von Unwissenheit und Armuth gäbe es keine Rettung, wenn nicht die Erfahrung lehrte, welche wunderbare Veränderungen

*) Grundsätze der politischen Oekonomie. II. p. 224. der französischen Uebersetzung; (p. 492. der deutschen Uebersetzung und p. 493. des Orginals.)

auf die Dauer durch eine Reihenfolge von Ursachen und von Wirkungen, die zu ihrer Zeit wieder Ursachen werden, und immer merkwürdigere Wirkungen erzeugen, herbeigeführt werden können. So geschieht dann mit der Zeit auch, daß Hintersassen, die klüger, als die Andern, sind, diese oder jene Erzeugnisse eines auflebenden Gewerbzweiges in den Edelhof zu Kaufe bringen. Der Gewinn munteret sie auf und ihr Beispiel findet Nachahmung. Die großen Gutsbesitzer fangen an einzusehn, daß es Vergnügungen giebt, die ihre Väter nicht gekannt: diejenigen, welche eine Reise; diejenigen, welche der Krieg in die Ferne führt, werden von dem Anblick von Gegenständen, welche ihnen gefallen, betroffen, und fänden diese in ihrer Heimath gerne wieder. Angereizt durch neue Wünsche, empfinden sie das Bedürfniß der Erhöhung und einer anderen Verwendung ihrer Einkünfte: sie gewinnen Interesse an den Fortschritten der Landwirthschaft, Behufs der Erhöhung der Rente aus ihren Gütern; sie entlassen Knechte, deren Lohn zum Unterhalt von Künstlern verwendet wird. Nun ist die Arbeit aufgeregt; die Noth vermindert sich; es entwickelt sich Einsicht; die Kapitalien entstehen und die Arbeit gewinnt einen neuen Aufschwung. Bei diesen glücklichen Veränderungen erscheint die Vertheilung der Reichthümer bald als Wirkung, bald als Ursache: hervorgerufen durch Gewerbfleiß ward sie seine Beschützerin und Bewegerin.

Ich muß eine Ausnahme von der Regel anerkennen, nach welcher die Bildung der Reichthümer großentheils von ihrer zusagenden Vertheilung abhängt. Es giebt Gegenden, in denen diese Vertheilung die schlechteste von der Welt, und wo dennoch die Produktion sehr beträchtlich ist.

Um diese Erscheinung herbei zu führen, bedarf es

zweier Vorbedingungen: die Eine ist, daß die Menschen, welche Alles haben, Einsicht besitzen; die Andere, daß die, welche Nichts haben, Sclaven seyen. Alsdann gleicht eine solche Gegend einer großen Werkstatt, die mit lebendigen Maschinen verziert ist, welche betriebsame Wesen in Bewegung setzen. Solcher Art ist das Schauspiel, welches jene beklagenswerthen Kolonien gewähren, in denen der Europäer die Schwarzen verdammt, sich für ihn abzuquälen.

Wir wollen nicht beweisen, daß die Arbeit freier Menschen weniger kosten würde, als die der Sclaven. Ich gebe zu, daß diese Thatsache zweifelhaft sey. Vielleicht würde unter einem glühenden Himmel der freie Mensch noch weniger arbeiten, als der Sclave; vielleicht würde die Ueberlegenheit seiner Einsicht nicht einmal eine ausreichende Entschädigung gewähren. Allein was liegt daran, ob diese Voraussetzungen richtig oder falsch sind? Sind die Fragen über die Freiheit und über den Stand der Menschen, sind diese Fragen Handelsfragen? Wenn die Vertheidiger des Sclavenhandels den Gewinn erheben, den sie ihm verdanken und auf diese Art ihn zu rechtfertigen vermeinen, so meine ich Straßenräuber zu hören, welche sich rein zu waschen versuchen durch den Beweis, daß ihre Verbrechen Gewinn bringend seyen.

Wir wollen also nur ganz kurz anmerken, daß auch eine überreichliche Produktion durch das scheußliche Mittel, dessen ich gedachte, nicht zu rechtfertigen sey, und daß im Falle die Arbeiten so einfach sind, die Arbeiter einer besondern Einsicht nicht bedürfen. Wenn man verlangt, daß ein Land ergiebig sey an mannigfaltigen Erzeugnissen, so ist es unerläßlich, dasselbe mit gewerbfleißigen Menschen zu bevölkern und sie des Genusses der Früchte ihrer Arbeiten zu versichern.

So bestärkt die Ausnahme auch hier wieder den Grundsatz, daß eine zusagende Vertheilung der Reichthümer ein kräftiges Mittel sey, dieselben zu vermehren.

Zweites Kapitel.

Von dem Eigenthume.

Das Eigenthum ist auch dem einfachsten gesellschaftlichen Zustande nichts Fremdes. Ein Wilder ist Eigenthümer der Pfeile, die er verziert; und der Hütte, die er sich errichtet hat; er hat an diese Gegenstände seine Arbeit gewendet, und aus seiner Arbeit entspringt sein Recht an denselben; wenn er sie verschenkt, so überträgt er sein Recht auf einen Andern. Ich könnte noch weiter zurück gehen: unser erstes Eigenthum sind die Fähigkeiten, die wir von dem Schöpfer aller Wesen erhalten haben; jeder Mensch ist Eigenthümer wenigstens von seiner Person.

Allein *wie* ist der Boden das Erbtheil einer nur kleinen Anzahl seiner Bewohner geworden? Wie ist diese Aneignung des Bodens bewirkt worden, da er fast allzeit das Verlangen des Armen rege gemacht, und mehr als einmal Volksbewegungen veranlaßt hat?

Unbedenklich ward das Landeigenthum nicht an demselben Tage allerwärts unter dem nehmlichen Einflusse eingeführt; es ist daher nicht zu rechtfertigen, nur eine einzige Entstehungsweise desselben anzunehmen. Diese Art Eigenthum hat sich ohne Zweifel vielmehr in verschiedenen Gegenden der Erde und auf so mannigfaltige Weise gebildet, als nur irgend möglich. Dort durch Einverständniß der Glieder des Volks; hier durch Gewalt: und anderwärts blieben die ersten Besitzer ohne weitere Berathung

oder Kraftäußerung Herren der Felder, die sie urbar gemacht.

Die allgemeinste Aneignungsweise war sehr wahrscheinlich von der Gewalt weit entfernt. Wenn die Menschen die Jagd, oder das Nomadenleben aufgeben, um zum Ackerbau überzugehn, so ist das Gebiet, welches zu ihrer Verfügung steht, unermeßlich. Es giebt noch wenig Menschen, weil es noch wenig Nahrungsquellen giebt; und nicht Alle verzichten auf das Nomadenleben in dem nehmlichen Augenblicke. Viele unter ihnen hängen ihm noch aus Gewohnheit an, und Andere entbehren der zur Urbarmachung des Bodens nothwendigen Vorschüsse. Diejenigen, welche Ackerbau treiben wollen, können sich also Ländereien zueignen, ohne irgend eine Zustimmung nachzusuchen, oder zu irgend einer Gewaltsamkeit zu schreiten; das, was sie thun, schadet Niemanden, und Jedem steht es frei, ihrem Beispiele zu folgen.

Uebrigens mag man über die Art, in welcher sich das Grundeigenthum gebildet hat, immerhin verschiedener Ansicht seyn; nur sollte ein einsichtsvoller Beobachter die wohlthätigen Folgen, zu welchen die Einführung dieser Gattung von Eigenthum geführt hat, nicht in Zweifel ziehen. Wenn man sagt, die Erde gehöre allen Menschen; so würde man sich besser ausdrücken, wenn man sagte, die Erde gehöre Niemanden. Die Unmöglichkeit, eine gleiche Theilung derselben zu veranstalten, und die Unmöglichkeit, diese, wenn man sie einen Augenblick als existirend voraussetzen wollte, aufrecht zu erhalten, beweisen, daß es in der Natur der Sache liege, der Boden habe gar keinen Besitzer oder werde unter eine bestimmte Anzahl von Eigenthümern vertheilt. Von diesen beiden Zuständen ist der

Eine für Alle gefährlich, der Andere den Interessen Aller entsprechend. Wenn der Boden ohne Besitzer wäre, wer möchte ihn mit Sorgfalt anbauen, ihm seine Arbeit und seine Ersparnisse zuwenden? Einige vorübergehende Leistungen, die Einzigen, welche man zu unternehmen wagt, wenn man nicht sicher ist, künftig zu erndten, setzen den freiwillig und wild wachsenden Erzeugnissen nur wenig zu: die Volkszahl bleibt geringe und ärmlich. Mit der Einführung des Grundeigenthums beginnt ein neuer Zeitabschnitt; die Erzeugnisse vervielfältigen sich und mit ihnen erhöht sich auch die Bevölkerung. In diesem neuen Zustande der Gesellschaft tritt eine große Scheidung der Geschäfte ein unter den Menschen, welche die Lebensmittel und die Rohstoffe aus dem Boden gewinnen, und denjenigen, welche sich den Künsten widmen, die die Verarbeitung dieser Stoffe erfordert. Die beiden Klassen sehen von demselben Fleiße belebt, ihr Wohlseyn aus der Wirksamkeit ihrer Arbeiten und ihrer Austauschungen aufblühen. Alsbald werden die materiellen Produkte so sehr Gemeingut, daß einzelne Menschen sich ganz auf Lieferung immaterieller Güter beschränken können. Auf diese Art verdanken wir dem Grundeigenthume die Erhöhung der Bevölkerung so wie des Wohlstandes, und die Uebung der edelsten Anlagen; wir verdanken ihm die Entwickelung der Kräfte, der Reichthümer und der Einsicht des menschlichen Geschlechts. Man könnte beweisen, daß die Einführung dieser Art von Eigenthum nicht nothwendig in der Natur der Dinge beruhe, und daß man, wenn ich so sagen darf, die Erfindung derselben, als die an Wohlthaten fruchtreichste Quelle anzusehen habe, die jemals den Menschen eröffnet worden ist.

Wenn man von den Eigenthümern spricht, so

versteht man unter diesem Wort fast immer die Grundbesitzer. Diese mißbräuchliche Bedeutung würde sehr gefährlich seyn, wenn sie zu dem Glauben verleitete, als gäbe es neben dem Boden nur minder geheiligtes Eigenthum. Wenn es ein Eigenthum gäbe, welches mehr, als das Uebrige, geachtet werden müßte, so wäre es dasjenige der Menschen, die nichts besitzen, als ihre Arme und ihren Fleiß: ihre Arbeit behindern, heißt ihnen die Mittel zum Leben nehmen; und ein solcher Diebstahl ist ein Mord. Indeß wollen wir nicht untersuchen, ob es ein Eigenthum giebt, das geheiligter ist, als die Uebrigen; sie Alle müssen auf das Gewissenshafteste sicher gestellt seyn. Bedenkt man, daß jeder Mensch etwas hat, was ihm gehört, daß wir mithin sämmtlich Eigenthümer sind, so begreift man leicht, daß das allgemeine Interesse erfordert, es besitze Jeder in Frieden dasjenige, was er seiner Arbeit, oder der Freigebigkeit eines Andern verdankt; er möge es genießen und anwachsen lassen, sey es für seinen eignen, oder für den Vortheil seines Gleichen.

Wir denken mit Schrecken an jene orientalischen Reiche, in denen die Gewalt mit dem Leben und dem Vermögen der Menschen nur ihr Spiel treibt. Wir erzittern bei dem Gedanken an jene Zeiten, in denen die Zügellosigkeit civilisirte Staaten umkehrt und die Kapitalien verschlingt, die der Gewerbfleiß angehäuft hat. Indeß fehlt doch auch noch viel, daß in unseren europäischen Reichen selbst im Schooße des Friedens das Eigenthum so heilig geachtet wäre, als es werden sollte, nur zu oft wird es von Hoch und Niedrig noch verletzt.

Die Regierungen geben zu der Verletzung des Eigenthums Anleitung, wenn sie willkührliche Schritte gegen die

Güter oder die Personen veranlassen, wenn sie ihre Gläubiger bevortheilen, sey es entweder ganz offen, oder auf mittelbare Weise, z. B. durch Verschlechterung der Münzen, oder das Ausgeben von Papieren, welche nur Nennwerth haben; wenn sie der Arbeit Hindernisse in den Weg legen; wenn sie unermeßliche Steuern erheben, oder die für den öffentlichen Dienst in ihre Hände gelegten Summen verschwenden. Solche Beispiele verbreiten ihren verderblichen Einfluß auf alle Klassen der Gesellschaft. Die Reichen und Adelsklassen überreden sich, die Gesetze bänden sie nicht mehr, als die Regierenden; sie würden vermeinen, in ihren Würden herabgesetzt zu seyn, wenn ihnen nicht auch die Willkühr gestatret wäre. Alle diese Vorgänge berechtigen die ärmeren Klassen zu dem Glauben, die Moral sey nur eine Fabel, die man ihnen predige; es handle sich in dieser Welt nun einmal darum, nicht sowohl der Gerechtigkeit zu folgen, als vielmehr mit List oder mit Gewalt bei dem Gesetz vorbeizukommen.

Die Unwissenheit und das Elend des gemeinen Volks sind ebenfalls dauernde Ursachen der Verletzung des Eigenthums. Ein achtungswürdiger Mann zeigte mir unlängst den Brief eines General-Advokaten, welcher ihm schrieb: „Ich seufze mitunter, verpflichtet zu seyn, die Anwendung der gesetzlichen Strafen des Diebstahls auf Unglückliche in Antrag zu bringen, deren Unwissenheit so groß ist, daß sie auch nicht eine Idee von Eigenthum haben.“ Man findet in den ärmsten Vierteln von Paris eine Menge von Personen, die ihr ganzes Leben verbringen, ohne nur ein einziges Wort von Moral zu hören, ihr elendes Daseyn ist völlig materiell. Die Einen arbeiten, saufen, und kehren zur Arbeit zurück, wenn die Nothwendigkeit sie dazu zwingt; dieses sind die Anständigsten;

die Andern vertheilen ihre Zeit unter Diebereien und Ausschweifungen. Die Kneipen sind für sie Alle Zufluchtsörter, die sie so selten, als nur möglich, verlassen. Die Ehe ist ihnen fast unbekannt, obwohl sie eine Menge von Kindern haben. Diese unglücklichen Kleinen bekommen nur grobe, unfläthige Reden zu hören; Schimpfworte und Schläge werden eben sowohl an sie, als an ihre Mütter verschwendet. Die Männer unter sich haben häufig Streitigkeiten, ihre Schlägereien sind hitzig; die europäischen Wilden bringen sich die ärgsten Wunden bei. Diese entmenschten Generationen, die Schande gesitteter Staaten; diese an Lüderlichkeiten, an Blutschande, an Diebstählen und Vergehungen aller Art so fruchtbaren Geschlechtsalter werden durch Elend und Ausschweifungen zu Grunde gerichtet und kommen vorzeitig um. Man bedenkt nicht, daß zur Seiten einer Abscheu erregenden Volksmasse leben, in der Nachbarschaft eines Vulkans leben heißt. So lange der Despotismus und die Anarchie solche Werkzeuge zu Verbrechen bei der Hand haben, wird es leicht seyn, bei aufgeregten Zeiten für wenig Gold die Schreckensauftritte zum heiligen Bartolomäus, oder die des 2. September zu erneuern.

Die Menschen aufklären heißt sie über ihre Pflichten und alles das, was sie ihnen werth machen kann, unterrichten. Man muß also sehr falsche oder sehr verwirrte Begriffe haben, wenn man in der Beantwortung der Frage zögern kann, ob es vortheilhaft wäre, die Menge aufzuklären. Die Wahrheiten, die ich in Vorstehendem über die Wohlthaten, welche aus dem Grundeigenthum entspringen, und über die Achtung, die allen Arten von Eigenthum gebührt, auseinandergesetzt habe, sollten eigentlich Volksbegriffe seyn. Es würde nichts leichter und auch

vielleicht nichts nützlicher seyn, als mit der Sorge für den Unterricht der zahlreichsten Klasse die Ausbreitung der praktischen Wahrheiten derjenigen Wissenschaft zu verbinden, welche uns hier beschäftigt.

Drittes Kapitel.

Von der Theilung der Grundbesitzungen.

Die Untersuchung des Einflusses, den die Theilung des Bodens in größere oder kleinere Besitzungen auf den allgemeinen Wohlstand äußert, ist eine der wichtigsten. Zunächst einige Vorbetrachtungen.

Verschiedene Landstriche erheischen oder behindern, schon ihrer Beschaffenheit oder ihrer Lage nach, die Zersplitterung der Besitzungen. Eine dürre Anhöhe, welche durch die Thätigkeit kleiner Eigenthümer befruchtet und verschönert wird, würde, wenn man sie unter eine weitverbreitete Besitzung begreifen wollte, unbebaut und gleichsam weggeworfen bleiben. Jene kleinen Eigenthümer würden in einer sumpfigen Ebene Hungers sterben, wogegen diese Ebene wieder durch die Kapitalien eines reichen Unternehmers ihr Werth erhalten könnte. Wenn man daher fragt, ob es vortheilhaft sey, die Besitzungen zu verkleinern, so muß zunächst untersucht werden, ob diese Besitzungen ihrer Beschaffenheit nach und nach Maaßgabe der Launen und der Bedürfnisse der Bewohner die Verkleinerung oder Vergrößerung gestatten.

Außerdem ist noch anzumerken, daß viele Leute in den großen Irrthum verfallen, als seyen die Idee des großen Eigenthums und die Idee der großen Cultur identisch. Dem letztern Ausdruck giebt man einen gar verschiedenen Sinn, den hier zu untersuchen nutzlos

wäre. Die große Cultur findet nur Anwendung auf ausgedehnten Landstrichen und mit beträchtlichen Kapitalien, welche mit Umsicht verwendet werden oder doch sollten verwendet werden. Vergebens bietet ein Land große Besitzungen dar: wenn die Bearbeiter nicht hinreichenden Vorschuß besitzen, so wird sich dennoch nur kleine Cultur finden. Um Ländereien zu verpachten, wird man sie in ganz kleine Pachtungen vertheilen müssen. Auf diese Art zerlegen sich in dem elenden Irland die ausgedehntesten Besitzungen und zerfallen im Wege der Unterpachtungen oft bis zu einem Acre, einem halben, ja bis zu einem Viertel Acre auseinander, auf welchem eine von allem Vorschusse entblößte Familie nur noch vegetirt. Die große Cultur ist eine Folge des Ueberflusses an Kapital. Wenn in einer Gegend, in welcher die Ländereien sehr getheilt sind, sich viel Kapital findet, welches dem Ackerbau zugewendet wird, so wird man bald reiche Landbauunternehmer sich an die Spitze großer Pachtungen stellen und mehrere Güter unter sich vereinigen sehen. Nichts desto weniger müssen wir anerkennen, daß die Zertheilung des Eigenthums den großen landwirthschaftlichen Unternehmungen Hindernisse entgegenstellt. So z. B. verlieren die Gebäude, welche für kleine Besitzungen ausreichen, ihre Anwendbarkeit, sobald man mehrere Besitzungen zusammenschlägt, und eben so würden die Anlagen, die man für große Pachtungen gemacht hätte, unnütz, wenn in der Folge diese nämlichen Pachtungen wieder zertheilt würden. Wenn es an Kapital nicht fehlt, so sind die großen Besitzungen für die große Cultur förderlich.

Es giebt zwei Systeme, von denen man das eine das englische, das andere das französische nennen kann. Die Anhänger des erstern preisen mit Grund die wichti-

gen und reißenden Fortschritte, welche der Landbau den großen Besitzungen verdankt, die von unterrichteten Unternehmern mit großen Kapitalien bewirthschaftet werden. In diesen großen Besitzungen werden die Koppelwirthschaft, die Bewässerungen und die ausgezeichnetsten Wirthschaftsmethoden auf einen unbestreitbaren Grad von Ueberlegenheit gebracht. Hier werden die Vieh-Racen vollständig verbessert und die für den Landbau unentbehrlichen Geräthe am zweckmäßigsten vervollkommt. Diese Wirthschaften sind es, welche durch Theilung der Arbeit und die Anwendung der Hülfsmittel, welche die großen Kapitalien verstatten, die meisten Erzeugnisse mit dem geringsten Aufwande von Menschenkräften darstellen. Und darin liegt eben nach dem Urtheile der Sachverständigen ein zwiefacher Hebel für die öffentliche Wohlfahrt. Man erhält von dem Boden die größte Masse von Erzeugnissen, die er nur gewähren kann; und zu gleicher Zeit wendet sich eine Menge Hände, deren der Landbau nicht bedarf, der Manufaktur-Industrie zu, welche dann ihrerseits ebenfalls die größte Masse von Erzeugnissen liefert, die nur von ihr zu erhalten ist. Auf diese Art verheißt dieses System allen Völkern, die es anwenden, einen hohen Wohlstand.

Die Anhänger des andern Systems meinen, es sey sehr vortheilhaft für einen Staat, wenn die große Mehrzahl der Bewohner eines Landes sich mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftige, und dieß setze zahlreiche Besitzungen voraus. In Großbrittanien ist das Verhältniß der mit Landwirthschaft beschäftigten Bewohner zu dem übrigen Theile der Volksmenge nicht ganz wie das von zwei zu drei *). In Frankreich stellt sich dieß Verhältniß ganz anders. Nach v. Sismondi *) verhält es sich wie vier zu eins. Ohne zu behaupten, daß in diesen Zaheln-Angaben keine Uebertreibung statt habe, glaube ich, es werde sich mindestens nur wenig von der Wahrheit entfernen. Man weiß, wie sehr in England die Zahl der Grundeigenthümer abgenommen hat. Herr v. Montveran schätzte sie im Jahr 1816 nur auf 32,000, während in Frankreich zu derselben Zeit ungefähr die Hälfte der Bewohner Landbauer-Familien angehörte **). Wenn der größte Theil der Bevölkerung in dem Landbau beschäftigt wird, so verleiht dieß dem Staate und den Familien einen gewissen Bestand. Die Manufaktur- und Handelsindustrie hat etwas Glänzendes und Schrankenloses, was die Landbau-Industrie entbehrt; allein sie ist auch ungleich mehr jenen Rückschritten und Krisen ausgesetzt, welche das Glück einer Menge von Individuen umkehren. Auch läßt sich wahrnehmen, und ich bitte den Leser, auf diese wichtige Wahrnehmung besonders aufmerksam zu seyn, daß, Dank den Fortschritten der Gewerbsamkeit und der Vollendung der Werkzeuge und der Maschinen, die gewerbfleißige Bevölkerung, um Reichthümer in Ueberfluß zu gewähren, so sehr zahlreich nicht mehr zu seyn braucht.

Die englische Theorie verspricht einen hohen Wohlstand; indeß, vergleiche ich die Thatsachen, so finde ich, daß ein Theil der Bevölkerung Englands in entsetzlichem Elende schmachtet: der Boden hat ihn zurückgestoßen und die Fabriken vermögen ihn kaum zu fassen. In Frankreich ist

*) Malthus Grundsätze der politischen Oekonomie. II. p. 70. der franz. Uebersetzung.

*) Neue Grundsätze 2. Ausgabe. I. p. 251.

**) M. s. die Note bei Garnier in seiner Uebersetzung von Smith Th. VI. p. 177.

das Elend in engere Gränzen eingeschlossen, der Wohlstand ist hier viel allgemeiner. Die großen Pachtungen haben sicher für den Fortschritt des Landbaus erhebliche Vorzüge; auch halte ich die Beibehaltung einer gewissen Anzahl dieser Pachtungen für eben so nöthig, als ich den Untergang aller kleinen Grundeigenthümer für verderblich halten würde. Allein man darf die eben anerkannten Vorzüge nicht überschätzen. Wenn die Landwirthschaft bei uns nicht dieselbe Stufe der Vollendung erreicht hat, wie in England, so hat unser Landbau mindestens bemerkenswerthe Fortschritte gemacht, und wird deren von Tage zu Tage mehr machen, und es ist ohne Zweifel besser, daß er sie langsam, als daß er sie auf Kosten des Wohlseins eines Theils der Bevölkerung mache.

Mehr als einmal schon haben sich die französischen Schriftsteller ihrer Einbildungskraft überlassen, um die dem kleinen Grundeigenthume beigemessenen Vorzüge herauszustreichen. Sie scheinen zu vergessen, daß die Beobachtungskunst in der politischen Oekonomie von der Kunst, zu idyllisiren, sehr verschieden ist. Man hat ein Bild entworfen von den Wundern der Betriebsamkeit der kleinen Grundeigenthümer, welche sogar die Rücken der um ihre bescheidenen Wohnungen herum belegenen Felsen tragbar machen. Diesem Bilde hat man dann nicht ermangelt, ein anderes entgegen zu stellen von unermeßlichen Domainen, die von sorglosen Besitzern vernachlässigt oder durch den Luxus, der sie zu Gehegen und Lustgärten umwandelt, ertraglos wurden. Diese Bilder sind wahr; allein, was für Folgerungen soll man daraus ziehen? Jene kahlen Felder, deren Zugänge schwierig sind, und deren Dürre nur durch jene erfindungsreiche Anstelligkeit, die die Noth erzeugt, zu besiegen ist, sind doch nicht häufig, und im Allgemeinen läßt sich daraus noch

noch nichts für die kleine Cultur schließen. Wenn große Grundeigenthümer ihre Besitzungen vernachlässigen oder das Angenehme dem Nützlichen vorziehen, so beweist dies noch keineswegs, daß nicht die große Cultur dennoch am geeignetsten sey, die Landwirthschaft höher zu bringen und die größte Masse von Landbau-Erzeugnissen darzustellen.

Man kann ohne sich gerade in fade und falsche Ideen zu verlieren, auch noch moralische Rücksichten für die kleinen Besitzungen geltend machen. Ich gebe zu, daß wenn man zwanzig solcher Besitzungen zusammenschlägt, der Reinertrag derselben sich erhöht; ich will sogar einmal annehmen, daß man von der großen Besitzung einen größern Rohertrag erhalte *). Allein wir wollen doch nicht Reichthümer um der Reichthümer willen erzeugen, sondern auf das Wohlseyn Bedacht nehmen. Werden die zwanzig kleinen Eigenthümer, welche für sich selbst arbeiteten und von jetzt an für Andere arbeiten sollen, glücklicher seyn? Diese Frage eignet sich nicht zur Beantwortung durch Zahlen. Offenbar würde ein gedrückter kleiner Eigenthümer mit Hülfe des Vorschusses, den ihm der Verkauf seiner Felder gewähren würde, ein anständiger Pächter werden können. Und ohne Zweifel sollte doch ein Familienvater die Lebensweise ergreifen, die ihm die zur Erziehung seiner Kinder erforderlichen Mittel verspricht. Solche Rücksichten verdienen doch wohl, daß man sich mit ihnen beschäftige. Allein, in mehreren Ländern, und haupt-

*) Der Rohertrag ist die Gesammtheit der Erzeugnisse der Besitzungen; der Reinertrag dasjenige, was davon nach Abzug aller Vorschüsse übrig bleibt.

Man irrt sich, wenn man den Reichthum nur in dem Reinertrage findet. Auch das Gesammterzeugniß wird verzehrt und vertheilt zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse.

sächlich in Frankreich, trifft man arme Leute, die an ihrer unergiebigen Besitzung ihr Gefallen haben. Sie würden besser daran seyn, wenn sie sie verließen; d. h. sie würden weniger Beschwerden und mehr Geld haben; aber nein, sie ziehen nun einmal vor, unter Einem Dache mit ihren Voreltern zu verweilen; sie leben vergnügt in den Erinnerungen, die anderwärts ihr Schmerz seyn würden. Soll man diese Sinnesart, die die Forschritte der Industrie ohnehin von Tage zu Tage mehr austilgen, bekämpfen, und dagegen Spekulationssucht und Bereicherungsdurst verbreiten?

Die Verschiedenheit in dem Umfange der Besitzungen ist nothwendig. Wäre der Bereich eines Staates in lauter große Güter abgetheilt, so würde es, auch abgesehen von den Uebelständen, die wir schon bemerkten, den Besitzern dieser Güter allzu leicht werden, die Preise der Lebensmittel zu erhöhen, zumal unter dem Beistande eines Zolltarifs. Gäbe es dagegen ausschließlich kleine Besitzungen, so würden die Bauern, aus Noth, ihre Erzeugnisse nur zu verkaufen, die Preise der Lebensmittel verschlechtern, es würde ein künstlicher Ueberfluß statt finden, der die Konsumtion beschleunigte und Hungersnoth häufiger herbeiführte.

Wenn man die Dinge ihrem natürlichen Laufe überläßt: so wird die Vertheilung des Bodens dem Entstehen und der Vertheilung der Reichthümer am besten entsprechen; man wird kleine, mittlere und große Besitzungen haben. Es ist ausreichend, wenn die Gesetze dem freien Verkehre mit Ländereien kein Hinderniß entgegen stellen: man wird vor den Gefahren einer zu großen Zerstücklung oder Anhäufung hinlänglich gewahrt seyn.

Man kann sich die Zerschlagung des Grundeigenthums so weit vorgeschritten denken, daß allgemeine Dürftigkeit

davon die Folge wäre. Offenbar beschaffen sich die Grundbesitzer und Pächter nur durch die Ueberschüsse an den Erzeugnissen ihrer Felder die Gegenstände, die ihnen nützlich oder angenehm sind, und geben dadurch den Manufakturisten und Kaufleuten zu leben. Wenn aber der Boden so zerschlagen wäre, daß jede Bauerfamilie nur ihre nothdürftigste Subsistenz aus ihrem kleinen Gute bezöge, so würde sie auch auf diese Nothdurft beschränkt und äußerst elend seyn. Noch elender würden aber diejenigen Bewohner seyn, welche nicht einmal Land besäßen, denn diese würden selbst nicht ihr Leben fristen können, weil es an Gelegenheit fehlte, gegen die Fabrikerzeugnisse Lebensmittel einzutauschen. Und so würde ein Theil der Menschen ein reines Naturleben führen, ein viehisches Dasein haben, die andern würden Hungers sterben.

Indeß beruht dieses Gemälde nur in der Einbildung, und kann unmöglich Realität gewinnen. Zwei Triebfedern, das Interesse des Reichen und das Interesse des Armen, werden dem nur von oberflächlichen Beobachtern gefürchteten Uebermaaße in der Zerschlagung der Güter immer entgegen wirken. Der Besitzer, der im Ueberflusse lebt, trachtet, seine Güter zu erweitern, und derjenige, welcher im Wohlstande lebt, die seinigen wenigstens abzurunden. Darin liegt eine Anziehungskraft, welche die vereinzelten Ländereien fortwährend zu den geschlossenen Gütern hinzieht. Ein einziges Hungerjahr vertilgt eine beträchtliche Anzahl kleiner Besitzungen. Und auch ohne außergewöhnliche Verhältnisse setzen sich tagtäglich die Schwierigkeit, geringe Verlassenschaften noch zu theilen, und das Interesse der Erben der Versplitterung der Ländereien ins Unendliche entgegen. Eine zu große Theilung des Grundeigenthums mag allerdings vorübergehend auf einem bestimmten Punkte

im Staate statt finden. Allein dieses Uebel kann sich nicht weiter verbreiten, und die Zeit tilgt es schon wieder aus. Es wird an andern Seiten wieder aufgewogen und gilt daher in der Masse gesellschaftlicher Interessen so viel wie gar nichts.

So sorgt auch schon die Natur dafür, daß das Grundeigenthum nicht in nur sehr wenigen Händen sich anhäufe. Solche Anhäufung kann gar nicht statt finden, wo das Vermögen der Aeltern zu gleichen oder fast gleichen Theilen auf alle Kinder fällt.

Noch ist über beide Uebertreibungen, die man rücksichtlich der Theilung des Bodens annehmen kann, eine wesentliche Bemerkung zu machen. Eine zu weit getriebene Zerschlagung, ich wiederhole es, ist unmöglich. Wenn sie auch statt hätte, so würde sie sich nicht erhalten lassen, was für ein Mittel man auch dazu in Anwendung setzen möchte, vorausgesetzt, daß der Gesetzgeber nicht seinen sehr engbegränzten Wirkungskreis überschritte, und nicht etwa ein politisches Kloster bildete, ähnlich dem des Lycurg. Unsere gewerbfleißigen und umfangreichen Staaten versagen sich solchen Veranstaltungen, und die Gefahr einer zu weit gehenden Zersplitterung des Bodens hebt sich ganz von selbst. Nicht so die einer zu weit gehenden Zusammenschlagung. Dieser Mißbrauch, oder eigentlicher zu reden, dieser Uebelstand kann wirklich eintreten. Das Erstgeburtsrecht, die Majorate, und die Substitutionen, die, da sie sich beständig erneuern, und dadurch verewigen, dieselben Wirkungen äußern werden, wie die Majorate, können das Grundeigenthum auf immer dem Verkehr entziehen und endlich ein ganzes Ländergebiet in weniger Herren Hände bringen. Man bemerke nur, daß das Fortschreiten des Gewerbfleißes und die Anhäufung der Kapitalien schon auf

die Vereinigung der Ländereien hin wirken und die kleinen Besitzungen zu Gunsten der großen austilgen. Diese Triebfeder ist, wo sie allein wirkt, nicht gefährlich; da sie nicht hindert, die zusammengebrachten Besitzungen von neuem zu vereinzelnen; sie tritt erst mit der Entwickelung des Gewerbfleißes und mit der Vermehrung der Mittel, die Arbeit zu beleben, hervor, und trägt zahlreiche Gegengewichte in sich selbst. Allein das Erstgeburtsrecht, die Majorate und Substitutionen berauben ohne allen Entgelt. Unter ihrer Herrschaft giebt es eine ganze Masse besitzloser Bewohner, und weiter keine Pachtung im Staate.

Man kann diese Anordnungen, ich weiß es, aus einem rein politischen Gesichtspunkte würdigen; ich will sogar zugeben, daß es Umstände giebt, unter denen die Grundsätze der Wissenschaft der Reichthümer hinter Rücksichten höherer Bedeutung zurückstehen müssen. So mußte man zur Zeit der Feudal-Anarchie im Stande bleiben, den Angriffen seiner Nachbarn zu widerstehen; seine Güter unter seine Kinder vertheilen hätte damals sie zu Grunde richten heißen. Damals gründete sich das Erstgeburtsrecht auf Nothwendigkeit. Nachmals aber war es nur die Eitelkeit, die es fortdauern ließ, und jetzt streiten ein allgemein verbreitetes Billigkeits-Gefühl und fast einer jeden Mutter Zärtlichkeit dagegen.

Für die Interessen des Gewerbfleißes ist es wichtig, daß Friede und Freiheit im Staate aufrecht erhalten werden. Die meisten Staatsmänner sind jetzt darüber einverstanden, daß das Institut der Pairschaft diese Vortheile zu sichern sehr viel beitrage, und daß es, ohne Majorate für die Pairs, nicht bestehen könne. Man würde also diese Einrichtung billigen müssen, selbst wenn sie aus die-

ser oder jener Rücksicht unseren Grundsätzen nicht entspräche. Allein eine so geringe Anzahl Majorate könnte auch auf die Vertheilung der Reichthümer einen so verderblichen Einfluß nicht äußern. Wenn man annehmen dürfte, daß die Pairschaft Ländereien für die Summe von dreihundert Millionen dem Verkehr entzöge, so würde dies in einem Lande wie Frankreich, wo das unbewegliche Landeigenthum den Belauf von vierzig Milliarden übersteigt *), nicht zu empfinden seyn. Diese Majorate würden nicht nur an sich unschädlich für die Gesellschaft seyn, sie würden ihr sogar nützlich werden, wenn die Pairs sich als die Beschützer aller öffentlichen Interessen ansähen und einen gerechten Stolz darin fänden, die großen Fortschritte des Landbaus von ihren Besitzungen ausgehen zu sehen. Man brauchte freilich keine Ländereien dem Verkehr zu entziehen, man dürfte nur die Majorate aus Renten vom Staate bilden; indeß würde dieses Verfahren großen Bedenken unterliegen, es gewährte einen gewissen Anschein von Unsicherheit, enthöbe der Steuerpflicht, und könnte die Pairs in schweren Zeiten in die Verlegenheit setzen, für sich die Zahlung zu verlangen, die man andern Renteberechtigten versagen müßte. Die Majorate aus Grundeigenthum sind die einzigen, welche der Würde und dem festen Bestande der Pairschaft entsprechen.

Viertes Kapitel.
Von der Gewerbefreiheit.

Der Gewerbfleiß der Menschen ist ihr Eigenthum, sie mögen bemittelte Unternehmer oder arme Tagelöhner seyn.

*) Chaptal (vom Gewerbsleiße Fr. Th. I. p. 220.) schätzt es nur auf drei und dreißig Milliarden, allein diese Schätzung ist nach dem Einkommen gemacht, das er mit 5 % zum Kapital erhebt.

Daß man ihnen die Anwendung desselben so sehr, als immer möglich, sichere, erfordert die Gerechtigkeit, und, wie wir sehen werden, in gleicher Weise auch das gesellschaftliche Interesse. Um die Folgen der dem Gewerbfleiße fast allerwärts gezogenen Schranken zu erkennen, muß man ihn zuerst in seiner Geschäftigkeit im Innern des Staates beobachten, sodann wie er National-Erzeugnisse aus- und dagegen fremde einführt. Zuvörderst also werde ich ihn aus dem ersten Gesichtspunkte betrachten.

Neuere Thatsachen werden ausreichen, diesen Gegenstand in das hellste Licht zu setzen. Frankreich war die Beute blutiger Zwietracht; es unterhielt länger als zwanzig Jahre verzehrende und mörderische Kriege; die reichsten Familien flohen aus dem Lande; geschickte Arbeiter suchten sich anderwärts eine Heimath; die Papier-Münze, das Maximum-Gesetz, die Militair-Aushebung, feindliche Einfälle und ungeheure Abgaben folgten einander oder trafen zusammen, um es zu erdrücken. Und nach allen diesen Unordnungen, ja während ein Theil dieser verderblichen Ursachen noch auf ihm lastet, hat man seinen Gewerbfleiß einen neuen Schwung nehmen und die Bewunderung des erstaunten Europas auf sich ziehen sehen. Die Anzahl der Handwerker in unsern Städten ist fast auf das Doppelte, die Masse der Erzeugnisse höher als auf das dreifache gestiegen; wir betreiben Gewerbzweige, die uns lange Zeit fremd waren, mit Erfolg; vervollkommnen diejenigen, welche wir schon betrieben, und vielleicht giebt es keinen einzigen, von dem sich behaupten ließe, er sey völlig entartet *).

*) Nur mit Bedauern hört man Leute von verdrießlicher Stimmung das Gegentheil behaupten, und z. B. sagen, daß man

Die nächste Folge dieser unerwarteten Fortschritte ist ein allgemeiner Wohlstand, den auch eine flüchtige Ansicht der Dinge schon erkennen läßt. Ganz entschieden ist die zahlreichere Klasse besser genährt, besser gekleidet und wohnt auch besser, als vor vierzig Jahren. Die weitere Folge ist der Reichthum der Regierung; Frankreich zahlt jetzt eine Milliarde jährlich an Steuern. Ueberhaupt ist sein Zustand von der Art, daß seine Bewohner nur eines einzigen Gutes, nämlich der Sicherheit, bedürfen, um in weniger als einem halben Jahrhundert eine Blüthe zu erlangen, zu welcher bisher noch kein Volk ein Beispiel lieferte.

Die Hauptursache so vieler Fortschritte, mitten unter so ungünstigen Zeitverhältnissen, ist die dem Gewerbfleisse im Innern des Staates gestattete Freiheit. Die Gewerbe waren auch in Frankreich früher mit einer Menge von Fesseln belastet, wie sie es denn gegenwärtig in den meisten

gegenwärtig nicht mehr so dauerhafte Zeuge als früher mache. Dies mag von Stoffen gelten, die man früher von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. Wenn diese jetzt nicht mehr gemacht werden, so rührt dies daher, daß die Konsumenten keinen Geschmack weiter daran finden. Man beklage immerhin, wenn man will, daß die Frauen, um mehr Wechsel in ihren Anzug zu bringen, leichtere Seide den Stoffen vorziehen, welche von unvergänglicher Dauer sind, obwohl ich nicht einsehe, wie ihnen dieses zum Vorwurf gereichen sollte. Ich will aber einmal zugeben, man könne sie deshalb tadeln. Aber was geht dies die Manufakturunternehmer an? Manche unter ihnen würden jene Stoffe, die gewisse Personen gar nicht verschmerzen können, sehr gerne wieder machen. Denn sie sind ebenso geschickt und noch geschickter, als ihre Vorgänger; allein sie thäten sehr Unrecht, Erzeugnisse zu liefern, für die sie keinen Käufer finden würden. Ich habe neuere Tuche gesehen, welche an Dauerhaftigkeit die unserer Aeltern noch übertrafen; indeß macht man deren nur wenige, da nur wenige Konsumenten ihrer begehren.

Gegenden Europas, welche unsere Erfahrungen erst eines Bessern belehren werden, noch sind. Die gezwungenen Lehrjahre, die Gewinnung des Meisterrechts und die Innungen stießen geschickte Leute ab und beschränkten die Mittel zur Vermehrung und Vervollkommnung der Erzeugnisse. Belästigende Förmlichkeiten, vielfältige Bedrückungen leerten die Werkstätten aus und begünstigten nur den Schlendrian. Noch besondere Schranken hielten die Provinzen von einander getrennt: ein Frachtwagen mit Gütern, der von der Bretagne aus in die Provence kam, ward achtmal durchsucht und zahlte 7 verschiedene Eingangsgefälle. Wenn man den Haufen von Verordnungen, Verboten und Privilegien betrachtet, welcher unsern Gewerbfleiß belastete, so erstaunt man, daß noch irgend eine Regsamkeit statt hatte; man fragt sich, wie unter solchen Quälereien nicht alle Entwickelung unterdrückt ward.

Die Gesellschaft ist mit einem fast unvertilgbaren Lebens-Prinzip ausgerüstet: unter schlechten Gesetzen leidet sie, aber sie dauert fort. Uebrigens wollen wir den Einfluß mangelhafter Einrichtungen auf die Einzelnen, welche von ihrer Kindheit an ihnen ausgesetzt gewesen, nicht nach demjenigen abmessen, den sie auf Menschen äußern müßten, die ihnen mit Einem Male plötzlich unterworfen würden. Man findet sich noch wohl leicht in einen Zustand der Dinge, wie mangelhaft er auch sey, wenn man weiß, er hat immer bestanden, und nicht anders meint, als würde er auch ewig dauern. Das Bedürfniß, zu leben, nöthigt zur Arbeit; wird man bei der Arbeit gequält und geneckt: so arbeitet man wenig und arbeitet schlecht; aber man arbeitet doch immer etwas. Man würde also, vorausgesetzt, man wäre so unklug, uns der Herrschaft der Zünfte und Verordnungen wieder zu unterwerfen, zwar die Gewerbe

in Verfall bringen und Nahrungslosigkeit verbreiten, aber man würde immer nicht den Gewerbfleiß völlig unterdrücken; übrigens müßte unsere Gewöhnung zur Freiheit jene Herrschaft für uns auch noch gehässiger und unleidlicher machen, als sie für unsere Voreltern war.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob wohl Frankreich den Gewerbszwang, wenn er wirklich so nachtheilig wäre, so lange beibehalten haben würde; und ob er unter dieser Voraussetzung wohl noch bei aufgeklärten Völkern bestehen könnte? Wo diese Fesseln einmal bestehen, ist es schwierig, sich ihrer zu entledigen. Eine Verwaltung, welche nicht sehr hellsehend und sehr zuversichtlich zugleich ist, darf die Gewerbe gar nicht entfesseln. Sobald sie eine auf Gewerbefreiheit berechnete Idee ins Leben treten lassen will, wird sie durch das Geschrei aller bei der Aufrechthaltung des Monopols und des Schlendrians interessirten Menschen bestürmt. Die Mitglieder der Zünfte berathen und verbinden sich; gewinnen die Beamten, deren Gehülfen, und alle die großen und kleinen Gönner, die sich etwas darauf einbilden, Stellen vergeben zu können. Der Gewinn aus den Mißbräuchen verewigt diese selbst. Beschränkte Geister sind immer geneigt, zu glauben, alles, was ist, müsse auch seyn; und Verbesserungsvorschläge seyen nur leere Phantasien. Sie geben den von den Zunftgliedern vorgespiegelten Bedenken um so lieber nach, je überzeugter diese sich zeigen, daß ihr Interesse das allgemeine sey; daß sie nur ihre besonderen Kenntnisse und langjährigen Erfahrungen geltend machten, und wohl gar es in ihrer Gewalt hätten, die unvermeidlichen Schwierigkeiten jeder, auch der nützlichsten, Veränderung bis zur Unausführbarkeit derselben zu erhöhen. Wie sollte nun eine Verwaltung mitten

in diesem Geschrei, welches ihre Entwürfe veranlassen, nicht irre werden? Um eine Vorstellung zu bekommen von dem Ungestüm der Widersprüche, welche die Monopolisten erheben, sobald sie sich einbilden, man rühre an ihre Rechte, bedarf es wirklich eines Beispiels: ich entlehne eines aus den Erfahrungen eines General-Inspektors der Manufakturen:

„Ist die Frage, die Verfertigung der bemalten Tücher nachzulassen, deren Einbringung zu verhindern oder deren Verbrauch auch nur zu beschränken, ein ganzes Jahrhundert voller Abscheulichkeiten ohnehin nicht vermochte: so sehen die Privilegirten in diesem Vorhaben die Umkehr aller Gesetze, die Vernichtung des Handels, die Entvölkerung des Reiches. An allen Ecken und Enden giebt es nichts, als Berufungen und Berathungen, Abordnungen, Gutachten, Anschläge, Bestechungen und Vorstellungen aller Art."

„Rouen macht den Wohlstand geltend, den es seinen Baumwollen-Manufakturen verdankt *); es sieht, wenn man die gemalten Tücher zulassen wollte, seinen Handel vernichtet, seine Gewerbe verlassen, die Weiber, die Kinder, die Greise in Elend versinken, die bestebauten Grundstücke wüst liegen, und die ganze Normandie, diese schöne und reiche Provinz, zur Einöde werden."

„Die Stadt Tours stellt die Abgeordneten von ganz Frankreich als wehklagend dar, und vorempfindet eine Erschütterung, welche in dem politischen Nervengeflechte Zuckungen veranlassen müsse." „Rheims über-

*) Und doch, man merke wohl, veranlaßte die Errichtung dieser Manufakturen, einige Jahre früher, sehr lebhaften Widerspruch!

reicht eine Vorstellung, von mehr als fünfzig Kaufleuten unterzeichnet, welche rein weg erklären, man wolle ihnen ihr Brot nehmen. Auch Lyon durfte zu einem Plane nicht schweigen, welcher Schrecken in alle Fabriken verbreitet hat. Paris hat sich niemals in einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit den Stufen des Thrones genaht, den der Handel mit seinen Thränen benetzt. Amiens betrachtet die Gestattung des Tragens und des Gebrauchens der gemalten oder gefärbten Tücher, als das Grab, in welches alle Manufakturen des Königreichs versinken. Diese Vorstellung, welche berathen ward in dem Geschäftslokal der Kaufleute dreier Körperschaften, war mit Thatsachen belegt und im Styl sehr gewählt. Ihr Schluß war folgender: „übrigens wird es, um das Tragen und den Gebrauch der gemalten oder gefärbten Tücher auf immer zu verbieten, wohl hinreichen, daß das ganze Reich erzittert schon bei der bloßen Ankündigung, daß die Erlaubniß ertheilt werden soll . . . . . vox populi, vox dei!"

„Man kann ohne Bedauern oder Unwillen diesen Wortschwall nicht lesen, dessen Hirnlosigkeit und Frechheit ganze Bände ausmachten und Frankreich füllten. Giebt es jetzt wohl einen einzigen so unvernünftigen Menschen, der da behaupten möchte, die Manufakturen dieser gemalten Tücher hätten nicht reichen Gewinn gebracht u. s. w. u. s. w. *)."

Man darf sich nicht auf allgemeine Ansichten über die Gewerbefreiheit beschränken. Ich werde daher diesen wichtigen Gegenstand noch ausführlicher beleuchten.

*) Auszug aus der methodischen Encyclopädie. Abtheilung. Manufakturen, Künste und Gewerbe. Zum Worte: Inspektor.

Eine Regierung, welche den einländischen Gewerbfleiß beherrschen will, bedient sich dazu folgender Mittel:

1. sie schreibt die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vor;
2. sie bestimmt die Eigenschaften, welche die Gewerbserzeugnisse haben sollen.

Fünftes Kapitel.

Von den Gesetzen, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschreiben.

Erster Abschnitt.

Dergleichen Gesetze sind zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, sind der arbeitsamen Klasse verderblich und den Konsumenten schädlich.

Das allgemeine Interesse sowohl, als das jedes Einzelnen, wollen, daß Jedermann sein Leben erhalten könne. Ohne einleuchtende Nothwendigkeit den Aeußerungen der Gewerbsamkeit Schwierigkeiten entgegenstellen, heißt Quellen der Noth, des Lasters und der Unruhen hervorrufen.

Das, was man durch solche belästigende Gesetze und drückende Vorschriften zu erreichen vergebens bemüht seyn würde, läßt sich durch rechtliche und billige Maaßnahmen leicht erzielen. Ihr wollt, daß ein Staat mit geschickten Arbeitern bevölkert sey: macht also seine Bewohner nur fleißig, damit sie arbeiten; und macht sie klug, damit sie gut arbeiten.

Ich darf mir nicht erlauben, das hier zu wiederholen, was ich schon anderwärts *) über den Volksunterricht

*) Ueber die Moral-Philosophie Cap. 19. und Anwendungen der Moral auf die Politik Cap. 8.

gesagt habe, welcher sowohl die Sitten zu veredeln, als die Künste zu vervollkommnen förderlich ist. Schon in der Schule gewöhnen sich die Kinder an Ordnung und Arbeit, und der Einfluß davon kann sich auf ihr ganzes Leben erstrecken. In der Regel achten die Menschen, deren Fähigkeiten schon einigermaßen entwickelt sind, sich selbst höher, als diejenigen, die man in ihrer Jugend durch Nichtsthun und Unwissenheit sich selbst geringschätzen ließ.

Es giebt Leute, welche über die Belehrung des Volks immer nur so im Allgemeinen reden, und sie ohne Maaß und Ziel weiter verbreiten möchten. Diese Leute haben ohne Zweifel eine gute Absicht; allein ihre Unkenntniß der gesellschaftlichen Interessen macht sie zu einer wahren Geissel. Um zu beurtheilen, in welchen Gegenständen man Zöglinge schicklich unterweisen dürfe, muß man zuvor untersuchen, zu welcher Bestimmung sie vorbereitet werden sollen. Wenn man hieran festhält, so wird man bald einsehen, daß es für die arbeitende Klasse nur sehr einfacher Kenntnisse bedürfe, und daß eine vielumfassende, mannigfaltige Ausbildung die Menschen, statt sie zur Gewerbsamkeit anzuleiten, vielmehr nur von ihr abwendet. Man würde der Gesellschaft keinen Dienst erzeigen, wenn man alle Knaben von einigermaßen bemerkenswerthen Fähigkeiten in Gelehrten-Schulen hineindrängen wollte. Wie sehr würden nicht die Fortschritte der Künste aufgehalten werden, wenn alle sorgfältig gebildete junge Leute es für entwürdigend hielten, sich den Handwerken und Fabrikarbeiten zu widmen! Ohnehin würden die meisten dieser jungen Leute nur ein kümmerliches Fortkommen finden, da sie weder alle in Bedienungen untergebracht werden, noch zu Handarbeiten wieder übergehen könnten. Die

Gesellschaft würde also nicht allein in sofern leiden, als ihr die Vortheile entzogen blieben, welche jene ihr hätten zuwenden können, wenn sie sich zu nützlichen Gewerben bestimmt hätten; sondern sie würde auch unter den Ausschweifungen seufzen, welchen alle diejenigen sich überlassen würden, die ohne Anstellung und ohne anständige Nahrungsquellen blieben.

Allerdings sollen auch armer Eltern Kinder durch Elementarunterricht ihre Anlagen ausblilden, auf daß sie in der Sittenlehre, im Lesen, Schreiben, Rechnen, und wenn sie nicht etwa den Feldarbeiten sich zuzuwenden bestimmt sind, auch in den Anfangsgründen des Zeichnens geübt werden. Hiernächst sind sie zur Erlernung eines Handwerks schon geeigneter. Für eine große Zahl von Fabrikarbeiten ist eine regelmäßige Lehrzeit nicht erforderlich; für die Künste, deren Schwierigkeit eine wirkliche Lehrzeit bedingt, müssen die Bedingungen derselben dem freien Uebereinkommen anheim gestellt bleiben.

Wollen Gewerbtreibende mit höheren Anlagen sich in ihren Gewerben vervollkommnen, so bieten die Lehrvorträge in der Geometrie und Chemie in ihrer Anwendung auf die Künste; dann die besonderen Lehranstalten, welche mit einzelnen Manufakturen verbunden sind, und zu welchen junge Leute aus verschiedenen Provinzen herangezogen werden; endlich die Kunst- und Gewerb-Schulen Hülfsmittel dar, welche für die Entwickelung des Gewerbfleißes von großem Nutzen sind.

Ist der Gewerbtreibende wohlunterrichtet, und gestattet ihm die Gesetzgebung die beliebige Ausübung, das Wechseln und das Vereinigen mehrerer Gewerbe; auch, daß er überallhin folgen dürfe, wohin ihn der Konsument beruft, so findet er seinen Unterhalt, und zugleich nöthigt

ihn doch der Mitbewerb Anderer, nichts zu verabsäumen, tüchtige Waaren und zu geringen Preisen liefern zu können.

Inzwischen behält man in vielen Ländern die erzwungenen Lehrjahre, das Meisterrecht und die Schwurämter bei, und es giebt auch unter uns noch Personen, welche die Abschaffung dieser heillosen Veranstaltungen beklagen; ja, ich habe Beamte gekannt, die so wenig aufgeklärt waren, daß sie darüber nachsannen, sie wieder herzustellen. Ich bin der Meinung, daß es solcher Einrichtungen nicht einmal zur Erleichterung der allerersten Schritte des Gewerbfleißes bedurfte. Man hat häufig die Verordnungen des heiligen Ludwig gepriesen. Und wirklich waren diese nicht vom Geiste der Fiskalität eingegeben, sondern bezweckten offenbar die Bildung ehrenfester und tüchtiger Arbeiter. Indeß läßt sich bezweifeln, daß man die wahren Mittel zur Aufmunterung der Künste in jener längst verschollenen Zeit schon gekannt habe. Und wenn auch bewiesen wäre, daß diese Verordnungen auf das Glücklichste zur Entwickelung einer erst auflebenden Gewerbsamkeit beigetragen hätten: dürfte man daraus schon schließen, daß sie auch einer Industrie noch von Nutzen seyn würden, die schon einen gewissen Schwung genommen hat? Ein erwachsener Mensch kann doch darum nicht wieder zur Wiege zurückkehren, weil diese seiner Kindheit einst so theuer war.

Ludwig IX. hatte die Zünfte ausgebildet vorgefunden. Es scheint, als hätten sie sich verbunden, um der Unterdrückung zu widerstehn, die sich der Adel und die Kriegsleute erlaubten. Ich gebe zu, daß die Künstler, vereint, mehr Mittel hatten, sowohl dergleichen Neckereien abzuwehren, als auch ihren Beschwerden Gehör zu verschaffen.

Allein wenn die Gesetze herrschen, wenn man keine Gewalt weiter zu fürchten hat, so legen die Zünfte nur denjenigen Hindernisse in den Weg, welche durch ihre Arbeiten sich an ihren Gewinnsten betheiligen wollen; und aus Beschützern, wie sie früher es waren, werden sie von dem an selbst die Unterdrücker.

Die Zünfte, so wie wir sie noch vor vierzig Jahren hatten, waren keineswegs aus irgend einem öffentlichen Interesse gegründet. Heinrich III suchte in den Zünften und Innungen, mit denen er Frankreich übergarnte, nur eine finanzielle Hülfsquelle. Ludwig XIV, mit Schulden überlastet, nahm zu ähnlichen Mitteln seine Zuflucht; unter seiner Regierung wurden mehr als sechzig tausend Stellen verkauft, welche sämmtlich für den Gewerbfleiß belästigend waren.

Die Regierung nahm um so viel weniger Anstand, dergleichen Hülfsmittel zu vervielfältigen, je seltsamere Vorstellungen sie von ihren Befugnissen nährte. Die Modifikationen, welche diese Vorstellungen im Fortgange der Zeiten allmählig erlitten, sind sonderbar genug. Heinrich III spricht in einem Edikte von 1581 die gräulichen Worte aus: „Die Erlaubniß zur Arbeit zu ertheilen, ist ein grundherrliches und königliches Recht.“ Ludwig XIV beschränkte diese empörende Behauptung dahin: „Nur den Königen steht es zu, in Künsten und Handwerken Meister zu ernennen.“ (Edikt von 1691.) Ludwig XVI widerruft in einem Edikt von 1776 die Worte Heinrichs III., jedoch ohne sie einem Könige zuzuschreiben, und sagt: „Wir nehmen keinen Anstand, einen solchen Grundsatz abzulehnen.“

Den Gewerbfleiß erdrücken, um Geld zu erhalten, heißt, wie man mit Grund gesagt hat, den Saamen ver-

schlingen, aus welchem die Ernte hervorblühen soll. So lange indeß richtige Einsichten noch nicht sehr verbreitet sind, wird ein Minister, der den Gewerbfleiß dienstbar machen will, selbst unter der gewerbsamen Klasse leicht Mitschuldige finden. Unternehmer bilden sich ein, wenn sie auf ihr Gewerbe ein ausschließliches Privilegium besäßen, weniger Mühe und reichern Gewinnst zu haben; sie zahlen gerne für eine solche doppelte Begünstigung, und die öffentliche Gewalt verhandelt ihnen ein Monopol, das sie gegen die arbeitsame Klasse und gegen das Publikum geltend machen.

Unter solchen Umständen kann dann kein Handwerker weiter das Meisterrecht erlangen, wenn er nicht Geld hat oder wenn seine Geschicklichkeit die Zunftvorsteher beunruhigt. Eine ganze Menge von Menschen bleibt ihr ganzes Leben verurtheilt, für den Vortheil Andrer zu arbeiten. Dazu kommt, daß die Anzahl Unternehmer beschränkt bleibt, es mithin für die Arbeiter schwer wird, Arbeit zu bekommen, aber für ihre Meister leicht, den Arbeitslohn herabzusetzen. Welch ein Gewebe von Ungerechtigkeiten! Wie viele Veranlassung zu Noth und Lastern!

Das Publikum wird bei allem dem nicht weniger dem Monopol zum Opfer gebracht. Die der öffentlichen Gewalt gezahlten Summen müssen die Consumenten erstatten. Gesetzt aber auch, jene wollte nichts dafür verlangen, und die Zünfte aus völlig väterlichen Absichten gründen, so würden doch noch die Verwaltungskosten derselben zu erstatten bleiben. In Paris beliefen sich die Kosten, welche die Streitigkeiten der Zünfte herbeiführten, auf mehr als achtmal hundert tausend Franken jährlich *).

*) Betrachtungen über die Meisterschaften und Schwur-Gerichte. Von Vital Roux. S. 24.

Allein, man vermeide auch diese fast unvermeidlichen Kosten; können nicht Leute, die mit einem Monopol ausgerüstet sind, für ihre Arbeiten einen Preis stellen, so hoch es ihnen gefällt?

Diese Arbeiten, die schon theuerer sind, werden aber auch nicht einmal so gut verrichtet, als bei der Gewerbefreiheit. Warum sollten auch Monopolisten, gut zu arbeiten, sich sauer werden lassen? Man kann ja nur von ihnen allein kaufen. Mit Ungrund würde man behaupten, es finde unter ihnen Concurrenz Statt. Aus Mangel an Nacheiferung schwand in den Städten, wo es Zünfte gab, der Gewerbfleiß allmählig dahin. Die besten Arbeiter fanden sich in den Flecken, in welche die Schwurgerichte nicht hineinreichten; sie waren gut und wohlfeil zu arbeiten schon durch die Gefahr genöthigt, andernfalls nicht verkaufen zu können. Allein, um ihrer Arbeiten theilhaftig zu werden, mußte man sich Verdrießlichkeiten und den Gefahren des Einschwärzens blosstellen.

Man kann keine Zünfte errichten, ohne die einzelnen Gewerbe von einander zu sondern. Diese Sonderung widerstrebt der Natur der Dinge allzusehr, um nicht eine Menge von Mißbräuchen nach sich zu ziehen. Man bedarf Aufseher, Visitationen, gerichtlicher Verfolgungen, welche Zeitverluste, Neckereien, Verhandlungen und Prozesse herbeiführen. Der Konsument ist oft gezwungen, sich mehrerer Arbeiter zu bedienen, wenn auch ein Einziger besser, schneller, und billiger arbeiten würde. Mitunter ist sogar unmöglich, die Arbeit verrichtet zu erhalten, die man wünscht. Frankreich blieben lange Zeit die Erfindungen oder die Verbesserungen des Lackirens, des gedruckten Papiers, physikalischer und mathematischer Instrumente ꝛc. fremd, weil verdienstvolle Leute von den Zünften verfolgt

wurden, welche mit großem Ungestüm behaupteten, dies greife in ihre Rechte ein.

Die Behörde, welche die Gewerbe unter eine bestimmte Anzahl Privilegirter vertheilte, würde Fehlgriffe hierbei nicht vermeiden können. Die Umstände, die Bedürfnisse und der Geschmack ändern sich; auch trifft es sich nicht selten, daß unter dem Joche der Zünfte das eine Gewerbe Mangel an Arbeitern hat, während das andere damit übersetzt ist. Bei der Gewerbefreiheit würden verständige Arbeiter in ihren Beschäftigungen zur rechten Zeit wechseln; wenn aber die Menschen abgepfercht sind, so können sie mitunter gezwungen seyn, geschäftlos zu darben, selbst neben Arbeiten, welche sie anlocken. Vergebens beschwert sich das übel bediente Publikum; das Gewerbe ist nicht für es da; es ist das Eigenthum einiger Monopolisten.

Man hat sich oft auf England berufen, wo die Künste in Blüthe sind und doch in den meisten Städten Zünfte bestehen. Der pseudonyme John Nickolls kannte England sehr wohl; und er sagt: „Es fällt auf, daß es in den Städten, in welchen die Gewerbe zünftig sind, mehr Armen giebt, als in den gewerbfreien. Die Armensteuer ist dort um ein Drittel höher . . . . . Unser Handel würde, wenn die Gewerbe allerwärts beschränkt gewesen wären, ungleich langsamere Fortschritte gemacht haben. Manchester, Leeds, Birmingham, wo es keine Zunft giebt, nehmen unter den Fabrikstädten die erste Stelle ein. Das Kirchspiel von Halifax hat in 40 Jahren die Anzahl seiner Bewohner auf das Vierfache gebracht, wogegen mehrere Städte mit Zünften beträchtliche Abnahme erlitten haben . . . . . Die im Innern der Stadt London belegenen Häuser sind schwer zu vermiethen, während Westminster, Southwark und andere Vorstädte fortwährend im Anwachsen sind: sie sind frei: und London hat 92 jener ausschließlich berechtigten Zünfte, deren Mitglieder man alljährlichs in einem ordnungslosen Aufzuge die Einholung des Lordmajors veranstalten sieht *).“

Ich habe mich wohl in Acht genommen, ein mangelhaftes System durch Anführung dessen, was in den Verordnungen das Allerungereimteste und Lächerlichste ist, anzugreifen. So durfte in Frankreich ein Schlosser keinen Nagel machen. So darf in London ein Kutschmacher kein Rad machen; dagegen dürfen Radmacher wohl Wagen machen. Diese Beispiele von Wunderlichkeiten, die sich leicht vermehren ließen, beweisen in der Hauptsache nichts. Man muß die Einrichtungen an und für sich untersuchen, und frei von den Mißbräuchen, die davon nicht unzertrennlich sind. Wenn man diejenigen in Erwägung nimmt, welche ich hier prüfe, so muß man anerkennen, daß sie ein Monopol begründen, das für den Wohlstand der arbeitenden Klasse, für das Interesse der Konsumenten, für den Fortschritt der Künste und für die Sitten, gleich unheilbringend ist, da die Letztern durch Druck und Elend versinken.

Zweiter Abschnitt.

Sind dergleichen Gesetze geeignet, dem Ueberflusse an Waaren zu steuern?

Wenn man einen Blick rund um sich herum wirft, so ist man betroffen, zu sehen, wie viele Menschen sich

*) Betrachtungen über die Vorzüge und die Nachtheile Frankreichs und Großbritanniens ꝛc. p. 210. 212.

nützliche und selbst nothwendige Dinge versagen müssen, weil der Preis derselben für sie zu hoch ist; und man wünscht, daß die Masse von Erzeugnissen noch anwachse, damit ihr Werth falle. Alle Menschen sind Konsumenten; alle sind aus dieser Rücksicht dabei interessirt, daß die Erzeugnisse zahlreich seyen. Jeder Kaufmann, der ein Monopol nachsucht, will eine Beschränkung der Freiheit nur für sein eignes Geschäft, und beweist eben damit, daß das allgemeine Interesse den Mitbewerb erheische.

Aber — so sagen die Gegner dieser Ansicht — wenn man von dieser oder jener Waare zu viel hervorbringt, so werden die Unternehmer genöthigt, ihre Arbeit zu mindern, auszusetzen, und selbst aufzugeben, und die Arbeiter, denen sie zu leben gaben, werden in einen Zustand von Verlegenheit und Entbehrung verfallen. Diesem Uebel beugt man vor, wenn man die Versorgung der Gesellschaft Zünften anvertraut. Alsdann darf man keine unkluge Wagnisse fürchten. Die Unternehmer, deren Anzahl beschränkt ist, kennen das Bedürfniß der Konsumenten, und die Mittel zu deren Befriedigung; sie vermeiden die Ueberfüllungen des Markts, welche ihr eignes Wohlbefinden gefährden und für die Arbeiter verderblich sind.

Diese Beurtheilungsweise ist befremdend. Man sagt: Hindern wir die Arbeiter nur, zu arbeiten, da ihre Arbeiten sonst nicht in gleicher, anhaltender Regsamkeit bleiben würden. Also, um sie davor zu schützen, daß sie dereinst in Noth gerathen, versetzt Ihr sie lieber schon heute hinein!

Offenbar muß das Monopol der Ueberfüllung des Marktes entgegenwirken; denn diejenigen, welche im Genuß desselben sind, haben ein Interesse, die Erzeugnisse unter dem wahren Bedarfe zu halten, damit sie allzeit theuer

verkauft werden. Es ist also die Folge des Monopols die, daß es die Zufuhr mindert, und die Preise erhöht. Diese Folgen sind ein allgemeines Uebel, welches auf die Arbeit und den Verzehr der ganzen Gesellschaft drückt. Ist es vernünftig, sich ihm zu unterwerfen, um die theilweisen Beschwernisse zu meiden, welche aus einer gewissen Anzahl von Unternehmungen hervorgehen könnten, zu welchen Unklugheit oder Habsucht verleiten?

Dieses allgemeine Uebel ist auch das ausdauerndste. Wenn der Gewerbfleiß unbeschränkt ist, sucht ein Jeder, der eine Rückwirkung empfindet, dagegen bald Aushülfe; und da alle Geister rege sind, und man im Stande ist, alle Hülfsquellen zu benutzen, welche sich entdecken lassen, so werden die Hindernisse auch überstiegen, und alle Unglücksfälle werden sobald als möglich vergütet. Sobald aber Zünfte und Privilegien gegründet sind, lasten diese Geisseln lange auf der Gesellschaft, und man seufzt darüber, ohne sie beseitigen zu können. Ich finde also bei dem einen System theilweise und vorübergehende Unbequemlichkeiten; bei dem andern ein allgemeines und fortdauerndes Leiden. Sicher hat Jedes seine Gefährlichkeiten; allein jemehr ich darüber nachdenke, desto einleuchtender wird mir die Verwirrung, welcher man die Gesellschaft preisgiebt, wenn man die Ungebührnisse, welche die Privilegien herbeiführen, noch denjenigen vorzieht, welche der Mitbewerb erzeugt.

Die Besorgniß, daß die Unternehmer sich untereinander durch die Concurrenz Abbruch thun, ist ungleich weniger vernünftig, als die, daß sie der arbeitenden Klasse und dem Publikum durch ihr Monopol schaden. Eine Menge Leute leidet unter den Beschränkungen, denen man die Gewerbe unterwirft, und nur wenige gewinnen darunter.

Selbst untereinander gereichen die Zünfte sich wechselseitig zum Nachtheil. Die Gegenstände, die sie anschaffen, sind eben sowohl vertheuert, als die, welche sie absetzen; so daß die Zünfte sich unter sich, die Eine die Andern, schinden.

Sismondi sieht die zu weit getriebene Fabrikation als eine der entsetzlichsten Qualen an, welche das menschliche Geschlecht zu beklagen haben soll. Nach den lebhaften Besorgnissen, die er hierüber äußert, sollte man glauben, er werde die Zünfte und Innungen zurückverlangen, deren Gesammtwirkung — wie er sagt — dahinstrebte, die Anzahl Produzenten und die Wirksamkeit jedes Einzelnen dergestalt zu beschränken, daß niemals das Hervorbringniß die Nachfrage überschritt oder auch nur je ganz erreichte *). Dennoch behauptet Sismondi, daß diejenigen, welche ihre Wiedereinführung verlangen, unsinnig seyen **): er ist überzeugt, daß das Heilmittel größere Uebel erzeugen werde, als welche man eben heilen wolle. Täuschen wir uns aber nur nicht: wenn man, um dem Uebermaaße der Fabrikation zu steuern oder entgegen zu arbeiten, es verschmäht, dem Interesse, der Einsicht und der Klugheit der Fabrikanten und Kaufleute zu vertrauen; wenn man nicht dafür hält, die Unbequemlichkeiten, welche aus dem Mitbewerb entspringen, seyen die geringsten, so muß man schlechterdings entweder zu den Körperschaften wieder zurück, oder zu irgend einem andern Zwangmittel greifen; denn man muß, um die Produktion zu beschränken, durchaus die Gewerbsamkeit dienstbar machen.

*) Neue Grundsätze der politischen Oekonomie T. I. p. 424. des Originals.

**) Ebendaselbst T. I. p. 427.

Die Produktion beschränken! Jeder einsichtsvolle und redliche Beamte sollte vor den Begriffen: „die Arbeit vermindern" und „den Verzehr vertheuern" zurückbeben.

Man bedauert oft mit Grund solche Folgen des Mitbewerbs; allein nichts destoweniger ist man doch auch genöthigt, seine heilsamen Wirkungen anzuerkennen. Ich wähle ein Beispiel, wie es Jeder vor Augen haben kann. Ein anständiger Mann, Vater einer zahlreichen Familie, unternimmt ein Fuhrwerk, um von einem Orte zum anderen Reisende und Waaren fortzuschaffen. Mehrere Jahre verfließen; seine Anstalt blüht, seine Familie ist glücklich. Mit einem Male tritt ein Mitbewerber auf, entzieht ihm einen Theil seines Gewinnes und gefährdet sein Auskommen. Man beklagt jenen Mann, für den man eine gewisse Theilnahme hegte, und dessen Wohlergehen bedroht ist. Allein, wenn der neue Unternehmer über den ersten Vortheile erlangt, ohngeachtet des Vorzugs, den derselbe durch seine schon längere Zeit bestehenden Beziehungen genießt, so ist dieß offenbar nur der Fall, weil der neue Unternehmer das Publikum auf eine schnellere oder gemächlichere, oder minder kostspielige Art bedient. Wie viele Reisende, Waaren, Konsumenten mögen bei diesen Verbesserungen gewinnen, durch sie Vortheile oder Annehmlichkeiten erlangen! Darf man sie derselben berauben, und den neuen Unternehmer behindern, seinen und seiner Angehörigen Unterhalt damit zu gewinnen? Soll man sich dem Fortschritte eines Gewerbzweiges und der Beförderung der Communikation entgegenstellen, und zwar, damit der erste Unternehmer mit Bequemlichkeit sich zu bereichern fortfahren könne, ohne seine Einrichtungen nachzubessern? Man lege ihm nur kein Hinderniß in den Weg, seine Anstrengungen zu verdoppeln, und reize ihn vielmehr dazu an, damit er seiner-

seits sich ebenfalls vervollkommnen und die Vortheile wieder erlangen könne. Ohne Zweifel hätte man keinen Anlaß, ihn zu bedauern, wenn er eines Privilegii sich zu erfreuen hätte; allein dann wären andere eben so anständige und noch klügere Leute zu bedauern, die er, selbst zu arbeiten, behinderte, oder nöthigte, für ihn zu arbeiten. Man muß jederzeit der Gerechtigkeit Gehör geben; und die Gerechtigkeit will, daß Jedermann der Früchte seines Fleißes gewiß sey. In den Ländern, in denen der Mitbewerb nicht gestattet wird, verurtheilt man die Einsicht und die Thätigkeit zu Gunsten der Unwissenheit und der Faulheit.

Dritter Abschnitt.

Sind dergleichen Gesetze zur Erhaltung der Ordnung wohl geeignet?

Wenn man den Gewerbfleiß unter die Botmäßigkeit der Korporationen stellt, so kann man dabei die Absicht haben, Betrügereien und Bankrotte zu verhüten, Unterschleife zu verhindern, und Ordnung unter der arbeitenden Klasse zu erhalten.

Da das Monopol die Anzahl der Unternehmer beschränkt, so ist es allerdings wohl möglich, daß man weniger Betrügereien erlebt, als wenn jeder nach Belieben sein Glück versuchen darf. Dies kommt ohngefähr darauf hinaus, daß man geltend macht, unter sechs Personen sey die Sterblichkeit geringer, als unter dreißig.

Die Korporationen, welche so sehr strenge sind, wenn es sich darum handelt, Leute zum Gewerbe zuzulassen, deren Talent sie beunruhigt, sind äußerst nachsichtig gegen diejenigen, welche ihnen ungefährlich sind. Indeß will ich zugeben, daß diese Verfassung eine gewisse Anzahl verderbter, unkluger und selbst ungeschickter Leute von den Gewerben zurückhalten, mithin Manche verhindern kann, in ihr eignes Verderben zu rennen. Allein welche Menge andrer Menschen versetzt sie, um diesen Vortheil zu gewähren, in die Unmöglichkeit, ihren Unterhalt zu gewinnen, oder durch anständige Unternehmungen ihren Wohlstand zu erhöhen? Wie manche Opfer kostet sie, von jenen armen Handarbeitern an, denen man die Arbeit wehrt oder die man von einem geringen Lohne zu leben nöthigt, bis hinauf zu den reichen Kapitalisten und den geistreichen Erfindern, welche sich Beschäftigungen nicht widmen dürfen, deren Früchte die ganze Gesellschaft mit ihnen theilen würde. Eine solche Einrichtung verhindert einige unredliche Individuen, zu spekuliren und ehrliche Kaufleute zu betrügen; sie bewirkt dieß aber nur, indem sie Anderen das Privilegium verleiht, alle ihre Mitbürger auszuziehen und zu schinden. Wenn auch die Gesellschaft an der einen Seite vor manchen Ungebührnissen gesichert wird, welchen man durch weise Gesetze gegen Betrügereien und Bankerotte vorbeugen oder steuern könnte: wie viel Elend, Vergehen und Verbrechen veranlassen nicht dagegen wieder die der Uebung des Gewerbfleißes entgegengestellten Hindernisse?

Man weiß, in wie hohem Grade trügerisch die Wachsamkeit der Korporationen war zur Sicherung der Gewissenhaftigkeit der Verkäufer. Ich will nicht daran erinnern, wie oft die Genossenschafts-Vorsteher die Autorität, die ihnen dazu verliehen war, dem Betruge zu steuern, mißbraucht haben, ihn straflos zu begehen; ich frage aber, ob nicht aus dem Monopol selbst eine fortlaufende betrügliche Uebersetzung der Preise hervorgeht. Man fürchtet, daß die Fabrikanten und Handwerker mitunter das Publikum hin-

tergehen, und giebt ihnen die Mittel in die Hand, es unausgesetzt zu thun, indem man sie der Concurrenz enthebt.

Einige haben behauptet, die Genossenschaften seyen nothwendig, um unter der zahlreichen Klasse die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wenn man aber zunächst die gewöhnliche Aufsicht auf die Handwerke prüft und hiernächst seine Achtsamkeit auf die Zeiten politischer Unruhen richtet, so erkennt man, daß die Korporationen nicht nur unnütz, sondern auch gefahrbringend sind.

Es ist wahrlich kein zuverlässiges Mittel, die Menschen lenksam zu machen, wenn man ihnen den Kastengeist einprägt. Früher brachten die Handwerkburschen einzelne Laden und Städte in Verruf, und zogen sich dann aus ihnen zurück. Ihre Verbindung ist nicht erloschen; auch kommt sie in den Aufständen, welche Handwerker — freilich selten genug —, erregen, noch zum Vorscheine. Es ist wichtig, daß eine Werkstätte nicht plötzlich aufgegeben werden könne; daß die Arbeitsleute ihren Verpflichtungen gegen ihre Meister nachkommen, und nicht durch sträfliche Mittel eine Erhöhung des Lohnes erstreben. Die französischen Gesetze über diesen Gegenstand sind strenge, aber gerecht; sie beschränken die Gewerbefreiheit nicht und verdienen als Muster empfohlen zu werden *).

Mehr als ein Blatt unserer Geschichte beweist, daß in schwierigen Zeiten die Korporationen der Heerd von Unruhen werden können. Marcel warb 2000 Menschen aus den Kunst- und Handwerkständen. Carl VII faßte, da er durch

*) Man kann sie kennen lernen in einer Sammlung unter dem Titel: „Gesetze und Ministerial-Verfügungen, welche sich auf die Manufakturen ꝛc. beziehen, herausgegeben von A. Costaz. Auch kann man vergleichen das Werk Chaptals über den Gewerbfleiß Frankreichs Th. II. 4. Abth. Cap. X.

die Genossenschaften bedroht ward, den Entschluß, sie aufzuheben. Allein ihre Unterdrückung war nur vorübergehend, man sieht sie in der Ligue und in der Fronde in Waffen wieder auftauchen.

Vierter Abschnitt.

Von einigen nothwendigen Beschränkungen der Gewerbfreiheit im Innern des Staats.

Man hat die Freiheit oft für einen Zweck gehalten; sie ist nur Mittel: der Zweck ist die gesellschaftliche Wohlfahrt. Wenn daher die Gewerbefreiheit in einigen Beziehungen gegen das öffentliche Wohl anläuft, so muß sie Beschränkungen unterliegen. Da es jedoch für die Hellsehenden einleuchtend ist, daß das Freiheitssystem das den Gewerben ausschließlich günstige: so ist auch unumgänglich, daß die Nothwendigkeit der Ausnahmen augenscheinlich sey.

So z. B. ist es augenscheinlich, daß man ein Gewerbe, welches in der Zubereitung von Arzneimitteln besteht und den Absatz von Giften gestattet, nicht unbeschränkt lassen darf. Wer dasselbe treiben will, ist der Gesellschaft eine Gewähr schuldig für seine Einsicht und seine Rechtlichkeit.

Es wäre zu wünschen, daß man niemals die Anzahl Personen beschränke, welche zu diesen Gewerben, für welche man Gewährleistungen begehrt, zugelassen werden kann. Jemehr einsichtsvolle und rechtliche Leute diese Gewerbe in sich vereinigen, um so besser werden sie das Publikum bedienen. Man befürchtet, daß, wenn die Gewerbsvortheile sich zu sehr vertheilen, einzelne Gewerbtreibende zu unerlaubten Mitteln, sie zu erhöhen, ihre Zuflucht nehmen würden; allein das Mittel, welches man anwendet, dieser Ge-

fahr zuvorzukommen, wirkt auf die Entadelung ganzer Körperschaften hin. Während man die Anzahl Niederlassungen beschränkt, läßt man Stellen entstehen, deren Preis ins Ungeheure steigt. Und wie viele Schleichwege werden betreten, sich die zur Erwerbung derselben erforderlichen Summen zu verschaffen! Wie viele Spekulationen auf einen Wirkungskreis, der am wenigsten zu einer Spekulation werden sollte! Hat man ein Anlehen zu diesem Behufe machen müssen: so befindet man sich in der Schwebe zwischen seinen Gläubigern und seinen Klienten, und zieht diesen das Fell über die Ohren, um sich selbst aus der Verlegenheit zu ziehen. Besaß man schon die erforderliche Summe: so soll das Publikum sie nun so hoch als möglich verzinsen. Dergleichen ungeheure Vorschüsse deuten auf eine Lage, welche großen Aufwand gestattet und erfordert. Wie viele Schlingen werden den Besitzberechtigten gelegt! Welche andere Mittel ließen sich wohl sicherer anwenden, wenn man darauf ausgehen wollte, die Menschen habsüchtig zu machen, die Uneigennützigkeit bei ihnen in Verachtung zu bringen, und ihre Gefühlsweise von aller Zartheit zu entkleiden?

Auch ohne Körperschaften zu bilden, ruft man einen Theil ihrer heillosen Erscheinungen hervor, wenn man die Anzahl der Unternehmer beschränkt. Die größeren Städte entziehen sich nicht ohne Schwierigkeit diesem Joche. Das Brot, das Fleisch, die Kohlen, die Fuhren ꝛc. sind fast allemal Monopolien preisgestellt, ohne daß auch nur ein Gesetz eine solche Verletzung der persönlichen Freiheit und des öffentlichen Interesses billigt. Auf solche Art erhöht man nur den Gewinn einiger Krämer auf Unkosten der Konsumenten. Wäre etwa zu fürchten, daß es an Zufuhr gebrechen möchte? Diese Furcht wäre kindisch. Hat ein

Land Gewerbe und Abnehmer, so ist es unmöglich, daß die Nachfragen unbefriedigt bleiben sollten. Oder will man die Krämer zu Bedingungen verpflichten, welche die gute Ordnung und das allgemeine Interesse erheischen? Es wäre gerecht und leicht, solchen Bedingungen alle diejenigen zu unterwerfen, welche bestimmte Gewerbe treiben wollen. Ist es um eine Abgabe zu thun? Der Mitbewerb würde nicht hindern, eine Taxe zu erheben, die vielleicht noch einträglicher wäre.

Leute, welche uns neue Hervorbringnisse oder Hervorbringungsweisen zubringen, haben einen Anspruch, auch die Früchte ihres Talents oder auch eines glücklichen Ungefährs zu genießen. Einige Personen möchten, daß die Regierung die nützlichen Erfindungen ankaufe, um sie ohne Verzug allgemein zu machen. Dies ist eine der scheinbaren Ideen, welche sich nicht verwirklichen lassen. In der Regel würde entweder die Regierung zu viel zahlen, oder der Erfinder zu wenig erhalten; einer von beiden Theilen würde immer verletzt werden. Andere Personen möchten lieber, es höre eine Erfindung niemals auf, das Eigenthum des Erfinders zu seyn. Allein er ist es nicht allein, welcher sie machen konnte, und die Bahn, welche der Erfindungsgeist zu durchlaufen hat, kann man nicht zu Privatbesitzungen abtheilen. Die Gesetze versöhnen weislich die verschiedenen Interessen, wenn sie den Erfindern ein ausschließliches jedoch nur temporäres Privilegium ertheilen. Man verleiht auch wohl Patente für die größere Vollendung und die Einfuhr. Die letzteren sind vielleicht eher schädlich, als nützlich, sobald die Wege gebahnt sind, an Kapitalien kein Mangel und der Erfindungsgeist lebendig genug ist.

In der Regel haben sich die Regierungen einige Ge-

werbe selbst vorbehalten. Ich erkenne jedoch nur ein Einziges an, welches in allgemeinem Interesse nothwendig dem Staate verbleiben muß: das des Münzprägens. Obwohl mehr als Ein Fürst auf eine schändliche und sträfliche Weise es mißbraucht hat, so giebt doch der Staat, wenn er den Münzen den zur Bekundung ihres Werthes erforderlichen Stempel aufdrückt, eine sicherere Gewähr, als Privatpersonen vermögen.

Wenn die Regierungen sich eines Gewerbes bemächtigen, so beeinträchtigen sie die Gewerbtreibenden und leisten den Konsumenten einen schlechten Dienst. Warum läßt in Frankreich die öffentliche Gewalt allein Pulver bereiten? Diese Frage kann nur solchen Leuten auffallen, welche allzeit von der Voraussetzung ausgehen, die Dinge könnten nun einmal nicht anders gehen, wie sie sich wirklich unter ihren Augen begeben. Läßt man diesen Gewerbzweig frei, wie er es in England ist, so hat man Pulver in größerem Ueberfluß, minder theuer und noch dazu besseres. Die Gefahren dieser Bereitung abzuwenden, reicht es aus, sie besonderen Anordnungen zu unterwerfen, wie sie für ungesunde und widerliche Gewerbe schon bestehen.

Eine Regierung, welche einen Gewerbezweig angreift, sollte — mit Ausnahme des Münzens — wenigstens die Freiheit nicht beschränken, mit ihr in Konkurrenz zu treten. So hat Frankreich seine Brücken- und Wege-Bau-Meister; allein Privatpersonen können ihre Arbeiten dieser Art von Leuten ausführen lassen, welche jener Klasse nicht angehören. Darf man auch nicht vergessen, welche Dienste solche Klassen, wie ich hier bezeichnete, den Wissenschaften und dem Gewerbfleiße geleistet haben, so muß man doch auch gestehen, daß sie jemehr sich die Kenntnisse verbreiten, auch immer weniger nothwendig bleiben. Es läßt sich sogar

sogar fragen, ob sie nicht zuletzt die Fortschritte, die sie anfänglich gefördert, verzögern werden. Offenbar können sich nicht so viele freie Bau-Meister ansetzen, da sie befürchten müssen, nicht gebraucht zu werden, und doch sind sie es, welche am meisten Leben und Sorgfalt in ihre Art von Arbeiten bringen würden. Gesetzt es mißlänge einem der Bau-Meister ein Unternehmen: wäre er ein Beamter, so würde er seine Dienststufe und seine Besoldung nichts destoweniger behalten; wäre er ein freier Gewerbsmann: so würde er verloren seyn.

Sechstes Kapitel.

Von den Gesetzen, welche die Güte der Erzeugnisse bestimmen.

Erster Abschnitt.

Die Gewerbsvorschriften sind nicht geeignet, die zweckmäßige Bereitung der Waaren zu sichern.

Man kann die Fabrikation an sich betrachten, und untersuchen, auf welchen Voraussetzungen ihre unbedingte Vortrefflichkeit beruht; man kann sie aber auch in ihren Beziehungen auf den Geschmack der Konsumenten betrachten, und sich folglich mit den Bedingnissen beschäftigen, welche ihr eine beziehungsweise Vortrefflichkeit gewähren.

Wählt nun die Verwaltungsbehörde den ersten Gesichtspunkt, um von ihm aus die Gewerbsvorschriften zu erlassen? Vermeint sie die bestmögliche Bereitungsart anzugeben? Woher kennt sie dieselbe? Wer hat sie ihr offenbart? Die Vortrefflichkeit, welche uns eine unbedingte scheint, ist nichts desto weniger an sich nur eine bedingte.

Die heute noch tadelloseste Bereitungsart kann morgen schon überholt werden. Es ist eine sonderbare Art, die Künste zu vervollkommnen, wenn man ihnen die Vervollkommnungen untersagt!

Sollen sehr schöne Waaren erzeugt werden, so müssen Kenntnisse verbreitet seyn, und das Talent muß sich frei bewegen können. Die Gewerbs-Verordnungen wirken in einem, sowohl den Kenntnissen, als dem Talente entgegenstrebenden Sinne. Hiernächst muß ich, ohne mich von meinem Gegenstande zu entfernen, noch darauf aufmerksam machen, daß man der Schönheit der Waaren kein zu großes Gewicht beilegen darf. Es ist offenbar sehr wesentlich, eine gewisse Anzahl sehr schöner Waaren zu haben; dergleichen Wunderwerke des Gewerbfleißes werden im Auslande angestaunt und der Ruf der Fabrikanten zieht die Käufer herbei. Auch führt Eine vervollkommnete Manufaktur in mehrern Andern Verbesserungen herbei. Die Nachahmung führt allmählig auch in die gemeinern Werkstäten diejenigen Verfahrensarten ein, welche deren Erzeugnisse nützlicher oder reizender machen. Und am Ende gelangt man dahin, auch den minder bemittelten Klassen bessere Stoffe und geschmackvollere Möbel zu liefern, und der Anstrich von Wohlhabenheit, welcher immer deutlicher hervortritt, bezeugt das Wohlseyn einer zahlreichen Bevölkerung. Es bedarf nicht nur der Freiheit, um schöne Waaren zu erhalten, sondern auch um sie nachzubilden bedarf es der Freiheit. Ohne den Einfluß, den diese Erzeugnisse, die so sehr vervollkommt sind, auf die übrigen äußern, würden sie ein so großes Interesse nicht verdienen; sie kommen nur wenigen Personen zu Statten und ihr Werth verliert sich in der Masse der Reichthümer. Die Meister-Werke der Buchdruckerkunst z. B. sind Denkmale,

die man berühmten Schriftstellern errichtet; eine solche Bestimmung würde hinreichen, sie schätzbar zu machen: außerdem sind sie aber auch Muster, welche zur Vervollkommnung einer der hervorragendsten Künste dienen. In anderer Hinsicht sind indeß diese prachtvollen Bände fast ganz unnütz. Man druckt Bücher zur Verbreitung der Kenntnisse und um den Handelsreichthum zu erhöhen. In beiderlei Beziehung haben die Prachtausgaben sehr geringe Bedeutung, wenn man sie jener Menge von Werken vergleicht, welche durch eine so große Anzahl von Händen geht, und so vielen tausend Arbeitern zu leben giebt. Unsere Ausstellungen von Erzeugnissen des Gewerbfleißes reizen die Fabrikanten zur Nacheiferung an, gewähren denen, welche ein öffentlich anerkanntes Uebergewicht behaupten, rechtmäßige Vortheile; allein es gäbe wohl noch eine interessantere Ausstellung, welche von unseren Reichthümern eine noch geeignetere Vorstellung erzeugen würde, nämlich eine Ausstellung von Erzeugnissen, welche der zahlreichen Klasse in Ueberfluß und zu geringen Preisen geliefert werden können.

Will nun die Behörde, welche Gewerbsvorschriften ertheilt, statt unbedingte Vortrefflichkeit zu erstreben, die Fabrikation mit dem Geschmacke der Konsumenten in Einklang setzen? Ich frage, wie kann sie wissen, was wir wünschen **werden**? Sie weiß nicht einmal, was wir **jetzt** wünschen. Das Auffallende, die Gediegenheit und die Wohlfeilheit sind drei Anforderungen an die Waaren, von denen die Eine bei einer gewissen Anzahl von Käufern vor den beiden Andern den Vorzug behauptet.

Ein wohlversorgtes Land ist dasjenige, in welchem man so verschiedenartige Erzeugnisse findet, daß jedem Geschmacke und allen Vermögensstufen kann Genüge geleistet

werden. Handelt es sich darum, die Bedürfnisse des Verkehrs kennen zu lernen und neue entstehen zu lassen, so ersetzt Nichts das Interesse der Manufaktur-Inhaber und der Kaufleute. Mit dem wechselnden Geschmacke lassen sich dauernde Gewerbsvorschriften nicht vereinigen.

Behaupten, die Behörde werde nach den Bedürfnissen des Verkehrs auch neue Gewerbsvorschriften erlassen, wäre Unsinn. In einer großen Anzahl von Fabriken sind unaufhörliche Abwechselungen unerlaßlich. Die Verwaltung kann nichts thun, ohne vorher zahlreiche Notizen eingezogen, dieselben geprüft und darüber verhandelt zu haben; und wenn dann die entgegengesetztesten Ansichten hinreichend erörtert wären, und man entschieden hätte, daß eine neue Vorschrift die alte ersetzen solle, so würde der Geschmack, dem man damit genug thun wollen, nicht mehr bestehen, oder der Handel seine Nachfragen schon anderwärts gehalten haben.

Man würde ein langes Register der Handelszweige aufstellen können, welche der französische Gewerbfleiß aufgeben mußte oder gar nicht ergreifen konnte, so lange er solchen Vorschriften unterworfen war. Unsere Kaufleute versendeten nichtgehärtete Scheeren nach der Levante und nach Persien. Mehrere Ortschaften in der Landschaft Forez verdankten ihren Wohlstand diesem Gewerbzweige, der ihnen untersagt ward, weil, wie man behauptete, die gehärtete Messerschmiede-Arbeit die einzig gute sey. Nicht nur aber schienen den Orientalen die gehärteten Scheeren zu theuer, sondern, da diese schärfer waren, so waren sie wirklich für sie auch weniger brauchbar. Um den Languedoc-Zeugen die sanften Farben, welche an der Levantin so gefallen, geben zu können, mußten unächte Farben zu Hülfe genommen werden: unsere Reglements verboten diese

Art zu färben; die Engländer wendeten sie an und verkauften. Wir konnten keinen Felbel verfertigen anders, als in Ziegenhaar; die Engländer machten dergleichen in Wolle dreißig pC. wohlfeiler, und verschafften sich dadurch den ganzen Absatz ins Ausland. Die Spanier fragten in unseren Manufakturen nach Tuchen und Sammeten in Größen, welche unsere Reglements nicht billigten. Man mußte daher die Nachfrage unbefriedigt lassen: die Spanier fragten bei den Engländern an, welche sich allzeit bereit finden ließen, von den Verstößen unserer Minister Gewinn zu ziehen.

Colbert's Name verdeckte vor den Augen vieler Personen lange Zeit die Mängel der Reglements. Doch wollen wir diesen großen Mann nicht leichtsinnig beschuldigen. Wir können nicht — wie Er — übersehen, in welcher Lage er Frankreich fand, und über welche Hülfsmittel er verfügen konnte, um den Gewerbfleiß zu heben — doch was sag' ich — erst hervorzurufen, denn eigentlich hatten wir nur plumpe Fabriken. Die Bevölkerung, an welche sich der Minister Ludwigs des vierzehnten wendete, war von derjenigen, die uns gegenwärtig umgiebt, himmelweit verschieden; ihre Einsicht war viel minder entwickelt, und der Unterricht ungleich schwieriger zu verbreiten. Colbert setzte sich zwei Dinge vor: er wollte die Franzosen in der Fabrikation unterweisen und das Ausland mit ihren neuen Erzeugnissen bekannt machen. Seine Reglements, welche seither den Gewerbfleiß unter dem Joche der Routine festhielten, waren damals eben gegen die Routine gerichtet. Uebrigens läßt sich immer noch fragen, ob es denn ganz unmöglich gewesen, die Industrie durch angemessenere Veranstaltungen, als Colbert dazu anwendete, in die Höhe zu bringen. Seine Verehrer behaupten dies,

ich bin indeß weit entfernt, es zu bestätigen. Mir scheint, als sey Colbert viel zu sehr von der Idee befangen gewesen, daß es, um im Auslande für unsere Talente und Rechtlichkeit volles Vertrauen zu gewinnen, einer durchgängigen Gleichförmigkeit unserer Erzeugnisse bedürfe. Diese falsche Annahme hielt ihn ab, den Mängeln der Reglements-Herrschaft vorzubeugen; sey es, durch Gestattung des Mitbewerbs der freien Fabrikation; sey es, indem er den Reglements nur das Gewicht vorübergehender Maasnahmen zuerkannt hätte. Das größte Uebel mag darin liegen, daß der Minister nicht lange genug lebte, seine Arbeiten zu vollenden. Seine Instruktion von 1669 läßt schließen, daß er den Buchstaben der Reglements nicht blindlings vertraute. Der Staatsmann, welcher der Industrie immerfort einen Hebel verleihen wollte, hätte denjenigen nicht bestehen lassen, den er zu einer Fessel hätte werden sehen. Vielleicht hätten von seinem Genie die Künste auch noch die Freiheit erhalten, wie sie von ihm die ersten Anweisungen erhielten.

Die Nachfolger Colbert's, weit entfernt, würdige Erben desselben zu seyn, kultivirten den Gewerbfleiß aus fiskalischen Gesichtspunkten. Jemehr sich aber die Kenntnisse verbreiteten, desto zahlreicher wurden auch die Beschwerden. Im Jahr 1779 gab die Regierung die Fabrikation frei, und behielt nur die Bezeichnung der Waaren bei, welche den Reglements gemäß bereitet waren. Die freie Fabrikation erlangte aber allgemein das Uebergewicht; allein das Interesse einer bestimmten Anzahl von Einzelnen, ihr Credit und ihre Ränke versenkten den Gewerbfleiß nachmals von Neuem in das Chaos der Reglements.

Die Erfolge eines benachbarten Volkes hätten inzwischen die französische Verwaltung aufklären sollen. Eine

der Hauptursachen des Wohlstandes der Engländer besteht darin, daß sie weit vor uns sich der Freiheit der Fabrikation erfreuten. Im siebzehnten Jahrhundert vertilgte ihre Revolution die Reglements; ihre Manufakturunternehmer durften nur den Geschmack der Käufer zur Norm nehmen, und wir haben gesehen, daß sie sich der zahlreichen Absatzwege versicherten, welche uns die Routine verschloß. Man konnte unsere Fabrikanten mit Leuten vergleichen, welche man mit Ketten belastet und sodann zum Wettlaufe anfeuert.

Zweiter Abschnitt.

Die Gewerbsvorschriften sind zur Verhinderung des Betruges nicht geeignet.

Wenn man die Beschaffenheit, welche jede Waare haben soll, vorschreibt, und zahlreiche Beamten bestellt, die herausstellen sollen, ob die Erzeugnisse alle diese Eigenschaften wirklich haben, so können die Käufer allerdings vor gewissen Betrügereien sichergestellt werden. Allein diese Gunst wird zu theuer erkauft durch die Beschwerlichkeiten, die wir oben bezeichneten, und durch die Ungebührnisse, welche bei dem Versuche, die Reglements zur Vollziehung bringen zu lassen, nicht zu vermeiden sind.

Das gegenwärtige Geschlecht bewahrt kaum noch eine Idee davon, welch ein Druck auf dem französischen Gewerbfleiße lastete. „Ich habe gesehen, sagt ein Manufakturaufseher, daß man an einem Vormittag 80, 90 ja 100 Stücke Zeug in Stücke zerriß. Und dergleichen Auftritte habe ich eine Reihe von Jahren hindurch jede Woche sich wiederholen sehen. Ich habe mehr oder weniger Waa-

ren, neben den Strafen, in Beschlag nehmen sehen; habe gesehen, daß man deren auf öffentlichem Platze an Markttagen verbrannte; ich habe gesehen, daß man deren sogar mit dem Namen des Verfertigers an den Pranger stellte und den Verfertiger bedrohte, ihn selbst noch dazu zu stellen, wenn er wiederholt straffällig werde. Alles das habe ich in Rouen erlebt; Alles das war durch die Reglements oder durch Ministerialverfügungen angeordnet; und warum? Einzig und allein um eines ungleichförmigen Stoffes, eines unregelmäßigen Gewebes willen; oder weil ein Faden in der Kette fehlte; oder weil man die richtige Bezeichnung unterließ, sollte dies auch aus Unachtsamkeit geschehen seyn; oder wegen einer unächten Farbe, selbst wenn man sie nur für eine solche ausgab" . . . . .

„Ich habe gesehen, daß man mit einem ganzen Haufen Begleiter bei Fabrikanten eindrang, ihre Werkstätten durchkramte, die Familie erschreckte, Ketten vom Webstuhl herunterriß, sie an sich nahm und mit Beschlag belegte; daß man Verhöre ansetzte, wieder vertagte und abhalten ließ; daß man konfiszirte, strafte, und die Erkenntnisse anheftete, und Alles, was dem folgte, Angst, Widerwärtigkeiten, Beschämungen, Kosten, Mißkredit; und warum dieß? Weil man Felbel in Wolle arbeitete, wie man ihn in England machte, wie die Engländer dergleichen allerwärts, selbst in Frankreich, verkauften, und weil unsere Reglements nur des Felbels aus Haaren gedachten. Ich habe dasselbe Verfahren eintreten sehen, wenn man Camelotte in solchen Breiten gearbeitet, wie sie in England, Deutschland sehr gangbar, in Spanien, Portugal und anderwärts stark in Gebrauch, und welche in Frankreich durch eine Masse vorgezeigter und anerkannter Bestellungen begehrt waren; und dies nur darum, weil die Reglements

andere Breiten vorschrieben . . . . . Alles das und noch Aergeres habe ich gesehen *)."

Die Menge und das Unausgesetzte solcher Belästigungen beweisen, daß die Reglements, ihre Knechte und ihre willkührliche Justiz nicht zu Treue und Glauben führen. Ich sage mehr noch: wenn solcher Krieg der Verwaltung gegen den Gewerbfleiß einigen Betrügereien vorbeugte und sie unterdrückte, so rief sie dagegen andere hervor. Ein Regiment, welches gewerbfleißige Menschen herabwürdigend behandelt, kann sie nicht zu besondern Rücksichten bestimmen. Will man Ehrlichkeit und Offenherzigkeit unter die Leute verbreiten, so wählt man dazu ein schlechtes Mittel, wenn man sie herabwürdigt. Jede Ausspürung erzeugt das Verlangen, sich ihr zu entziehen: dazu bereitet sie selbst die Gelegenheit vor: ihre Beamten treiben kein so ehrenvolles und einträgliches Geschäft, daß man sie der Korruption unzugänglich finden sollte; und die ganze Veranstaltung zur Aufsicht wiegt nur die Käufer in Sorglosigkeit ein, und setzt sie nur größerer Gefahr aus, betrogen zu werden.

Glücklicherweise schützen die Fortschritte des Gewerbfleißes dessen Freiheit. Früher konnte man den Manufakturinhabern vorschreiben: „Ihr sollt von dieser oder jener Sorte Wolle brauchen, um Zeuge von dieser oder jener Güte zu bereiten." Heut zu Tage ist dies nicht möglich; da unsere Wolle so verschiedenartig geworden, und die Handarbeit mit dieser Wolle so verschiedene Erzeugnisse hervorbringt. Heut zu Tage läßt sich weniger, denn je, durch beschränkende Maaßnahmen dem bösen Willen entgegenarbeiten.

*) Methodische Encyclopädie, Artik: Manufakturen.

Vor Allem frage man sich, worin besteht der Betrug. Derjenige, welcher lediglich in der Verletzung des Reglements liegt, würde auf eine Täuschung hinauslaufen, denn sie wäre ein Vergehen, das das Gesetz selbst hervorgerufen. Wenn ein Mensch nur auf die Weise, die ihm dem Geschmacke seiner Abnehmer und seinem Interesse gemäß scheint, fabrizirt, so handelt er weise; einen Betrug läßt er sich erst zu Schulden kommen, wenn er seine Erzeugnisse für etwas anders geltend macht, als was sie wirklich sind. Dieser unantastbare Grundsatz verleitet aufgeklärte Köpfe zu der Annahme, man müsse der Fabrikation völlige Freiheit, und nur durch eine zweckmäßig veranstaltete Wachsamkeit auf die Ehrlichkeit der Verkäufer Acht haben lassen. Man darf diese Ansicht weder blindlings befolgen, noch blindlings verwerfen; mitunter ist es sehr nützlich, davon Gebrauch zu machen; es würde aber sehr gefährlich seyn, sie zur Ungebühr gelten zu lassen.

Verhüte Gott, daß ich über den Betrug leichtsinnig hinweggehen sollte. Nur soll man seinen Begriff so begränzen, wie dieß die vorstehende Ausführung gethan. Der Betrug würdigt die, die ihn sich erlauben, herab; schadet den Verzehrern und benachtheiligt auch die ehrlichen Kaufleute, deren Waaren aufgespeichert bleiben können, während die Betrüger das Publikum durch anscheinend ermäßigte Preise oder andere betrügliche Verlockungen anziehen. Indeß wäre es eine arge Thorheit, allen Betrügereien durch Kontrolen vorbeugen zu wollen; dies würde, ohne den Zweck erreichen zu lassen, den Gewerbfleiß verstören. Wenn schon die Schenkwirthe, Leute, welche ihrem Stande gemäß Säufer und Trunkenbolde hegen und pflegen, sich gegen den Eintritt von Amtsdienern sperren, um wie viel mehr wird dies nicht von anständigen Kaufleuten geschehen? Laßt uns also nicht unter dem Vorwande, ihnen behülflich zu seyn, sie auf empörende Weise drücken. Endlich dürfte man auch durch häufige Untersuchungen der Werkstellen, der Laden und Niederlagen wenig gegen den Betrug ausrichten; man müßte jedem Käufer einen Kontroleur des Verkäufers beigeben; und auch dieses Mittel würde nicht auslangen, da ein Theil dieser Kontroleure unfehlbar minder befähigt und zuverlässig seyn würde.

Es besteht schon ein natürliches Schutzmittel des Käufers wider den Verkäufer. Wenn die Gewerbe frei sind, wird dieser Schutz leichter bewirkt; die Käufer sehen die Erzeugnisse näher an, und sind in der Regel besser unterrichtet, als wenn die Verwaltung es übernimmt, Alles zu leiten, für Alles zu sorgen und für Alles einzustehen. Man darf sich nach dem Rufe des Kaufmanns erkundigen, und muß diejenigen, von denen man einmal getäuscht ward, sitzen lassen; allein man hat sehr Unrecht, wenn man aus übelverstandener Nachsicht oder aus hochfahrender Gleichgültigkeit sich über ihr Benehmen nicht gegeneinander ausläßt. Man findet ungleich mehr Offenheit und Entschlossenheit, mehr Obsorge der Einzelnen für das Allgemeine da, wo die Freiheit waltet, als da, wo man fürchten muß, durch Beschwerden den Anschein zu gewähren, als unterstütze man nur das schimpfliche Geschäft der Beaufsichtigung. Leute, welchen die Moral nicht nur ein leeres Wort ist, halten für Pflicht, den Gewerbtreibenden bei jeder Gelegenheit zu erkennen zu geben, daß man durch Unredlichkeit nur wenig gewinnen, aber viel verlieren kann. Auch der Volksunterricht sollte diese Ueberzeugung gangbarer machen. Der Volkunterricht, der so sehr vernachlässigt und für die zahlreiche Klasse so ohnmächtig ist, wirkt

auf eine zwiefache Weise auf die Redlichkeit der Menschen hin; er macht sie fähiger, ihren Unterhalt durch anständige Mittel zu erwerben, und lehrt sie ihr eignes Interesse besser verstehen.

Ich weiß wohl, daß Sitten nur langsam sich ausbilden, und daß der natürliche Schutz, von dem ich eben sprach, nicht immer ausreicht. Wenn zwei Voraussetzungen zusammentreffen, nämlich, wenn eine bestimmte Beschaffenheit der Waare unerläßlich ist, und der Käufer das Vorhandenseyn dieser Beschaffenheit nicht selbst feststellen kann: so mag man die Verwaltung verbunden erachten, eine Gewähr gegen den Betrug zu verleihen. So ist z. B. eine Stemplung der goldenen und silbernen Geräthe nothwendig.

Sind aber auch diese beiden Voraussetzungen vorhanden, so müssen doch die Werkstäten selbst Belästigungen nicht preisgegeben werden. Kaufen wir einen Zeuch: so können wir nicht erkennen, ob die Farbe ächt sey. Man verpflichte also die Fabrikanten dazu, durch eine Saumleiste oder einen Faden die Verschiedenartigkeit der Farben anzugeben. Eine solche Anordnung würde ich billigen; allein wenn man sagt, dies sey nicht hinlänglich, es bedürfe auch besonderer Aufseher und Untersuchungen, um sich der Richtigkeit der Angaben zu versichern, so würde ich eine solche Prüfung ablehnen. Ein Richter möge die Lokaluntersuchung bei dem Fabrikanten oder Kaufmann, gegen welchen Beschwerden angebracht sind, verhängen dürfen; dieses will ich zugeben; allein niemals werde ich zugeben, daß man alle Gewerbsunternehmer einer Untersuchung unterwirft, weil unter ihnen sich einzelne Schurken befinden. Vergebens würde man nach irgend einer Gewerbsverfassung umherforschen, welche nicht ihre Unbequemlichkeiten hätte; weil man aber nur unter mehreren Uebeln zu wählen hat, so wollen wir die Straflosigkeit einiger Betrügereien wenigstens der völligen Knechtschaft des Gewerbfleißes vorziehen.

Dritter Abschnitt.

Ergebniß aus diesem und den beiden vorhergehenden Kapiteln.

Ich habe meine Leser über die Gewerbfreiheit im Innern des Staats lange unterhalten, weil sie für eine reichliche Erzeugung und eine zweckmäßige Vertheilung der Reichthümer die sicherste Grundlage darbietet. Die mächtigen Triebfedern des Wohlstandes unseres Vaterlandes sind die Theilung des Grundeigenthums und die Aufhebung der Gewerbs-Genossenschaften und der Reglements. So lange Frankreich dieser Vortheile theilhaftig bleiben wird, wird es für seine Bevölkerung an Wohlstand und Glück nicht gebrechen. Wenn in einem, dieser Vortheile beraubten, Lande andere Veranlassungen zur Entwickelung des Gewerbfleißes hinleiten, so werden mindestens dort die Reichthümer unzweckmäßig vertheilt seyn; man wird einen verdrießlichen Abstand zwischen dem Ueberflusse einiger Wenigen und dem Elende des großen Haufens bemerken.

In den Staaten, in denen die Arbeit durch erzwungene Lehrjahre, durch Meisterrecht, Körperschaften, Reglements, beeinträchtigt wird, besteht der wichtigste Dienst, den eine gerechte Verwaltung zu leisten sich vorsetzen kann, in der Hinwegräumung dieser Veranlassungen zu Elend und Verworfenheit. Wenn schon plötzliche Veränderungen selten nützlich sind, so darf doch ein weiser Minister nicht anstehen, diese dringende Reform eintreten zu lassen. Die

einzige Vorsicht, die er dabei zu beachten hat, besteht in der Sorge, daß die für gewisse Stellen gezahlten Summen zurückgewährt und die von den Genossenschaften kontrahirten Schulden bezahlt werden. Die Beseitigung der Schranken des Verkehrs im Innern des Staats ist um so wesentlicher, je schwieriger es, wie wir bald sehen werden, andernfalls seyn würde, den Handel mit dem Auslande freizugeben. Sobald es keine Körperschaften weiter giebt, haben auch die Zölle geringeren Einfluß auf die Preise; es erhält sich ein bestimmter Mitbewerb unter den Verkäufern; aber welche Last drückt auf den Verzehr, wenn man an den Gränzen Zölle, und im Innern noch Monopolien unterhält!

Sind die Fesseln erst abgeworfen, so sey man nur auf seiner Hut gegen die Einzel-Interessen, welche diese oder jene Schranke wieder zu errichten unter mannigfaltigen Vorwänden bemüht sind. Die erste Verordnung dieser Art ist um so widerwärtiger, als sie die zweite bald unvermeidlich macht, die zweite wieder die dritte.

Siebentes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten des Handels.

Bevor ich die Wirkungen der Freiheit in ihren Beziehungen auf den ausländischen Gewerbfleiß untersuche, muß ich einige auf den Handel bezügliche Betrachtungen voranschicken.

Wir haben gesehn, daß wenn jede Familie versuchte, selbst dasjenige zu erzeugen, was ihre Bedürfnisse erfordern, die Entbehrung allgemein sein würde. Sobald die Theilung der Arbeit eintritt, vervielfältigen sich die Erzeugnisse;

eine wohlthätige Macht, der Tausch, nähert sie einander und vertheilt sie auf eine Weise, daß mannigfaltige Bedürfnisse befriedigt werden.

Die Tauschhandlungen unter Vermittelung der Münze nennt man gewöhnlich Käufe oder Verkäufe. Diese Uebergänge im Ausdruck sind nützlich; indeß welcher Art auch immer der Gegenstand sey, den man weggiebt, um dafür einen andern zu erhalten, so macht man doch allzeit einen Tausch.

Ein eben so unheilbringendes als ungereimtes Vorurtheil hat die Einbildung erzeugt, daß wenn zwei Personen ein Handelsgeschäft mit einander machen, die eine nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere. Dieses Vorurtheil, die Quelle des Hasses unter den Völkern und vielfältiger Beeinträchtigungen des Gewerbfleißes, ist aus irrigen Ansichten über die Reichthümer, aus dem Nichtkennen oder dem Vergessen der Thatsache entstanden, daß der Handelsverkehr die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen zum Zweck hat. Wenn zwei Personen einen Tausch eingehn, so hat ein gegenseitiges Interesse sie zusammengeführt; sie haben zwei Gegenstände gewissermaßen einander gegenüber gestellt, z. B. ein Möbel und ein Goldstück; jede von ihnen tritt nun den Gegenstand, der ihr am wenigsten genehm ist, ab, um denjenigen, dem sie den Vorzug einräumt, zu erlangen. Jede von ihnen erlangt mithin einen Vortheil, und jede gewinnt bei dem Tausche.

Es ist möglich, daß jeder Einzelne eines Volkes seine Tauschgeschäfte unmittelbar abschließt; allein wenn die Civilisation sich entwickelt, und jeder Konsument die ihm nöthigen Gegenstände in den verschiedenen Fabrikationsstätten aufsuchen müßte, so würden die Zeit, die er verlöre, und die Kosten des Transports von einem Ort zum An-

dern ihm seine Einkäufe merklich vertheuern; und von welch einer Masse von Gegenständen würde er dennoch allzuweit entfernt seyn, um sie sich jemals zu beschaffen? In nicht minderer Verlegenheit würde der Manufakturinhaber für seine Vorräthe, seine Verkäufe und Rückeinnahmen seyn; ohne Unterlaß unterbrochen in den Arbeiten, die seine Zeit in Anspruch nehmen, würde er wenig Erzeugnisse liefern und nur geringen Vortheil haben. Die Theilung der Arbeit giebt dem Konsumenten und dem Produzenten einen, allen Beiden nützlichen, Vermittler: dieses ist der Kaufmann.

Die Tauschhandlungen kommen zu Stande, entweder zwischen den Bewohnern desselben Landes, oder zwischen ihnen und den Bewohnern anderer Länder: der Handel ist Einländischer oder Auswärtiger. Es giebt noch mehrere Unterabtheilungen. Der einfachste Handel ist derjenige, welcher die Waaren in den Fabriken ankauft, um sie an die Konsumenten in geringen Quantitäten wieder zu verkaufen. Alsbald wirft sich zwischen den Manufakturen und dem Kleinhändler ein neuer Vermittler auf: dieser Vermittler ist der Großhändler. Der Auswärtige hat zwei verschiedene Gattungen: im Allgemeinen führt er einländische Waaren aus, und auswärtige Waaren ein, dieses ist der auswärtige Konsumtionshandel; mitunter kauft er auswärtige Erzeugnisse, um sie in einem andern fremden Lande wieder zu verkaufen, dies ist der auswärtige Transporthandel.

Die Systemsucht hat abwechselnd einen um den andern, bald den einländischen, bald den auswärtigen Handel erhoben. Nichts ist unkluger, als die Wichtigkeit auch nur des Einen von Beiden zu verkennen. Indeß können nicht Beide gleich vortheilhaft seyn; es ist daher natürlich,

zu

zu untersuchen, welcher von Beiden am unmittelbarsten auf das Ziel der politischen Oekonomie, d. h. auf Verbreitung allgemeineren Wohlseyns hinwirke.

Ein Handel ist um so nützlicher, je mehr Arbeit er in Thätigkeit setzt, weil die Arbeit es ist, welche die Gegenstände des Verzehrs und die Mittel, sie zu erwerben, vervielfältigt. Diese Wirkungen äußert unbestreitbar derjenige Handel im höchsten Grade, welcher zwischen den Bewohnern eines großen Landes statt findet, von denen die Einen Waaren, Urstoffe, erzeugen, und die Andern dieselben verarbeiten. Dies ist das Geschäft, das den meisten Menschen zu leben giebt. Die Kapitale und die Arbeit, welche der auswärtige Handel beschäftigt, sind im Vergleich zu denen, welche der einländische Handel in Bewegung setzt, nur geringe: wir wollen diese Thatsache in Zahlen beweisen.

Chaptal*) schätzt die Gesammtmasse der Wolle, die in Frankreich gewonnen wird,

auf	238	Millionen,
die Ausfuhr auf	21	"
es bleibt mithin für den innern Verkehr	217	"

Es verhält sich also in diesem Zweige unseres Gewerbfleisses die Arbeit, welche der einländische Handel beschäftigt, zu derjenigen, welche der auswärtige Handel unterhält, ungefähr wie eilf zu eins. Die Seide, welche weniger nothwendig, und theurer, als die Wolle, ist, bedarf eines ausgedehnteren Marktes. Unser Verbrauch an Seide steht in einem nicht so günstigen Verhältniß. Indessen zeigen die

*) Ueber den Gewerbfleiß Frankreichs II. p. 133 der Urschrift.

Bei diesen Arten von Rechnungen, welche nur annäherungsweise gelten, lasse ich die Brüche weg, da sie nothwendigerweise ungenau sind.

Berechnungen desselben Schriftstellers *), daß dieser Verbrauch sich zu der Ausfuhr verhält, wie etwas über $2\frac{1}{2}$ zu 1. Man sieht hieran, daß eine wohlhabende Gegend ihren größten und wichtigsten Markt in sich selbst hat.

Um zu zeigen, wie viel mehr Einfluß auf den allgemeinen Wohlstand der einländische Handel hat, als der auswärtige, bedarf es nur folgender Betrachtung. Unser auswärtiger Handel ist weniger beträchtlich, als er vor der Revolution war; unsere Handelsschiffahrt ist auf die Hälfte herabgesunken und unsere Fabrikation hat sich mehr als verdreifacht. Wie sehr hat sich also der innere Verkehr erhöht! Welches Anwachsen von Arbeit, Erzeugnissen und Genüssen! Wenn man diese Thatsachen erwägt, so ahnt man schon, daß der Wohlstand gegenwärtig unter uns viel verbreiteter seyn müsse, als vor 40 Jahren: und um sich davon vollends zu überzeugen, braucht man sich nur ins Gedächtniß zurückzurufen, wie damals die Handwerker und Bauern lebten, sich kleideten und wohnten; und zu vergleichen, wie es damit jetzt ist. Es würde daher sehr wenig Belehrung beweisen wenn man den auswärtigen Handel, als die seegensreichste Quelle der öffentlichen Wohlfahrt, preisen wollte **).

*) Ebendaselbst II. 120.

**) Ueber die ungeheure Ausdehnung des Verzehrs in Frankreich muß noch angemerkt werden, daß die weniger dauerhaft gearbeiteten Fabrikwaaren jetzt zahlreicher als früher sind, und daß die Lust an dem Aufwande und der geringe Preis eines Theils der Erzeugnisse viele Personen beim Kaufe weniger sorglich machen. Allein wenn man aus dieser Betrachtung schließen wollte, daß der Wohlstand nicht weiter verbreitet sey, daß unsere Fabriken nur schlecht arbeiteten und daß wir Verschwender seyen, so würde man den Tag zur Nacht machen und dem Augenscheine die Augen verschließen.

Zu der Zeit, da man sich einbildete, die Reichthümer beständen einzig in den edlen Metallen, mochte man den einländischen Handel mit einiger Geringschätzung behandeln. Man ging von einer falschen Ansicht aus; aber wenn diese Ansicht feststand, so zog man aus ihr eine richtige Folgerung, wenn man sagte, der einländische Handel könne ein Land nicht bereichern, weil er niemals Geld ins Land ziehe. Jetzt weiß man, daß die zur Befriedigung unserer Bedürfnisse geeigneten Gegenstände die Reichthümer bilden, und man sieht ein, daß der Handel unter den Bewohnern des Staates gerade derjenige ist, der jene Gegenstände im größten Ueberflusse ausbreitet.

Und doch, wenn man auch annehmen wollte, die Regierungen seyen von dem Systeme, welches den Reichthum auf das bloße Geld zurückführt, zurückgekommen, so würden für den Vorrang des auswärtigen Handels immer noch günstige Vorurtheile ihnen verbleiben. Dieser Handel macht das meiste Aufsehn, und dies ist genug, um in den Augen einer großen Anzahl von Menschen die größte Bewunderung zu verdienen. Ein Minister kann seinen Ruhm gewiß nur durch wirkliche Dienste sichern; allein es gehört ein erhabener und gekräftigter Karakter dazu, um dieser so einfachen Wahrheit ein ganzes Leben zum Opfer zu bringen. Die nützlichen Arbeiten haben im Allgemeinen etwas langsames und unscheinbares, welches die meisten Menschen ermüdet; gewöhnlichen Seelen sagen die Mittel zur Verblendung mehr zu. Ein Beamter wolle nur die Gewerbefreiheit sicher stellen: so wird er lange Zeit einer Masse von Hindernissen gegenüberstehen. Seine Talente werden bestritten, seine Absichten verläumdet werden; er ermuntere ohne Mühe und ohne Anstrengung einige nichtswürdige und glänzende

Manufakturzweige, und sogleich wird man ihn für den Wohlthäter der Künste und des Handels ausrufen. Für die meisten Menschen ist der Schein Alles. Wenn man erzählt, wie ein holländischer Kaufmann Thee in China kauft, und in Amerika gegen Zucker vertauscht, den er in Schweden verkauft, so erregt diese Handelsthätigkeit Verwunderung; und wenn man dann nicht ermangelt, hinzuzusetzen, daß dieser Kaufmann Gold Tonnenweise besitzt, so glauben die meisten Zuhörer, der auswärtige Transporthandel sey derjenige, welcher die meisten Reichthümer ins Land bringe. Indeß ist er der am wenigsten vortheilhafte, weil er im Einlande die wenigste Arbeit in Thätigkeit setzt.

Laßt uns aber nicht aus einer Uebertreibung in die andere fallen! Der auswärtige Handel müßte ein mächtiges Interesse erregen, selbst wenn man, ihn nach seinem Einflusse auf den einländischen Handel in Betracht zu ziehen, sich beschränken wollte.

Man verdankt den Oekonomisten viele richtige Ansichten über den Handel; allein wenn dieselben behauptet haben, falls der Gewerbfleiß frei sey, so würden sich die Kapitalien zunächst an den Ackerbau wenden; demnächst, wenn sie diesen hinreichend bedacht, an die Manufakturen und den einländischen Handel; und nur der noch unbeschäftigte Ueberrest werde die verschiedenen Zweige des auswärtigen Handels versorgen, so haben diese Schriftsteller nur einen Roman gemacht, dem die Geschichte widerspricht. Wir haben gesehn, daß die Manufaktur-Industrie für die Entwickelung der Ackerbaugewerbe nothwendig ist. Eben so wesentlich ist der auswärtige Handel den Fortschritten des Einländischen. Der Verkehr mit dem Auslande vervielfältigt die Bedürfnisse und erweckt neue Ideen; von

diesem Anreize gewinnt auch der einländische Handel, er verdankt ihm eine Lebendigkeit, die er bei einem abgeschlossenen Volke niemals erlangen wird.

Wenn nicht die öffentliche Gewalt den auswärtigen Handel, von zu engherzigen Ansichten ausgehend, zu sehr beschränkt, so verpflichtet sie die einländischen Manufakturen fortdauernd zu erhöhten Anstrengungen, um den Mitbewerb auszuhalten, sie sorgt somit für die Verbesserung, den Ueberfluß und einen geringen Preis der Waaren.

Der auswärtige Handel verschafft nicht nur einer Gegend den Genuß von Produkten, die sie vergeblich ihrem Boden und ihrem Gewerbfleiße abzugewinnen versuchen würde, sondern er wirkt auch noch sehr kräftig auf die Bereicherung derselben hin, indem er sie der Erzeugung von Produkten überhebt, die sie nur darum mit Verlust darstellen würde, weil sie für ihre Arbeit und ihre Kapitalien gewinnreichere Gelegenheit zur Beschäftigung hat.

Mit dem auswärtigen Handel giebt es für den Absatz so zu sagen keine Schranken mehr. Dieser Geschäftszweig ist bestimmt, die Völker einander anzunähern und ihre Reichthümer, wie ihre Aufklärung, in Gemeinschaft zu setzen. Nur zu oft, leider! regte er blutige Spaltungen auf: aber die Natur ist mächtiger, als die Menschen, und wird sie ohne Zweifel eines Tages noch dahin bringen, nicht weiter die Güter zu vergiften, die sie aus ihrer freigebigen Hand erhielten.

Man weiß, daß die zu hohen Preise die Konsumenten betrüben, und die zu geringen die Produzenten entmuthigen. Der auswärtige Handel trachtet, überall den wirklichen Preis geltend zu machen, indem er die Waaren dahin führt, wo sie am theuersten verkauft werden. Würde es aber nicht, um jedem Staate Erzeugnisse im Ueberflusse

und zu billigen Preisen zu gewähren, und die Reichthümer aller Völker so sehr nur immer möglich zu vervielfältigen, würde es nicht einer völligen Freiheit des Handels bedürfen? Würde man nicht die Schranken niederreissen müssen, welche sich zwischen den verschiedenen Ländern erheben? Dies ist eben heut zu Tage die wichtigste Untersuchung der politischen Oekonomie.

Achtes Kapitel.

Von den Zöllen.

Die Zölle verdanken ihren Ursprung der Unwissenheit und der Fiskalität. Im dreizehnten Jahrhundert war es verboten, die Erzeugnisse unseres Bodens und unseres Gewerbfleißes auszuführen. Man betrachtete die Ausfuhr wie ein verderbliches Unglück, welches einem Staate Waaren entziehe, welche ihm nothwendig sind; und diese Ansicht mußte damals genau so richtig, wie heut zu Tage eben so irrige andere Ansichten scheinen. Späterhin ward zwar die Ausfuhr erlaubt, allein nur gegen eine Abgabe, durch welche man das Unrecht zu vergüten glaubte, das man seinen Mitbürgern zufügte. Sonderbare Vergeltung! Wenn die Bewohner des Staates nicht genug Produkte hatten: so entschädigte eine von dem Fürsten erhobene Auflage sie schlecht: dies hätte die Erlaubniß verkaufen heißen, sie an den Bettelstab zu bringen. Anfänglich zahlte man nur für die Versendung von Waaren aus dem Königreiche, allein die Regierung glaubte mehr zu erhalten, wenn sie auch bei dem Uebergange der Produkte aus einer Provinz in die andere sich zahlen ließe. Diese Bestimmung war vollends fiskalisch: die Abgabe traf die Waaren nur

bei dem Uebergange aus einer der Getränkesteuer unterworfenen Provinz in eine Andere, die dieser Steuer nicht unterworfen war; und man gestattete dieser Letztern sich von der Abgabe frei zu erhalten, wenn sie sich dagegen dem Getränkesteuer-Verbande anschloß. Man wollte Geld, ohne sich um die Wirkungen der Auflagen auf den Gewerbfleiß sonderlich zu kümmern; und ich bin weit entfernt mich darüber zu wundern, da ich noch im neunzehnten Jahrhundert den Fiskus so begierlich die Zölle in Anspruch nehmen sehe.

Man könnte sagen, ein Zollgesetz sey eine ganz lustige Zusammenstellung. Wenn man einen Blick in unsern Tarife wirft, so wird man belehrt, welche Auflagen die Einfuhr von Schwefelhölzchen, von Ananas, von Fidelbogen ꝛc. bedingen. Offenbar belastet man dergleichen Gegenstände nicht im Interesse der Künste, sondern nur des Fiskus. Die Einnahme aus unseren Zöllen beläuft sich auf 160 Millionen, d. h. sie hat seit der Revolution sich mehr als vervierfacht. Diese ungeheure Steigerung giebt man vielleicht für ein Zeichen von Wohlfahrt aus; ich sehe darin nichts, als ein beklagenswerthes Beispiel von Hülfsquellen, die der Geist der Fiskalität eröffnen kann, wenn er nur den Gewerbfleiß quälen darf.

Die Verbindung von fiskalischen Maaßnahmen und kommerziellen Bestimmungen, welche die Zölle zeigen, ist sehr kläglich. Das Gold, das in die öffentlichen Kassen geflossen ist, leiht den Argumenten der Monopolisten seine Stärke; der Gewinn an Steuern läßt die Noth der Gewerbe vergessen.

Ich weiß, daß man über diese letzteren Worte verwundert thun kann; ich weiß, daß man, um sie zu entkräften, die Fortschritte unserer Manufakturen preisen, den

Belauf ihrer Erzeugnisse in Zahlen angeben, und fragen kann, ob dieses die Ergebnisse der „Noth der Gewerbe" seyen. Als in dem zuletzt abgewichenen Jahrhundert Schriftsteller aus Interesse für das öffentliche Wohl gegen die Korporationen und die Verordnungen sich erhoben, glaubte man durch mancherlei Flugschriften entgegnen zu können, in denen man die Vollkommenheit unserer Seidenzeuge, unserer Tuche pries, den Belauf unserer Ausfuhren berechnete und dann endlich fragte, ob dergleichen Ergebnisse nicht über die Gebrechen des von Theoretikern angefochtenen Systems beruhigen müßten. Unterdessen sind diese Beschränkungen wieder aufgehoben worden, und wir haben gesehn, welchen Aufschwung die Künste genommen haben. So wird man auch unermeßliche Verbesserungen eintreten sehen, wenn nach einem Kampfe, der zwar lange dauern mag, der aber mit Ausdauer unterhalten werden muß, jemals die Abschaffung, oder wenigstens die Erleichterung der Last der Zölle zu erreichen wäre.

Niemals würden dergleichen Schranken die Völker von einander getrennt haben, wenn nicht die Unwissenheit und die Fiskalität die Stelle der Einsichten vertreten hätten. Laßt uns also wenigstens jetzt zu richtigen Theorien uns erheben, und erwarten, daß wir sie zur Anwendung bringen können. Es giebt Schriftsteller, die wie der Pöbel — eine Klasse, in der sich so viele Menschen befinden, welche dazu nicht zu gehören meinen — voraussetzen, zwischen den Ausfuhren und den Einfuhren bestehe ein absoluter Gegensatz. Mit dem einem dieser Worte verbindet man die Idee von Reichthum und Ueberfluß, mit dem andern die der Armuth oder der Verarmung. Dieses ist der Grundirrthum.

Man führe aus oder ein, man macht immer Tausch-

geschäfte. Sofern nicht etwa auf einer Seite verschmäht wird, zu kaufen, oder geweigert, zu zahlen: so kann man Erzeugnisse nicht versenden, ohne deren wieder zurückzuerhalten; noch erhalten, ohne wieder zu versenden. Einer Ausfuhr folgt nothwendig eine Einfuhr, und eben so nothwendig einer Einfuhr eine Ausfuhr. Um diese Thatsachen zu bestreiten, muß man die Wahrheit umstoßen, daß Erzeugnisse nur durch Erzeugnisse zu erkaufen sind.

Man macht ein unvortheilhaftes Geschäft, wenn die Gegenstände, welche man weggiebt, mehr Werth haben, als die, welche man erhält; allein diese Ungunst mag durch Unerfahrenheit, oder durch Zwang, oder irgend eine andere Veranlassung herbeigeführt seyn, so kann sie eben sowohl bei den Tauschgeschäften, welche man Ausfuhren nennt, statt haben, als bei denen, welche man Einfuhren nennt. Im natürlichen Gange sind alle diese Tauschgeschäfte beiden Theilen, welche sie vollziehen, vortheilhaft. Wenn Frankreich von Schweden Eisen, und dagegen Schweden von Frankreich Weine empfängt, so werden beide Staaten einen Gewinn gemacht haben, weil jeder von ihnen sich Erzeugnisse verschaffte, die er nöthig hatte. Das Einzige, was hierbei im allgemeinen Interesse noch zu wünschen ist, wäre, daß die Erzeugnisse bei allen Völkern in Ueberfluß und Mannigfaltigkeit anzutreffen seyen, und daß die Tauschgeschäfte soviel nur immer möglich vervielfältigt werden möchten. Die Erfüllung solcher Wünsche ist nur von dem Einflusse des Unterrichts und der Freiheit zu hoffen.

Diese Betrachtungen, welche dem aufmerksamen Nachdenken so klar sind, als unbestreitbar der richtigen Einsicht, geben den Irrthum, auf welchen das System der Zölle gegründet ist, schon zu erkennen. Aber beweisen

diese Betrachtungen, daß man mit einem Mal alle die verschiedenen, dem Handel gezogenen Schranken niederreißen solle? Wir haben die Zölle schon von einer Seite kennen lernen; es giebt aber auch noch eine andere, von der man sie zu beleuchten genöthigt ist. Die Gewerbe haben sich unter ihrem verwerflichen Einflusse gestaltet; und die Schranken, welche niemals hätten aufgeführt werden sollen, würden mit einem Male nicht hinwegzuräumen seyn, ohne theilweise dasjenige, was sie zu erzeugen gestattet haben, wieder zu gefährden oder gar zu zerstören. Die Anhänger der Handlsfreiheit sind, da sie Einsicht haben, auch behutsam. Smith gedenkt der Manufakturen, die mit Hülfe von Einfuhrverboten oder von Zöllen errichtet worden sind, und sagt: „Wollte man diese Einfuhrverbote und Zölle mit Einem Schlage aufheben, so könnte geschehn, daß der innere Verkehr sofort von ausländischen Erzeugnissen zu wohlfeileren Preisen, als den unsrigen, überschwemmt würde, und daß mehrere tausend Arbeiter ihrer Beschäftigungen sich beraubt fänden ..... Der Unternehmer einer großen Manufaktur, der sich zur Einstellung seiner Arbeiten genöthigt sähe, würde beträchtlichen Schaden erleiden. Derjenige Theil seines Kapitals, den er für den Ankauf der Urstoffe und zu Ablohnungen bestimmt gehabt, würde vielleicht ohne sonderliche Schwierigkeiten noch wohl eine andere Anwendung finden; über den andern Theil seines Kapitals, der in seinen Werkstellen beruht, würde der Unternehmer aber ohne große Verluste nicht wieder verfügen können. Eine gerechte Rücksicht für seine Interessen erfordert also, daß dergleichen Abänderungen nie übereilt, daß sie langsamen und allmähligen Schrittes herbeigeführt werden, nachdem sie sich schon aus der Ferne angekündigt. Die Regulative führen eine Art wirklicher

Unordnung herbei, die man ohne eine andere Unordnung zu veranlassen nachmals nur schwer wieder beseitigen kann *)."

Say sagt, die mit Zöllen behafteten Staaten glichen Kranken, welche die Kunst nur langsam wieder herstellen kann.

Vergebens würde man sagen, daß die Früchte der Freiheit d. h. Ueberfluß, Vollkommenheit und niedrige Preise der Waaren durch eine vorübergehende Krisis nicht zu theuer erkauft seyn würden. Welcher vernünftige Mensch möchte wohl die Verantwortlichkeit übernehmen für eine Erfahrung, deren Erfolge genau zu berechnen, ihm unmöglich ist, und welche den Wohlstand und das Leben einer großen Anzahl Seinesgleichen aufs Spiel setzen kann? Selbst wenn man der Nützlichkeit eines plötzlichen Wechsels sicher wäre, so sind doch die Einsichten noch nicht verbreitet genug, um jenen Wechsel versuchen zu können. Die Uebel, welche von einer solchen Umwälzung unzertrennlich sind, und diejenigen, welche ihre Widersacher durch ihre Ränke ihnen noch hinzufügen würden, würden alle Geister aufregen. Die öffentliche Gewalt würde gezwungen werden, zu der alten Ordnung der Dinge eben so plötzlich zurückzukehren, als sie dieselbe verlassen hätte.

Die Fesseln des Handels können nicht mit einem einzigen Schlage gebrochen werden; allein man darf die Augen nicht verschließen vor den allgemeinen Verlusten, welche die Kriege der Tarife herbeiführen; man muß die Wahrheiten anerkennen, die ich auseinandergesetzt habe, und die Theorie der Zölle vernichten; man muß stufenweise festen

*) Nationalreichthum Theil III. p. 88. 95—96. der franz. Uebersetzung. (Bei Garve dritter Ausgabe II. 288. 293. Bei Schiller II. 65. 70.)

Schrittes der Freiheit entgegengehen, indem man alle Völker auffordert, sich über ihre wahren Interessen zu unterrichten; und darf nicht bedenklich seyn, ihnen achtungswerthe Muster aufzustellen.

Die Vertheidiger der Zölle wenden sowohl Verbote, als Auflagen an. Die Verbote scheinen ihnen das wirksamste Abhaltungsmittel. Ein Erzeugniß, welches bloß Zoll zu zahlen hat, ist, wenn es eingeschwärzt wird, in Sicherheit, sobald es die Gränze passirt hat; wenn es verboten ist, kann es von Magazin zu Magazin verfolgt werden. Die Verbote sind von inquisitorischen Maaßnahmen begleitet, und dennoch ist ihr Erfolg nicht immer so gesichert, als man hofft: die Höhe des Preises, die sie verursachen, ist ein Anreiz zum Einschwärzen. Die Verbote sind feindselig und führen zu gegenseitiger Entfremdung der Völker; viel mehr noch, als die Auflagen, wirken sie auf die Gründung eines Monopols im Innern des Staates hin. Das Geschäft einer weisen Verwaltung muß daher seyn, statt der Verbote nur Auflagen einzuführen, und demnächst diese Auflagen stufenweise herabzusetzen. Weit entfernt, den Privatinteressen sich gefällig zu erweisen, welche neue Beschränkungen in Anspruch nehmen möchten, soll sie vielmehr denen, welche bei den schon Bestehenden gewinnen, die Zeit andeuten, wo die Einen herabgesetzt und die Andern ganz aufgehoben werden würden: auf diese Art kann sie die Wohlthaten der Gewerbefreiheit ins Leben führen.

Das entgegengesetzte System kann nur die Unwissenheit und Trägheit auf Kosten des öffentlichen Interesses begünstigen. Es giebt freilich Schriftsteller, welche behaupten, daß man, wenn die Fabrikation in einem Staate frei sey, die auswärtigen Erzeugnisse von dem Mitbewerb ausschließen könne, ohne daß daraus ein Monopol hervorgehe. Und offenbar ist das Uebel nicht so groß, als wenn die Anzahl der einländischen Erzeuger beschränkt wäre; es ist damit, wenn man will, nur ein halbes Monopol gegeben, allein seine Wirkungen sind immer, die Vervollkommnung der Künste aufzuhalten und die Erzeugnisse zu vertheuren.

Unsere Hammerwerke haben seit einigen Jahren Fortschritte gemacht; — aber glaubt man wohl, daß sie nicht noch reißender und noch bemerkenswerther gewesen seyn würden, wenn man weniger gefällig gewesen wäre, die Unternehmer vor jeder Beunruhigung durch den Mitbewerb des Auslandes sicher zu stellen? Ein einsichtsvoller Mann, den sein Stand zur genauen Bekanntschaft mit der Eisenfabrikation verpflichtet, sagte mir unlängst, diese Fabrikation sey durch die Auflagen so begünstigt, daß man in den Hämmern noch hohe Gewinnste ziehen könne, ohne den alten Schlendrian zu verlassen; und ein Theil unserer Gewinnungsarten bezeuge noch eine vollständige Unwissenheit. Man weiß, wie sehr England durch die Zölle seine Seidenmanufakturen begünstigt hat, und man hat die Erfolge dieser Begünstigung sehr hoch angeschlagen. Nun höre man, wie darüber Huskisson, da er Minister und Chef des Handelswesens geworden, dachte. „Das Monopol erzeugte, was es immer erzeugen wird, eine völlige Gleichgültigkeit gegen die Vervollkommnung. Der interessirte Eifer, welcher die Seele des Gewerbfleißes ist und darauf Bedacht nimmt, ohne Unterlaß wieder zu erzeugen und zu den möglichst geringsten Preisen zu verkaufen, ist, Dank dem Prohibitivsystem! erstorben. Es hat uns in den Seidenmanufakturen hinter unseren Nachbarn zurückgehalten; eine traurige Folge der Erstarrung in die der Gewerbfleiß

versinkt, wenn Prohibitivgesetze ihn in faule Sicherheit wiegen *)."

Die Einfuhr einer Waare mit einer Abgabe belegen, heißt den Konsumenten nöthigen, sie höher zu bezahlen, als sie werth ist, und zwar nicht nur, wenn sie aus dem Auslande wirklich bezogen, sondern auch, wenn sie im Einlande erzeugt wird, da die einländischen Erzeuger ihre Preise höher stellen oder erhalten können, ohne den Mitbewerb zu fürchten. Es liegt ein betrübender Hohn darin, die durch die Prohibitivgesetze begünstigten Manufakturunternehmer im Tone der Selbstgefälligkeit sagen zu hören: „Wir wollen diesen oder jenen Gewerbzweig in Aufnahme bringen und ihr sollt dem Auslande nicht weiter zahlpflichtig seyn." Wie würden wir wohl zahlpflichtig seyn, deshalb weil wir von denen kaufen, die uns die sorgfältigst gearbeiteten Waaren zu den geringsten Preisen liefern? Kann man nicht vielmehr sagen, daß wir einen Tribut zahlen, seitdem wir genöthigt werden, uns an Menschen zu wenden, welche uns weniger sorgfältig gearbeitete Gegenstände noch dazu theurer verkaufen?

Garnier stellte im Jahre 1822 folgende Berechnung auf: „Man nimmt an, daß im Laufe eines Jahres ein Arbeitspflug an funfzig Pfund Eisen verschleißt. Vor dem Jahr 1790 konnte der Bauer diese funfzig Pfund für 7 Livres 10 Sous höchstens anschaffen; und jetzt zahlt er wenigstens dreimal soviel dafür. Wenn es nun, wie vorauszusetzen ist, 920,000 Pflüge in Frankreich giebt, die in Bewegung sind, so trägt die Vertheurung des Eisens allein für den Ackerbau die Last einer neuen Steuer

*) Rede, gesprochen in der Kammer der Gemeinen den 24. März 1824.

aus von 14 Millionen *). Man kann sagen, daß eine solche Berechnung übertrieben sey, und ich bin auch dieser Meinung. Indessen man ermäßige sie; man kann darthun, daß die Steuer, von der hier die Rede ist, weniger beträchtlich sey, als Garnier es behauptet; allein man wird niemals die Ueberzeugung geben, daß jene Besteurung nur geringe sey. Wenn man dann noch bedenkt, daß der Verfasser nur von einer einzigen Gattung von Werkzeugen spricht, und daß das Eisen eine Waare der ersten Nothwendigkeit ist, die zu einer Menge von Zwecken dient, so wird man vielleicht bei der Erhöhung der Kosten, welche der Preisaufschlag des Eisens herbeiführt, nicht ruhig bleiben. Uebrigens erwäge man wohl, daß das Eisen erst Einer der Gegenstände ist, deren Einfuhr Abgaben unterliegt, und wenn man nun versuchen wollte, die Vertheurung zu berechnen, welche durch sämmtliche Prohibitivgesetze veranlaßt wird, so würde man sich gewissermaßen des Schreckens nicht erwähren können über die Ausdehnung der Lasten, mit denen die Zölle ein Volk beschweren.

Man seufzt nicht ohne Grund über die Höhe der im Budget ausgebrachten Steuern, allein die Vertheurung der Erzeugnisse ist eine fernere Steuer, deren Belauf mit Genauigkeit kennen zu lernen unmöglich ist. Hiernach würdige man denn auch die so oft von den Tarifmachern wiederholte Phrase, die Vertheurung eines Erzeugnisses sey eine Auflage, die dem Produzenten zu Gut gehe, für die Masse von Konsumenten aber fast unfühlbar sey, da sie

*) Anmerkung der Uebersetzung von Smith Theil VI. p. 241. des franz.

sich unter sie vertheile. In Wahrheit: diese Phrase scheint nur ein Spott zu seyn.

Die Wirksamkeit der Zölle ist auch für die Produzenten nicht ohne große Beschwerden; einmal, weil die Produzenten doch auch Konsumenten sind; sodann weil die Zölle nicht dem Einen nützen, ohne dem Andern zu schaden. Wie soll man nun zwischen Beiden das Gleichgewicht halten? Man glaubte, einen klaren Grundsatz auszusprechen, indem man sagte, man müsse, um die Arbeit zu begünstigen, die Ausfuhr der Rohstoffe und die Einfuhr verarbeiteter Gegenstände behindern. Ueber diesen Grundsatz, welcher so einfach und erschöpfend erscheint, macht Sismondi folgende einleuchtende Bemerkungen. „Der Flachs, sagt er, ist für den, der ihn geröthet hat, ein verarbeiteter Gegenstand; für den Spinner ist er ein Rohstoff. Der Erste will nach dem allgemeinen Grundsatz, daß man seine Ausfuhr begünstige; der Zweite will, daß man sie verbiete. Das Gespinnst ist wieder für den Spinner verarbeiteter Gegenstand, für den Weber Rohstoff; die Leinwand ist für den Weber verarbeiteter Gegenstand, für den Drucker Rohstoff; das bedruckte Leintuch (Indienne) ist für den Drucker verfertigter Gegenstand, für den Modehändler, den Decorateur oder den Schneider Rohstoff. Der Letztkommende verlangt immer, daß von allen, die vor ihm gearbeitet haben, er allein Herr des Marktes bleibe; er hemmt ihren Gewerbfleiß durch Ausfuhrverbote, und vermindert folglich die Masse von Werkstücken, die sie würden liefern können. Wenn man die Gesammtvorschriften eines Zollgesetzes in Erwägung zieht, so findet man fast immer, daß die den verschiedenen Entwickelungsstufen des Gewerbfleißes einzeln gewährten Schutzmittel in geradem Wider-

Widerspruch untereinander stehen *).“ Und so ist es; die Anmaßung, so verwickelte Interessen regeln zu wollen, führt in ein Labyrinth, in welchem man auf das Gerathewohl zutappt. Die einflußreichen Produzenten haben den Vortheil davon; und es ist jämmerlich zu sehn, wie Staats-Minister sich zu Handlangern von Manufakturunternehmern erniedrigen, von welchen sie an der Nase herumgeführt werden.

Bisher haben wir erst einen Theil des Schadens, den Ein Produzent dem Andern zuzieht, bemerklich gemacht. Wenn man ausländische Waaren zurückweis't, so können die dadurch in die Klemme gerathenden Völker ihrerseits die Waaren, die man ihnen anbietet, auch zurückweisen. Auf diese Weise wird dann der Wohlstand der Unternehmer, welche durch die Zölle begünstigt werden, auf Kosten anderer Unternehmer, welche die Opfer der Vergeltungsmaaßregeln werden, gegründet. Ich weiß nicht, wie es gerecht scheinen könnte, die Einen zu bereichern durch Beraubung der Andern. Ich weiß nicht, wie man sich einbilden kann, den Gewerbfleiß zu fördern, indem man die Eine Arbeit zum Nachtheile einer Andern aufmuntert; oft, selbst ohne einmal entscheiden zu können, welche von beiden, sich selbst überlassen, die wichtigste werden würde.

Die Wiedervergeltungsmaaßregeln schaden an und für sich denen, welche sie in Anwendung bringen. Wenn die Nachbarstaaten Frankreichs sich weigern, Weine von uns zu erhalten, weil wir uns weigern, ihnen ihr Vieh abzunehmen, so verurtheilen sie sich, einen zweiten Verlust zu erleiden, weil wir ihnen einen Ersten zugefügt. Das

*) Neue Grundsätze der politischen Oekonomie I. p. 436 der Urschrift.

Vieh, das sie zu verkaufen haben, verliert einen Markt, und fällt im Preise: dieser Schaden wird aber offenbar nicht ausgeglichen dadurch, daß sie nun die Zufuhr von Weinen, die sie zu kaufen haben, schwieriger und kostbarer machen. Indeß können die Wiedervergeltungsmaaßregeln aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden. Unterweilen beunruhigen sie den Gewerbfleiß des Volkes, welches zu der Verletzung der Handelsfreiheit das erste Beispiel gab. Da diese Freiheit das Ziel unserer Bestrebungen seyn soll, so darf man sich wohl ein vorübergehendes Uebel auferlegen, um ein andauerndes Gut zu erlangen, wenn man nur den angreifenden Theil damit auch zur Zurücknahme seiner Prohibitivgesetze nöthigen kann. Aus diesem Gesichtspunkt sind die Wiedervergeltungsmaßregeln höchlich zu billigen. Mit Hülfe derselben haben die Vereinigten-Staaten und Preußen England genöthigt, auf die Unterscheidungs-Abgaben *) zu verzichten, welche es so lange Zeit für den Flor seiner Marine unerläßlich gehalten. Huskisson hat in einer Rede, in welcher die Tiefe des Gedankens sich der Stärke des Urtheils beigesellte, sehr klar bewiesen, daß wenn man auch einst gewisse Praktiken habe versuchen können, so lange diese das Geheimniß einer einzelnen Nation gewesen, dieses doch heut zu Tage nicht weiter möglich sey, da alle Völker über den großen Interessen des Handels achtsam wachten. „Unser Erfindungspatent, sagte er, ist erloschen.“ Ein eben so tiefes, als geistreiches Wort **).

*) Diese Unterscheidungs-Abgaben gewähren den auf vaterländischen Fahrzeugen zugeführten Waaren einen Vortheil, indem sie die auf fremden Fahrzeugen eingebrachten belasten.

**) Die schon angeführte Rede p. 12 der französischen Uebersetzung von Pichon.

Man kann nicht läugnen, daß eine Regierung, die ihre Gewalt mißbraucht, einige gewinnbringende Unternehmungen machen kann. Man hat mächtige Staaten Kolonien oder schwächere Staaten zwingen sehen, Waaren von ihnen zu nehmen, ihnen dafür Andere zu liefern, indem sie den Preis jener Ersteren erhöhten, den der Anderen herabsetzten. Ein Straßenräuber kann allerdings die Vorübergehenden berauben; allein eine andere Gewerbsquelle würde ihm ein sichereres Daseyn gewähren. Man weiß, was die Staaten, die solchergestalt die Tyrannen anderer Staaten sind, durch ihre Erpressungen gewinnen; allein man sollte lieber berechnen, was sie gewonnen haben würden, wenn sie andere Grundsätze angenommen hätten; so wie was sie verloren haben in Folge des Hasses, der Wiedervergeltungsmaßregeln und der Kriege, die ihre Ungerechtigkeiten herbeiführten. Der gemeine Mann mißt eine Revolution demjenigen Ereignisse bei, welches ihr unmittelbar vorangeht; man muß indeß die Umstände berücksichtigen, welche sie vorbereiteten und unvermeidlich machten. Das Monopol, das die Engländer rücksichtlich ihrer Nord-Amerikanischen Kolonien mit so viel Härte geltend machten, nährte den Haß, der später zu der Anmaßung führte, diese Kolonien ohne ihr Einverständniß zu besteuern. So rief England eine mit der seinigen rivalisirende Macht, welche seinen Ministern noch mehr als Eine schlaflose Nacht kosten wird, neben sich hervor, indem es zum Vortheil einiger Kaufleute ein gehässiges Monopol aufrecht erhalten wollte.

Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche jetzt in mehreren Ländern besteht, muß auf die Ausbreitung der Grundsätze der politischen Oekonomie einen großen Einfluß haben. Die Staatsverwaltungslehre konnte, so lange sie

geheimnißvoll in dem Kabinet weniger Staatsmänner verschlossen war, keine reißenden Fortschritte machen. Seitdem erheben sich nun aber an verschiedenen Punkten der Welt Rednerbühnen, es wird von Tage zu Tage schwieriger, Geheimnisse zu haben, man muß Zweck und Mittel freimüthig offenbaren. Ohne Zweifel kann man auch auf der Rednerbühne lügen; allein hier hat, noch mehr als anderwärts, diese unedle Zuflucht, nur die Verachtung derjenigen zur Folge, welche sich ihrer bedienen. Bei öffentlichen Verhandlungen läßt sich die Wahrheit zu leicht herausfinden, als daß nicht die Redlichkeit die sicherste sowohl, als auch die ehrenvollste Partie wäre, die man ergreifen kann.

Das Fortschreiten der Aufklärung, die Kraft und die Sicherheit, welche aus einer Erhöhung des Wohlstandes hervorgehen, werden die Völker gewiß zu dem Wunsche immer größerer Freiheiten in ihren Beziehungen zu einander führen. Man erkennt, wie nützlich es den Provinzen Eines Reiches sey, frei untereinander zu verkehren: wie sollte man also wohl nicht die verschiedenen Reiche diesen verschiedenen Provinzen vergleichen? Wenn zwei Landstriche, welche bisher durch die Zolllinien von einander geschieden waren, durch irgend ein großes Ereigniß unter derselben Regierung sich vereinigt sähen, so fällt die Scheidewand, und die beiden Landstriche werden nicht ermangeln, sich dabei besser zu befinden. Kann man dagegen wohl einwenden, daß die Aufhebung der Schranken nicht denselben Erfolg hätte, wenn die beiden Staaten verschiedenen Regierungen angehörten, und nicht zu den nämlichen Verwaltungskosten beitrügen? Dieser völlig fiskalische Grund beweist nichts; es handelt sich nur darum, was hier den Gewerbfleiß der beiden Landstriche heben würde, und bei

dieser Frage kommt gar nicht in Betracht, ob sie die öffentlichen Abgaben in eine Einzige, oder in mehrere Kassen abgeführt haben. Das, was ich über die Vereinigung zweier Länder hier angeführt habe, ist nicht reine Theorie. Zu der Zeit, als mehrere Staaten für einen Augenblick mit Frankreich vereinigt waren, erstreckte sich die Handelsfreiheit auch über sie; und wahrscheinlich lag hierin für sie noch die größte Vergütung für die Leiden dieser Epoche. Wenn späterhin, nach einer neuen Absonderung, die Schranken wiederhergestellt worden sind, so ist dies nicht im Interesse der Industrie geschehen, sondern die Vorurtheile, der Haß und die Fiskalität haben es so gewollt.

Während die einsichtsvollsten Schriftsteller, während die aufgeklärtesten Staatsverwaltungen großherzige Ideen verkünden, läuft noch ein Irrthum um, der sich einiger ausgezeichneten Geister bemeistert, und der Verbreitung der wahren Grundsätze Hindernisse entgegenzustellen droht. Dieser Irrthum verleitet eine gewisse Anzahl von Menschen zu dem Glauben, ein Volk müsse alle Arten von Fabrikation in sich zu vereinigen und sich selbst zu genügen suchen.

Ein solches System weicht in seinen Folgerungen von demjenigen der alten Anhänger der Prohibitivgesetze nirgends ab; allein, wenn dieses sich auf einen fiskalischen Standpunkt stellt, so wendet sich jenes an die Vaterlandsliebe, und schmeichelt den Nationen in ihrem Stolz und ihrem Haß. Unsere politischen Unruhen haben es hierbei noch unterstützt. Der Genius des Guten, und der Genius des Uebels, Beide allezeit auf der Erde anwesend, haben niemals mehr Wirksamkeit entwickelt, als seit 50 Jahren. Der Eine hat Grundsätze verbreitet, der Andere Leidenschaften genährt. Die Kriege, die sie herbeigeführt haben, verleihen Rathschlägen, welche die Barbarei in die Mitte

der Civilisation zurückrufen würden, eine anscheinende Richtigkeit. Die ungereimte und fatale Idee, daß ein Volk sich in sich selbst genügen müsse, würde nur den Sitten einer Krieger-Innung entsprechen, die, um ihre ausschließliche Vaterlandsliebe zu nähren, alle andern Staaten hassen und sich isoliren würde, wie ein reißendes Thier in seiner Höhle.

Man hat allezeit unkluge und mittelmäßige Staatsverwaltungen ein eigenliebiges Interesse darin finden sehen, gegen die Natur der Dinge anzukämpfen, um im Lande Gewerbzweige einzuführen oder in die Höhe zu bringen, welche dasselbe entweder gar nicht, oder nicht in solcher Ausdehnung hätte unternehmen sollen. Gedeiht einmal etwas der Art, so fragen verständige Leute doch, ob die Ergebnisse wohl die Opfer aufwiegen. Das Schloß zu Versailles ist das wahre Musterbild solcher unsinnigen Unternehmungen: man täuschte sich, wenn man sagte, dies Gebäude werde nicht fertig werden; es existirt wirklich; aber ist es soviel werth, als es gekostet hat?

Jedes Volk hat seine natürlichen Gewerbzweige und seine Talente, gleichwie sein Klima: wenn es die Richtung verfolgt, in welche überwiegende Bestimmungsgründe es hinein nöthigen, so werden seine Arbeit und seine Kapitalien ihm die besten Erzeugnisse und die vortheilhaftesten Umschläge gewähren. Den Versuch machen, alles zu erzeugen, heißt sich zur Bereitung von Gegenständen verurtheilen, welche man sich besser bereitet und wohlfeiler verschaffen kann, wenn man sie aus der Fremde bezieht; heißt einen minder vortheilhaften Gebrauch von Kapitalien machen, die auf andere Gewerbzweige nützlicher verwendet seyn würden. Wie viele Beamten lächeln mit Geringschäzzung, wenn man ihnen vorhält, daß die Vorsehung, indem

sie in den Mitteln, welche jedes Volk zur Hervorbildung seiner Reichthümer erhielt, wechselte, die Bewohner der verschiedenen Himmelsstriche einander unentbehrlich machen, und sie durch das friedliche Band des Verkehrs habe vereinigen wollen! Diese Staatsmänner glauben tiefere Ideen zu haben. Jedoch auch die moralischen Lehrsätze sind für eine strenge Beweisführung empfänglich. Will man, daß ich diese Wahrheit, daß die Menschen treu bleiben sollten den Absichten der weisen Natur, welche sie zu verschiedenartigen Arbeiten beruft; daß ich diese Wahrheit in Zahlen umsetze? Ich werde die Worte eines derjenigen Schriftsteller entlehnen, welche in der politischen Oekonomie mit der äußersten Kaltsinnigkeit zu Werke gehen. „Setzen wir den Fall," sagt Ricardo, daß von zwei Arbeitern, der Eine sowohl wie der Andere, Schuhe und Hüte zu machen versteht. Der Eine zeichnet sich in beiden Gewerben aus; allein, wenn er Hüte macht, so übertrifft er den Andern nur um $\frac{1}{5}$ oder um 20 Prozent; während er ihn, wenn er Schuhe macht, um $\frac{1}{3}$ oder um $33\frac{1}{3}$ überholt. Würde es nun nicht im Interesse Beider seyn, wenn der geschicktere Arbeiter sich ausschließlich mit Schuhe machen beschäftigte, und der minder geschickte mit Hut machen *)?"

Das System, welches durchaus in allen Gewerbzweigen fabriziren zu lassen strebt, kann nur ein allgemeines Mißbehagen zur Folge haben. Man beklagt sich oft, über die Ueberfülle von Waaren an verschiedenen Punkten der Welt. Die Unklugheit und Unwissenheit gewisser Unterneh-

*) Grundsätze der politischen Oekonomie I. p. 207. in der Anmerkung. (Urschrift p. 160. und deutsche Uebersetzung p. 160.)

mer sind Mitveranlassung dieses Ungemachs; noch weit mehr aber muß man es den Zöllen zuschreiben. Nur unter ihrer Mitwirkung erzeugt man die nehmlichen Waaren in den meisten Ländern, während die Freiheit die für den Verkehr so nothwendige Verschiedenartigkeit derselben aufrecht erhalten haben würde. Ueberdies findet der Kaufmann, der ein Erzeugniß in ein fremdes Land bringt, daselbst Zölle, welche dasselbe vertheuern und seinen Absatz erschweren. Die Waaren, welche er für die seinigen in Tausch nehmen möchte, sind oftmals bei der Ausfuhr verboten, oder mit Abgaben belastet; und diejenigen, welche man ihm anbietet, sind dann wieder bei der Einfuhr in sein Land verboten oder mit Abgaben belastet. Wenn der Gewerbfleiß auf diese Weise von doppelten Schranken eingeklemmt wird, so würde es ein Wunder seyn, wenn die Verkäufe sich mit Leichtigkeit machten. Bei dieser Verwirrung treten die Bedürfnisse der Menschen in den Hintergrund; nur den Zolltarif sucht man kennen zu lernen, und da es in der Natur der Dinge liegt, daß die Zollgesetze veränderlich sind, so haben die Handelsgeschäfte keine rechte Sicherheit. Dies ist der schnöde Zustand, in welchem noch im neunzehnten Jahrhundert der Gewerbfleiß durch ein System gefesselt gehalten wird, welches die Leidenschaft und die Unwissenheit erzeugt haben.

Große Irrthümer werden verschwinden, wie andere ausgetilgt worden sind, nachdem sie lange Zeit hindurch regiert. Eine der Ursachen, welche den Zöllen die meiste Wichtigkeit verliehen, war die Ueberzeugung, daß ein Staat verhindern müsse, daß das Geld außer Landes gehe, und vielmehr suchen solle, solches von Fremden zu erhalten. Ich werde diese Ansicht in dem folgenden Kapitel prüfen.

Neuntes Kapitel.

Von der Münze.

Man weiß daß Philosophen, die sich mit Untersuchungen über den Ursprung der Sprachen beschäftigten, von Erstaunen ergriffen blieben, wenn sie sahen, daß alle ihre Hypothesen unüberwindliche Schwierigkeiten darboten, und daß sie am Ende die unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit zur Entstehung der Sprache nothwendig erachteten. Die Untersuchungen über den Ursprung der Münze können eine ähnliche Verwunderung erregen. Wie ward es möglich, daß diese Stückchen Metall, so nutzlos an und für sich, durch ein allgemeines Einverständniß das sicherste Mittel geworden sind, sich die verschiedenen Gegenstände, die man wünscht, zu verschaffen?

Die Autorität, die Gewalt, kann dieses Tauschmittel nicht eingeführt haben. Denn es besteht eine große Freiheit in dem Gebrauch der Münze. Wenn man für eine Waare ein Geldstück annimmt, so geschieht dies, weil man dabei seinen Vortheil findet; denn wenn man ein anderes Erzeugniß vorzieht, so verlangt man eben dieses, oder versagt den Tausch. Die Menschen bedienen sich des Geldes mithin von freien Stücken; es ist darum aber nur noch schwerer zu begreifen, wie sie zu seiner Erfindung gekommen.

Wenn die Menschen das äußerste Bedürfniß empfinden, zu einer gewissen Entdeckung zu gelangen, so vervielfältigen sie ihre Versuche so lange, bis ein günstiger Erfolg endlich der Preis ihrer Anstrengungen ist. Wenig Erfindungen waren so nothwendig, als die der Münze: um zu beurtheilen, bis zu welchem Grade sie für uns

nützlich sey, setzen wir einmal, es gäbe keine. Wie nun die meisten Tauschgeschäfte machen? Ich besitze einen Ballen Wolle und möchte Getreide haben. Ich bringe meinen unbeholfenen Reichthum zu einem Bauern; er hat Getreide, allein er seinerseits begehrt Wein. Ich suche mir ihn zu verschaffen, um ihn nachmals dem Bauern anzubieten. Der Winzer bedarf meiner Wolle nicht, und der Fabrikant, der sie wohl gerne annähme, besitzt weder Wein noch Getreide, das er mir abtreten könnte. Wie viele Schwierigkeiten und Gänge, Unruhe und Beschwerde! Endlich gelange ich dahin, Jemanden aufzufinden, der einen Tausch mit mir eingehen kann. Nun erhebt sich eine andere Schwierigkeit. Wie soll man den Werth der beiden Waaren schätzen? Wie soll man bestimmen, wie viel Getreide man geben müsse, für eine bestimmte Masse Wolle? Wir verstehen uns endlich hierüber, und man zertheilt eine der beiden Waaren oder alle Beide. Wenn man sie aber nicht theilen kann? Wenn es sich darum handelt, ein Thier und einen Hausrath gegen einander auszutauschen? Welch ein Zufall müßte mich einer Person entgegen führen, welche nicht allein den Gegenstand besitzt, den ich wünsche; sondern die ihn genau zu dem Werthe besitzt, den der Gegenstand hat, den ich vertauschen will?

Es war unerläßlich, eine Zwischenwaare zu besitzen, welche den Tausch erleichterte, und als Maaßstab der Vergleichung bei Schätzung der Werthe diente.

Die verschiedenen Gegenstände, die man zu diesem Behuf in Anwendung bringen kann, haben nicht alle in demselben Grade die erforderlichen Eigenschaften; und zahlreiche Versuche gingen der Erfindung der Münze, so wie wir sie Heutigestags kennen, voran. Die Verlegenheit der Philosophen bei der Lösung des Räthsels der Sprachbildung entstand daraus, daß es der Uebereinkunft bedarf, um den Worten einen Sinn beizulegen, und daß zu solcher Uebereinkunft eben schon die Sprache nöthig ist; ein Cirkelschluß, aus welchen herauszukommen ihnen nicht möglich schien. Einer ihrer geistreichsten Genossen, Laromiguière, hat sehr richtig bemerkt, daß man eben sowohl beweisen könne, es sey nicht möglich, jemals Hammer oder Amboß zu besitzen, weil ein Amboß nöthig sey, um einen Hammer, und ein Hammer, um einen Amboß zu machen. Glücklicherweise ist die Natur fruchtbarer an Aushülfen, als unsere Gelehrten; sie läßt uns durch eine Reihe von immer weniger unförmlichen Versuchen dahin gelangen, endlich in einer Art von Vollendung das hervorzubringen, was man der Theorie nach für unmöglich hielt.

Ihrem gesunden Menschenverstande überlassen, haben die Menschen mitunter sehr erfindungsreiche Ideen. Die armseligen Bewohner der angolischen Küste haben sich eine ideale Münze gebildet, deren einzelne Stücke, welche sie Macuten nennen, nur in ihrer Einbildung existiren *). Derjenige, welcher einen Gegenstand veräußern will, schätzt ihn auf so und soviel Macuten; sein Nachbar schätzt ebenso den Gegenstand, den er in Tausch geben will; man handelt, als hätte man wirklich Macuten zu geben und zu nehmen. Diese Münze dient als Maaßstab der Vergleichung zur Schätzung der Werthe; allein sie erfüllt nur eine der Verrichtungen des Geldes. Das Bedürfniß, den Tausch zu erleichtern, ließ verschiedene Gegenstände als vermittelnde Waare zur Anwendung kommen: in Mexico waren es Kakaobohnen; in Virginien der Taback; in Abyssinien

*) Politische Oekonomie. Von Stevart III. p. 16. (Tübinger Uebersetz. III. p. 12.)

Salzbrodte; bei einigen indischen Völkerschaften glänzende Muscheln, welche zum Putze dienen.

Da man das Tauschmittel immer mehr zu vervollkommnen suchte, so mußte man nothwendig auf die Metallmünze kommen, da sie im höchsten Grade die Eigenschaften in sich vereinigt, welche an einer vermittelnden Waare zu wünschen sind. Die edlen Metalle haben einen hohen Werth *) in einer geringen Masse, welche gestattet, sie aufzubewahren, sie zu verbergen und nach Belieben fortzuführen. Ihre Unvergänglichkeit ist unendlich, sie sind in hinreichender Masse vorhanden, um das Bedürfniß aller Völker zu befriedigen ohne jedoch so gemein zu seyn, daß ihr Werth sich verringerte, und daß man genöthigt wäre, die Münzmasse auf eine belästigende Weise zu vermehren. Die Kunst zertheilt sie in so viele Theilchen, als man will, ohne daß ein bemerkbarer Abgang dabei statt hätte. Und endlich sind sie auch empfänglich, ein Gepräge anzunehmen und lange Zeit zu bewahren.

Wichtig war die Erfindung, die Metallstückchen auf eine Art zu bezeichnen, welche ihr Gewicht und ihren Gehalt angab. Wenn man sie bei der Annahme wägen und probiren müßte, so würde man durch beide Geschäfte äußerst belästigt werden; das erste ist peinlich, das zweite würde fast unausführbar seyn. Nur stufenweise gelangte man dahin, die Münzen zu schlagen. Anfänglich bediente man sich der Metallstückchen ohne Gepräge, demnächst gab ein Stempel ihren Werth an; endlich erschwerte die Kunst,

*) Man würde sich irren, wenn man voraussetzte, daß diese Metalle ihren Werth dem Bildnisse des Fürsten verdankten. Sie verdanken ihn vielmehr den verschiedenen Anwendungen, die man von ihnen machen kann, und den Kosten, welche ihre Gewinnung und ihre Aufbereitung erfordern.

das ganze Stück mit Figuren und Worten zu überdecken, das Auslöschen und Nachmachen der Zeichen, welche den Gehalt und das Gewicht der Münzen angeben.

Die Erfindung des Geldes ist einer der mächtigsten Hebel der Gesittung. Die bisherigen Ausführungen beweisen dies; ich werde noch eine wichtige Bemerkung hinzufügen. Wie wollte man ohne das Geld die Kapitalien ansammeln, deren Entstehen für die Fortschritte des Gewerbfleißes so nothwendig ist? Schwerlich würde man Gegenstände ansammeln, welche durch ihre Masse belästigend, oder dem Verderben und selbst dem Untergange ausgesetzt sind. Vermittelst der Münze kann man jeden Tag von einer Waare etwas zurücklegen, was wenig Raum einnimmt und sich nicht verändert; und wenn man davon eine hinlängliche Quantität besitzt, so bringt man es gar leicht dahin, wo das Bedürfniß es erfordert, um es gegen die Gegenstände auszutauschen, welche zu der Unternehmung erforderlich sind, die man beabsichtigt.

Indeß wie groß auch die Wichtigkeit des Geldes sey, so hat man sie doch oft übertrieben, oder vielmehr, man hat sich lange Zeit über die Natur der Dienste getäuscht, die es der Gesellschaft leistet. Man hat es als den einzigen Reichthum betrachtet, und die politische Oekonomie setzte sich vor, daß im Staate vorhandene Geld darin zu erhalten, und das der Fremden hereinzuziehen.

Tiefer gehende Forschungen haben diese Vorurtheile beseitigt, oder wenigstens entkräftet. Die edlen Metalle *)

*) Der Gebrauch, welcher mit der Vernunft nicht immer übereinstimmt, hat diese Bezeichnung zwei Metallen beigelegt; allein der Sache nach würde das Eisen sie ehr verdienen. Streng genommen würden wir das Gold und Silber noch wohl ersetzen können; allein wie wollten wir es anfangen, das Eisen zu ersetzen?

sind nichts anders, als Erzeugnisse; und diese Erzeugnisse erhält man, wie alle andere, nur durch die Arbeit. Dieses wird einleuchtend, wenn man seine Betrachtung auf die Völker richtet, deren Boden diese Metalle in seinem Schooße verbirgt. Die Bearbeitung der Gruben ist ein Gewerbzweig, der nicht einmal so gewinnbringend ist, als man glauben möchte; er gewährt vielfältig trügerische Hoffnungen, und ist reichhaltig an verderblichen Wechselfällen. Wenn gleich die Vortheile bei einer reichen Mine ungeheuer scheinen, so fallen doch auch sie auf einen gewöhnlichen Ertrag herab, wenn man sie mit dem Gewinn und den Verlusten aller derjenigen Unternehmer in Gegenrechnung bringt, welche auf diese Art von Ausbeute spekuliren. Die Völker, welche keine Gruben besitzen, müssen noch gegenwärtig für ihre Münze, ihre Goldarbeiterkunst u. s. w. die nöthigen Metalle durch die Arbeit erwerben. Wenn sie es nicht etwa rauben, indem sie Kriege führen, so können sie es nur erwerben durch Eintausch gegen andere Erzeugnisse.

Es giebt nichts Unrichtigeres, ich möchte fast sagen, nichts Abgeschmackteres oder Einfältigeres, als die noch so oft in öffentlichen Reden und amtlichen Berichten wiederholte Phrase: „Wir sind diesem oder jenem Volke für so und so viel Millionen zinsbar, da wir ihm seine Waaren in Gelde bezahlen.“ Ich könnte sagen, daß diese Millionen oder ohngefähr das Ganze bezahlt werde, ohne daß auch nur ein Thaler aus dem Lande gehe; allein ich will einmal annehmen, daß unsere Wechselhäuser es in gemünzten Geldstücken ins Ausland schickten: warum sollten wir ihm damit zinsbarer werden, als wenn wir ihm für die Gegenstände, die es uns abtritt, andere Gegenstände überließen? Schon in dem ersten Buche dieses Werks haben wir gesehn, daß man Erzeugnisse nur mit Erzeugnissen

kauft. Wenn wir einem Volke nicht durch unsere Weine, unsere Seide, unsere Tuche, u. s. w. Zahlung leisten, sondern ihm edle Metalle bringen, so mußten wir uns doch zuvor diese durch Tausch gegen unsere Weine, unsere Seide, unsere Tuche, verschaffen; wir zahlen also immer, sey es mittel- oder unmittelbar, mit den Erzeugnissen unseres Bodens und unseres Gewerbfleißes. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß es im ersten Falle zweier Umsätze, im andern nur eines einzigen Umsatzes bedarf. Es könnte sogar wohl seyn, daß wir im ersten Falle noch mehr Vortheil hätten, da ein zweifaches Geschäft, mehr Arbeit in der Gesellschaft in Gang setzt, als ein einfaches.

Ein Unterschied zwischen den edlen Metallen und den übrigen Waaren besteht darin, daß jene von allen Erzeugnissen diejenigen sind, die der Handel am leichtesten liefert. Ihre geringe Masse gestattet, sie weit hin mit geringen Kosten zu verführen, sie der Wachsamkeit der Zollstellen zu entziehen, und den Verboten Trotz zu bieten, mit denen eine unwissende Habgier um sich wirft. Natürlich werden Gold und Silber dorthin gebracht, wo ihr Bedürfniß am fühlbarsten ist, mit andern Worten, wo sie am theuersten sind. Um jedem gewerbfleißigen Staat die ihm nöthige Quantität zu verschaffen, genügt es, daß der Handel kein Hinderniß finde, und, ich wiederhole, für eine so kostbare und so wenig umfangreiche Waare ist der Verkehr allzeit fast völlig frei.

In einem Staate, in welchem es an Gelde fehlte *), würde der Gewerbfleiß daniederliegen; die Tauschhandlungen würden mit Beschwerden verknüpft seyn. Doch ist

*) Oder an Zeichen, welche die Münze repräsentiren, wie wir später sehen werden.

es nicht nöthig, daß die Masse von Münzstücken mit der Anzahl von Tauschhandlungen in gleichem Schritte steige. Ein Münzstück vervielfältigt sich gewissermaßen, indem die Lebendigkeit des Handels es mit reißender Schnelle durch eine Menge von Händen führt.

Wenn es wahr ist, daß die Seltenheit der vermittelnden Waare der Schnelle der Tauschhandlungen Abbruch thue, so ist es eben so gewiß, daß ein zu großer Ueberfluß daran gleichfalls unvortheilhafte Wirkungen äußere. Der Zustand eines Landes, in das man allzeit Geld ein-, aus welchem man aber nie Geld herausließe, würde ein sehr trauriger seyn. Der Werth des Geldes würde sinken; man müßte sich mit einer immer größeren Menge Münze, einer immer belästigendern Masse beschweren, ohne dafür im Tausch mehr Gegenstände zu erhalten. Die Entdeckung Amerikas führte eine Masse edlen Metalls nach Europa, welche mit dem Anwachse des Handels in keinem Verhältnisse stand; das Silber galt sechsmal weniger, als früher. Eine Thatsache möge zeigen, bis zu welchem Punkte die Menschen den Täuschungen unterworfen sind, sobald es sich um dieses, mit so vieler Hitze gesuchte Metall handelt. Das Parlament von Paris machte einst Vorstellungen, um sich zu beklagen, daß eine große Menge von Privatpersonen Geräthe und Geschirre aus Silber halte, und den Antrag zu machen, daß aus Theilnahme für die Armen ein solcher Luxus möge untersagt werden. Hätte man nun einen Gewerbzweig in Stocken gebracht, so würde man zugleich die Arbeit vermindert haben, und wenn man die Masse gemünzten Geldes noch vermehrt hätte, so hätte man offenbar seinen Werth noch tiefer herabgedrückt.

Die Ansicht, welche Reichthum nur in dem Gelde findet, muß aber wohl etwas Einladendes haben, da sie allgemein war und eine gewisse Anzahl von Personen noch gegenwärtig ihr huldigt. Diese Ansicht müssen auch wohl diejenigen Menschen gewinnen, die nach dem Scheine urtheilen. Eigentlich sogenannte Tauschhandlungen kommen nur selten vor, vielmehr meist nur Käufe und Verkäufe. Bei diesen sieht man allzeit die Münze eine Rolle spielen, sie scheint mithin alles zu erzeugen und für alles da zu seyn. Jemehr Geld ein Mensch hat, desto reicher ist er: aus dieser unbestreitbaren Thatsache läßt sich ganz natürlich schließen, daß es zur Bereicherung eines Staates nur der Vermehrung seiner Geldmasse bedürfe. Allein wenn man eine Nation einem Einzelnen gleich stellt, so fällt man nicht selten in erhebliche Irrthümer. Der Einzelne, welcher täglich die Masse edlen Metalls, welche er besitzt, vermehrt, veranlaßt damit noch nicht ein Sinken des Werthes; ein Volk, welches die Masse seiner Münzstücke immerfort vermehrte, würde alle traurigen Folgen der Uebermäßigkeit empfinden. Ein Volk ist ein Aggregat von Einzelnen, deren Interessen und Gelüste sehr verschiedenartig sind. Ich würde eine Summe von zwanzig tausend Franken demselben Werthe in Waaren vorziehen. Wo sollte ich diese wohl lassen? das Geld wird mir in jedem Augenblicke das verschaffen, was mir gefallen möchte. Ein Kaufmann würde vielleicht die Waaren vorziehn. Ich würde, um die Waaren zu benutzen, sie zu verkaufen genöthigt seyn; er würde, um das Geld zu nutzen, eben Waaren dafür kaufen. Ich würde sie in meinen Händen sich verschlechtern und selbst zu Grunde gehen sehen; der Kaufmann würde einen höheren Werth aus ihnen heraus bringen, als die von mir gewählte Summe betrüge. Er kann nämlich, wenn er ins Ausland verkauft, vortheilhaft finden, sich in andern Erzeugnissen, als Münzstücken,

zahlen zu lassen. Ohne Zweifel nimmt er zuweilen Waaren an, obschon er Geld gewünscht hätte, und dies weil man nicht anders mit ihm handeln will, und er doch lieber verkauft, als seine Sendung zurücknimmt. Er sucht immer das zu thun, was ihm am nützlichsten, oder am wenigsten nachtheilig ist; und alle Anstrengungen der Regierung, ihn durch Verbote und Auflagen zu lenken, haben keinen andern Erfolg, als ihn zu einem unvortheilhaften Geschäft zu nöthigen, oder in die Unmöglichkeit zu versetzen, einen Verkauf zu Stande zu bringen.

Man sollte glauben, es sey ein ganz richtiger Schluß, wenn man sagt: „es giebt Gegenstände, welche sich bald verschleißen. Die Metalle sind fast ganz unverschleißbar. Wenn also Ein Land von dem andern vergängliche Gegenstände kauft, und sie in Geld bezahlt, so verarmt es, und das andere wird reicher." Allein das Land, welches Geld erhält, verwahrt es nicht. Das Geld fließt wieder ab; das Volk, das es für Stoffe empfing, giebt es vielleicht für Getränke wieder aus, die noch ungleich weniger dauerhaft sind.

Wenn man voraussetzte, die edlen Metalle seyen der Reichthum der Staaten, so mußte man auch für äußerst wichtig halten, den gesammten Betrag der im Auslande abgeschlossenen Verkäufe und Ankäufe zu berechnen. Verglich man diese beiden Zahlenreihen mit einander, so sah man oder glaubte zu sehen, welcher Rechnungsüberschuß zu zahlen oder zu empfangen bliebe. Dies ist es, was man die Handelsbilanz nannte, mittelst welcher man beurtheilen zu können vermeinte, ob ein Land reicher oder ärmer werde. Die Seichtigkeit dieser Vorstellung ist schon so einleuchtend nachgewiesen worden, daß ich mich bei einem solchen Gegenstande nicht lange aufhalten darf.

Die in England aufgestellten Berechnungen der Handelsbilanz sind immer, oder doch fast immer zum Vortheil dieses reichen Landes. Das Geld, welches diesem Lande zugeflossen ist, muß also eine ungeheure Masse bilden. Say hat die von den Engländern auf diese Art an sich gezogenen Summen, für die Zeit vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zu dem Papiergelde von 1798 aufgerechnet, und den ungeheuren Betrag von 347,000,000 Pfund Sterling herausbekommen. „Wenn man hierzu, sagt er, noch das Geld hinzurechnet, was zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England schon vorhanden war, so sollte man glauben, es müsse nahe an 400,000,000 besitzen. Wie kommt es nun aber, daß die aller übertriebendsten ministeriellen Schätzungen, in England nicht mehr haben herausbringen können, als 47,000,000, und dies zu einer Zeit, da es am meisten hatte *)?"

Die Trüglichkeit der aus der Handelsbilanz abgeleiteten Ergebnisse ist auf eine äußerst geistreiche Weise von Herrn von St. Chamans dargethan worden, in einer Rede, die mir gerade nicht zur Hand ist, daher ich fürchte, die schlagende Darstellung des Verfassers hier zu verfehlen. Man nehme an, sagt er, ein französischer Kaufmann führe ins Ausland über Meer eine Schiffsladung von 50,000 Franken aus; man nehme ferner an, daß ihm Verkauf und Wieder-Einkauf so glücklich einschlagen, daß er Waaren im Betrage von 200,000 Franken zurückbringt. Dies Geschäft ist glänzend. Indeß, zieht man die Handelsbilanz zu Rathe, so ergiebt sie in der Kolonne

*) Darstellung der politischen Oekonomie I. p. 245 (der Urschrift.)

der Ausfuhren 50,000 Franken, in der Kolonne der Einfuhren 200,000 Franken; sie beweist also, daß wir 150,000 Franken Verlust haben. Doch ein Ereigniß könnte diese Rechnung anders stellen. Wenn ein Sturm jene 200,000 Franken Waaren verschlänge, so würden sie in der Kolonne der Einfuhren gar nicht erscheinen, und die der Ausfuhren würde beweisen, daß wir 50,000 Franken gewonnen hätten.

Man begreift kaum, daß Staatsmänner die Aufstellungen der Handelsbilanz emsig studirt haben, um daraus wichtige Folgerungen über das Schicksal der Reiche zu ziehen. Es ist jedoch ein Grund mehr, zu hoffen, daß dereinst auch solche Irrthümer, welche noch gegenwärtig in Geltung sind, in das Lächerliche werden gezogen werden.

Zehntes Kapitel.

Von den Papieren, welche die Münze ersetzen.

Wie bewundernswürdig die Erfindung der Münze auch sey: die Menschen haben sie noch zu vervollkommnen gewußt, und Geheimnisse entdeckt zu noch größerer Erleichterung des Tauschverkehrs.

Die Münze gewährt gewissermaßen die Möglichkeit, die übrigen Erzeugnisse zu verführen, ohne daß sie ihre Stelle verändern. Wenn ich im Süden wohne und im Norden einen Acker Getreide-Landes besitze, so würde man mir ohne viel Last und Kosten meinen Antheil an der Ernte nicht überantworten können. Man verkauft ihn also im Norden, und sendet mir Geld, das ich im Süden wieder für Getreide austausche; auf diese Art ernte ich dann

bei mir selbst. Die Uebersendung der Münze, obzwar minder theuer, als die der Waaren, ist jedoch immer kostbar und kann überdies Verluste veranlassen. Um mir diese Unannehmlichkeit und diese Gefahren zu ersparen, setzt der Erwerber meines Getreides eine Schrift in gesetzlicher Form auf, in welcher er Jemanden in dem Lande, wo ich wohne, den Auftrag giebt, an dem oder dem Tage, an mich oder denjenigen, den ich bezeichnen würde, die Summe zu zahlen, die er selbst schuldig ist. Dieser Wechselbrief, welcher mir fast ohne alle Kosten zugeht, übermittelt das Geld, wie das Geld die Waare übermittelt.

Wenn man sich nur einen Augenblick die ungemeine Anzahl von Ankäufen vorstellt, welche Sendungen von gemünztem Gelde nothwendig machen würden, so kann man ermessen, wie viele Kosten das Papier, an der Stelle des Geldes, dem Gewerbfleiße erspart, wie sehr es die Lebendigkeit des Umlaufs erhöht.

Die Gewißheit, daß ein Wechsel zur bestimmten Zeit werde bezahlt werden, giebt ihm einen Werth, der dem des Geldes sehr nahe kommt. Man kann also die Zettel, die man bei seinen Verkäufen erhalten hat, bei seinen Ankäufen wieder in Zahlung geben. Diese Papiere sind nicht nur in den Städten eines und desselben Landes in Umlauf; sie werden beim Handel verschiedener Völker untereinander gebraucht, und gehen aus einer Halbkugel der Erde in die andere, ein sinnreiches Mittel die Tauschgeschäfte zu erleichtern und folglich zu vervielfältigen!

Die Anwendung der Zettel veranlaßt so viele Geschäfte, daß sie einen eignen Gewerbzweig hervorruft, mit welchem die Bankiers sich beschäftigen, d. h. wirkliche Kaufleute, deren Waaren nur Geld und Papier sind. Muß man den Belauf eines Zettels vor seiner Verfallszeit

erheben, so diskontiren ihn die Bankiers, d. h. sie zahlen, aber unter Einhaltung eines Abzugs. Von ihnen erhält man Wechsel auf die Handelsplätze, an welchen man zu zahlen hat. Das Papier gilt natürlich etwas weniger, als gemünztes Geld, weil man auf die Zahlung warten muß; jedoch sind, wenn der Handelsstand einer Stadt viel zu empfangen, und wenig zu zahlen hat, die Wechsel auf diese Stadt selten, und der Mitbewerb der Nachfragenden läßt sie oft über die Summen, die sie bezeichnen, hinaussteigen. Der Wechsel wird für diese Stadt über pari stehen; er würde unter pari stehen, wenn sie mehr zu zahlen, als zu empfangen, hätte; er steht al pari wenn die Schulden den Forderungen gleich kommen. Man sieht also, daß der Wechselkurs Schwankungen unterworfen ist.

Das Zahlungsgeschäft ist häufig verwickelt. Wenn London mehr an Paris zu zahlen hat, als Paris an London, die Franzosen dagegen zu Amsterdam schuldig sind, und die Engländer in Amsterdam zu fordern haben, so kann London mit holländischen Papieren zahlen, welche unsere Rechnung in Amsterdam tilgen.

Oeffentliche Anstalten, von Kapitalisten gegründet, bringen eine Art Papiermünze in Umlauf, welche bei vielen Geschäften das Geld ersetzen kann. Diese Anstalten, welche man Banken nennt, müssen hinreichende Summen, sey es in Gelde oder in Wechseln, bereit halten, um ihr Papier zu vertreten: allein da es fast unmöglich ist, daß die Auszahlung ihrer sämmtlichen Zettel in demselben Augenblick verlangt werden sollte, so geben sie deren für einen höheren Betrag aus, als in ihren Kassen bereit gehalten wird, und auf diese Art wenden sie sich erhebliche Vortheile zu.

Zwei Voraussetzungen sind unerläßlich, daß die Zettel der Bank das öffentliche Vertrauen gewinnen. Man muß sie beliebig ablehnen dürfen, und wenn man sie angenommen hat, gewiß seyn, sie nach Belieben und kostenfrei gegen Geld umsetzen zu können.

Die Banken gewähren dem Gewerbfleiß Vortheile; sie erleichtern den Umsatz, diskontiren dem Handelstand seine Papiere und machen ihm Vorschüsse. Smith behauptet, erst seit der Errichtung der Banken zu Glasgow und Edimburg habe der schottische Handel eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Ohne dieser Thatsache zu widersprechen, darf ich wohl annehmen, daß für die Entwickelung des Gewerbfleißes in Schottland, als die Banken gegründet wurden, bereits alles vorbereitet war. Dergleichen Anstalten können den Handel zwar in seinem Flor unterstützen, ihm diesen Flor aber nicht verleihen.

Den Vortheilen, welche die Banken gewähren, reihen sich doch auch einige Bedenklichkeiten an. Der Fonds, welcher zur Sicherung der Zettel dient, kann durch unglückliche Wagnisse, durch erzwungene oder unvorsichtige Darlehne gemindert werden. Möglich auch, daß man die Zettel übermäßig vervielfältigt, und daß das Geld, weil es an Gelegenheit zu seiner Verwendung fehlt, immer wieder zurück-, oder in das Ausland abfließt. Wenn alsdann irgend ein Umstand zu der Bank eine Menge ihrer Zettel zurückführt, so zeigt sich eine Verlegenheit, und die Aushülfe ist schwer zu finden. Den Aufschub der Zahlungen gestatten, heißt dem Betruge noch den Beistand der Gewalt gewähren.

Ich sehe keinen einzigen Grund ein, die Anzahl der Banken zu beschränken; dagegen ist es Recht, daß man nicht jedem Einzelnen die Freiheit läßt, deren zu errichten. England kennt die Gefahren der entgegengesetzten Ansicht aus

Erfahrung. Eine Beschäftigungsart, welche Münzzeichen ausstellt, setzt, ehe man sie in Ausübung bringen darf, Gewährleistungen für die Ehrlichkeit und Zahlungsfähigkeit voraus. Ich glaube auch, daß die Regierung im öffentlichen Interesse sich Gewißheit darüber verschaffen müsse, daß die Fonds unangetastet bleiben und die Zettel die bestimmte Anzahl nicht überschreiten. Nähere Verbindungen der Regierungen und der Banken sind jedoch schon an und für sich nicht gefahrlos. Selten widersteht die öffentliche Gewalt der Versuchung, Anleihen zu machen; und nur zu oft sah man sie die Willfährigkeiten einer Bank dadurch vergelten, daß sie ihr einen Aufschub der Zahlungen gestattete, oder ihren Zetteln einen Zwangskurs beilegte. Diese Gefahren sind drohend und die ärgsten, wenn die öffentliche Gewalt unbeschränkt ist; aber auch wenn sie beschränkt ist, verschwinden sie nicht alle. Man wird niemals das anstößige Beispiel vergessen, welches das englische Parlament gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab. Wir wollen indeß doch die Gewährleistungen, welche aus der Regierungsform zu gewinnen sind, nicht verschmähen. Ehe man erklären darf, daß Zettel, welche im Preise gewichen sind, pari stehen sollen, verlangt ein Parlament schon europäische Krisen; bei einem Despoten bedarf es dazu nur einer Laune.

Die Papiermünze, welche die Regierungen, wenn ihre Finanznoth den höchsten Grad erreicht hat, ausgeben, sind nicht einmal eine Erfindung des Scharfsinns. Sie sind eine Nachahmung der Bankzettel, jedoch ohne deren Gewährleistungen. Eine Regierung, welche zu diesem heillosen Palliativ ihre Zuflucht nimmt, hat nicht die Mittel öffentliches Vertrauen zu erwecken. Sie befindet sich in der Nothwendigkeit, ihrer Papiermünze einen gezwungenen Kurs

beizulegen; denn wenn man sie ausschlagen dürfte, würde Niemand sie haben wollen. Sie kann keinen Umtausch in offenen Geschäftsstuben anbieten, denn wenn sie reich genug wäre, allen Anforderungen zu entsprechen, so würde sie der Zettel nicht bedürfen. Sie verspricht die Auszahlung, denn der Gebrauch will es so; allein diese nur verheißene Auszahlung verführt nur Wenige. Eine Papiermünze ausgeben, heißt, bei der Unmöglichkeit der Erhebung einer neuen Steuer, die elendeste aller Abgaben einfordern; heißt eine ungeheure Plünderung verüben, weil man eine Anleihe nicht machen kann. Die Regierung betrügt ihre Gläubiger, und autorisirt den Einzelnen, um ihn zu entschädigen, die seinigen ebenfalls zu betrügen. Ein durchaus mäßiges Ausgeben von Papiergeld würde das Sinken desselben verzögern; da man aber ein solches Hülfsmittel nur in Zeiten öffentlichen Ungemachs ergreift, so hat man es auch nicht in seiner Gewalt, sondern wird von demselben fortgerissen, und der Mißkredit steigert täglich die Verfertigung. Nichts destoweniger ruft diese mißliche, verderbliche, unsittliche Zuflucht für einige Augenblicke allen Anschein von Wohlstand hervor. Eine Papiermünze hat Aehnlichkeit mit einem Feuerwerk, welches aufblitzt, blendet und hiernächst die Finsterniß nur noch größer macht. So lange die öffentliche Gewalt den Werth ihrer Zettel, durch Zwang oder List, aufrecht erhalten kann, und selbst während der kurzen Zwischenzeit, da sie den ursprünglichen Werth derselben durch Vermehrung der Zettel ergänzen kann, bedarf es ungeheurer Anstrengungen, welche dem Publikum nichts zu kosten scheinen. Diese Flut von Papieren erzeugt unter den Bewohnern des Staates eine wahre Wuth, sich zu bereichern und wieder zu verschwenden. Jedermann kauft, verkauft, handelt. Dies ganz

neue Bedürfniß wächst noch mit der Herabsetzung der Zettel: Morgen werden sie gar nichts gelten, in wenig Tagen werden sie werthlos seyn, mithin muß man sie nur gleich ausgeben, und wäre es auch zu den verrücktesten Ausgaben. Dies sind wahre Saturnalien, deren Taumel erst mit dem Tage des öffentlichen Bankerots sich endigt. Man kam dahin, 10- und 30,000 Franken für Gegenstände auszugeben, die 5 oder 6 Franken Werth waren; man endigte damit, sie zu gar keinem Preise mehr ausgeben zu können. Der Mann, der sich für einen Millionair hielt, hatte für wenig Centimen Papiere in der Hand. Der Staat schien nur von Leuten ohne alle Mittel bewohnt, Jeder beklagte sich über sein Elend, und das Mißtrauen des Andern. Die Zettel verschwinden, das Geld erscheint nicht wieder, die Beklemmung der Regierung und der Einzelnen erreicht den äußersten Grad. Alles wäre verloren, wenn nicht die Natur es übernähme, unsere Mißgriffe wieder gut zu machen. Die Quelle ihrer Wohlthaten ist noch nicht versiegt; es bleibt den Menschen ihr Boden, ein Theil ihrer Kapitalien, ihre Einsicht und ihre Thätigkeit. In ganz kurzem Zeitverlauf sieht man sie ihre Reichthümer wiedergewinnen; allein es giebt andere Güter, welche erst später zurück zu gewinnen sind. Die Karaktere, die in der Schule des Betrugs, der Agiotage und des Diebstahls abgewelkt sind, gewinnen nur schwer die edlen Gewöhnungen des Vertrauens, der Uneigennützigkeit, der Redlichkeit wieder, die für das Glück der Einzelnen wie der Völker nothwendig sind.

Eilftes Kapitel.

Von den nothwendigen Aufmunterungen für den Gewerbfleiß.

Ich konnte von meinen Betrachtungen über die Münze einige auf die Papiere, die sie ersetzen, sich beziehende Wahrnehmungen nicht sondern; wir kehren aber nun zu der Einwirkung der Regierung auf den Gewerbfleiß zurück. Wir haben gesehn, wie viele Hindernisse man durch belästigende Maaßnahmen dem Gewerbfleiße entgegenstellt. Nächst der fiskalischen Habgier giebt es nichts so verderbliches, als jene kindische Selbstgefälligkeit von Leuten in hohen Aemtern aber mit niedrigen Ansichten, welche sich in alle Angelegenheiten mischen wollen, gleichsam um zu zeigen, daß sie etwas zu sagen haben. An untergeordneten Beamten begreife ich eine klatschige und eitle Geschäftigkeit noch wohl; aber ihre Obern sollten davor durch eine gewisse Höhe der Gedanken geschützt seyn. Wenn die Regierungen sich auf die wahrhaften Mittel, die Künste aufzumuntern, beschränkten, so würde sich ihre Aufgabe nicht, wie man es oft behauptet hat, auf nichts zurückführen lassen. Die Beamten würden, anstatt sich gewissermaßen zu Hauptgeschäftsträgern des Handelsstandes umbilden zu lassen, vielmehr als Männer thätig seyn, die berufen sind, das Schicksal ihres Gleichen zu verbessern.

Um den Gewerbfleiß aufzumuntern, muß man Belehrung verbreiten, die Freiheit der Arbeit sichern, alle Arten von Eigenthum achten und achten lassen, die Ruhe im Innern sichern, nach Außen hin freundliche Beziehungen unterhalten *), neue anknüpfen, die Verbindungsmittel

*) Ein Friede, der plötzlich einem langen Kriege folgt, kann eine Handelskrisis herbeiführen. Dies hat man neuerlich an Eng-

vervielfältigen, und die unternehmenden Leute auszeichnen, welche durch die Vollkommenheit oder die Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse sich hervorthun.

Dies sind die Mittel, die eine aufgeklärte Regierung anwenden darf; und wenn sie erst in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anwendung gekommen wären, so würde man sehr bald unsere angeblichen Aufmunterungen für unnütz oder gefährlich erachten. Aber, auch zugegeben, daß diese wirksam seyen; was sind doch diese kleinen nur auf einige Manufakturen wirkenden Mittel gegen die großen Hülfen zur Belebung des Gewerbfleißes eines ganzen Volkes?

Eine besondere Gunst, die man diesem oder jenem Gewerbzweige oder diesem oder jenem Einzelnen gewährt, ist nur alsdann wahrhaft nützlich, wenn sie allen zur Belehrung dient, und keines Einzigen Freiheit beeinträchtigt. Chaptal überzeugte sich während seines Ministerii, daß die Engländer durch Hülfe neuer Erfindungen nahe daran waren, uns in der Tuchbereitung zu überholen; er berief den Mechaniker Douglas nach Frankreich, und verbreitete dadurch die Bekanntschaft mit den Verfahrensarten, die für uns nothwendig geworden waren. So handeln, heißt mehr als einen Fabrikationszweig aufmuntern, es heißt ihn vervollkommnen und zum Muster hinstellen. Alle Gewerbtreibende waren im Stande, zu erkennen, welche Erfolge man durch geistreiche Verfahrensarten in den Künsten erlangt.

Eine einzelne Aufmunterung gereicht in der Regel

land und den Vereinigten Staaten gesehn; allein die Thatsachen dieser Art beweisen nichts gegen die unschätzbaren Wohlthaten des Friedens; sie beweisen nur daß der Handel bei jedem plötzlichem Wechsel leidet, welcher zur Aufsuchung neuer Wege, zur Beschäftigung der Kapitalien nöthigt.

einem Gewerbzweige nur auf Kosten mehrerer Anderen zum Vortheile, und nur zu oft ist sie die Belohnung für Ränke der Kaufleute und die Bestechung der Beamten.

Das gewöhnlichste Aufmunterungsmittel besteht in Prämien, die entweder der Hervorbringung, oder der Ausfuhr, oder aber der Einfuhr gewisser Waaren ausgesetzt werden. Es ist möglich, daß, so lange die Künste noch in der Kindheit sind, eine einzelne Beihülfe einen durchgreifenden Einfluß äußert, weil sie den Scharfsinn weckt. Allein später kann die Anwendung dieses Mittels die entgegengesetzte Wirkung äußern. Man entmuthigt den Unternehmer, welchem man Beihülfen versagt, die man Andern gewährt, und Alle kann man doch nicht aus dem öffentlichen Schatze schöpfen lassen. Ueberdies ist es sehr bedenklich, die gewerbfleißige Klasse zu der Voraussetzung zu verleiten, als bedürfe es zu ihrem Gedeihen des Beistandes der Regierung: die Menschen müssen auf ihre eignen Kräfte vertrauen; sie mögen sich überzeugt halten, daß Einsicht und Wirthschaftlichkeit, Thätigkeit und Verbindungen alle Schwierigkeiten besiegen. Alsdann sind die Unternehmungen zahlreich, sie gewinnen Fortgang und Blüthe, unabhängig von dem Wechsel der Minister und der Ansichten in den Ministerien.

Wenn dieses oder jenes Geschäft nur mit Verlust gemacht werden kann, so ist es ein großer Fehler, Leute zu seiner Unternehmung zu bestimmen, indem man sie durch Prämien dazu anreizt. Fleißige Leute würden von ihren Kapitalien einen gewinnreicheren Gebrauch gemacht haben, der dem Staate nichts gekostet hätte. Statt dessen drängt man sie in eine weniger vortheilhafte Richtung, als in welche ihr gesunder Sinn sie schon von selbst geleitet hätte.

Wenn Fabrikanten ihre Waaren verkaufen können,

und man sie mit einer Prämie beschenkt, so erhöht die Letztere ihre Vortheile: und doch ist befremdlich, daß man sie dafür bezahlen sollte, daß sie ein gewinnbringendes Gewerbe fortsetzen. Hat man das Recht, auf diese Art über das Geld des Publikums zu verfügen? Heißt dies nicht, was so oft wirklich vorkommt, von armen Leuten eine Steuer erheben, und sie Reichen geben? Wenn der Manufakturinhaber seine Preise um den ganzen Werth des Geschenkes, welches er erhält, herabsetzt, so wird die Auflage nicht weiter zu seinem Vortheil erhoben, und kommt den Konsumenten zu Gute. Alsdann übertragen wir einen Theil der Kosten, welche die Letzteren zu bezahlen gehabt haben würden, um sich die Gegenstände zu verschaffen, die ihnen gefallen: und offenbar kann nichts ungerechter seyn. Wenn die Prämie auf die Ausfuhr gesetzt ist, so ist sie ein wahres Geschenk, das man auf unsere Kosten fremden Konsumenten macht; und wenn die Waaren, welche auf diese Art begünstigt werden, im Einlande im Preise steigen, weil ihre Ausfuhr sich erhöht, so ist diese Vertheuerung eine zweite Auflage, die auf uns lastet.

Endlich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Förderungsmittel der älteren staatswirthschaftlichen Lehre die Wirksamkeit verloren haben, welche sie früher haben konnten. Wenn man die Ausfuhr einer Waare durch Prämien befördert, so hindert nichts den Nachbarstaat, die Einfuhr dieser Waare seinerseits mit einer Abgabe zu belasten, die jener Prämie gleich kommt. Die Lage des Handels wird also dieselbe bleiben, und die Auflage, die wir entrichtet gehabt, würde in die Kasse einer fremden Regierung geflossen seyn.

Die Belohnungen, die man denjenigen gewährt, die

die verschiedenartigen Fabrikationszweige vervollkommnen, müssen hauptsächlich in der Veröffentlichung der Namen ausgezeichneter Fabrikanten bestehen: sie kosten weniger, als Prämien, und sind vortheilhafter. Die Belohnungen regen zur Nacheiferung auf; eine Prämie hat nichts, was der Eigenliebe schmeichelt, sie zeigt vielmehr an, daß das Gewerbe, noch ohnmächtig, ohne Unterstützung nicht bestehen kann. Die Belohnungen werden der Einsicht, der Thätigkeit zuerkannt: die Prämien haben gar oft die Unwissenheit und die Trägheit begünstigt. Wenn man Leuten einen Vortheil sichert, so mäßigt man ihre Anstrengungen: man suche also wenigstens diese verderbliche Wirkung zu schwächen, indem man auf den Zeitpunkt hinweist, da die Beihülfen nicht weiter zugestanden werden sollen.

Die Geschenke, welche die Regierung den Manufakturinhabern, die sich in Verlegenheit befinden, macht, erzeugen nur eine specielle Wohlthat, und veranlassen ein allgemeines Uebel, wenn sie dazu beitragen, die Unternehmer nur noch wäghalsiger zu machen. Ich will indeß nicht behaupten, daß diese Geschenke allzeit ohne Nutzen seyen; sie können sogar nöthig werden, um Unglücksfällen vorzubeugen, und solche Manufakturen und ihre zahlreichen Arbeiter zu retten. Wenn man von Verwaltung spricht, so muß zu einer großen Menge von Sätzen die Beschränkung „im Allgemeinen" hinzugedacht werden. Es ist eine Wahrheit, die Say in seinen Schriften sehr häufig wiederholt hat, daß es in der politischen Oekonomie nichts Absolutes giebt. Man wolle nur diese Idee des Verfassers nicht mißverstehn. Offenbar giebt es in der politischen Oekonomie unveränderliche Grundsätze, welche eine strenge Beweisführung gestatten; allein wenn man sie ins

Leben treten lassen will, so begegnet man häufig Schwierigkeiten, deren größter Theil in falschen Maaßnahmen beruht, welche die Regierungen aus Unbekanntschaft mit jenen Grundsätzen getroffen haben. Es ist also nicht die Wissenschaft, was dem Wechsel unterworfen ist und nichts Absolutes hat; sondern es sind dies nur ihre Anwendungen.

Drittes

Drittes Buch.

Von der Vertheilung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.

Vom Einkommen.

Das Einkommen ist derjenige Theil des Erzeugnisses, den Jemand im Laufe des Jahres von seiner Arbeit oder dafür erhält, daß er Andern die Mittel zur Arbeit, die er besitzt, mieths- oder pachtweise überläßt.

Man giebt dem Einkommen, je nach der Quelle, aus der es fließt, verschiedene Namen. Man nennt es Rente, wenn es aus einem Besitzthum herrührt, z. B. aus einem Landgute oder aus einer auf Zinsen ausgeliehenen Summe Geldes; Gewinnst, wenn es aus den Vortheilen besteht, welche aus einem Gewerbsunternehmen fließen; Lohn, wenn es der Preis ist für die Arbeit der Werkleute.

Das Einkommen, welches man Lohn nennt, heißt, wenn die Resultate der Arbeit materiell sind: Verdienst (appointemens); wenn sie immateriell sind: Besoldung (emolumens). Wenn die öffentlichen Beamten zu hoch bezahlt sind, so ist in Absicht ihrer die Vertheilung der Reichthümer fehlerhaft. Noch viel schlimmer aber ist es, wenn man die arbeitsamen Leute steuern läßt, um Leute, die nichts thun oder gar Schaden anrichten, zu bereichern.

Die Renten, die Gewinnste, die Lohne, gehören hauptsächlich zu den Gegenständen der politischen Oekonomie. Jede

Gattung von Einkommen ist ein Theil der Erzeugnisse der Gesellschaft: wenn dieser Theil weder so geringe ist, daß diejenigen, welche davon leben, in Kümmerlichkeit bestehen, noch so beträchtlich, daß er zum Nachtheil der Uebrigen erhöht ist, so ist die Vertheilung der Reichthümer angemessen.

Zweites Kapitel.

Von der Grundrente.

Die Ländereien gewähren den Eigenthümern eine Rente, den Pachtern Gewinnste, und den Feldarbeitern Lohne. Eine Familie, welche ihre eignen Felder anbaut, bezieht alle drei Gattungen von Einkommen.

Die Bewirthschaftung der Ländereien ist in vielfacher Beziehung das wichtigste aller Gewerbe: sie bringt die Nahrungsmittel und die Urstoffe hervor; sie beschäftigt den größten Theil der Bevölkerung; sie hat auf die körperlichen Kräfte des Menschen einen wohlthätigen Einfluß und ruft einen Wohlstand hervor, welcher nicht so sehr, als derjenige, dessen Quelle in den Werkstätten und im Handel liegt, Rückwirkungen blosgestellt ist. Der Gewerbzweig, welcher so viele Vortheile in sich vereinigt, ist gleichwohl der mindest einträgliche.

Es giebt zwei Arten, ein Kapital im Landbaugewerbe anzulegen. Die Eigenthümer haben Ländereien und Gebäude; die Pächter Arbeitswerkzeuge und dergleichen. Die Ursachen, welche die eine und die andere Weise der Kapitalanlegung wenig gewinnbringend machen, werden sich leicht feststellen lassen.

Der Boden ist seiner Ausdehnung nach beschränkt,

und bei dem Erwerbe von Ländereien der Mitbewerb groß. Man liebt die Sicherheit einer solchen Anlage, sie wiegt die geringen Interessen auf: denn die Sicherheit ist ein großes Gut. Auch noch andere Vortheile verknüpfen sich dieser Art von Besitzthum: sie verleiht in mehreren Ländern gewisse Vorrechte, und überall haben die reichen Grundbesitzer eine Muße, welche ihnen gestattet, sich öffentlichen Aemtern zu widmen und Einfluß zu gewinnen. Eine Masse Anderer sieht, ohne ihre Wünsche so hoch zu tragen, sehnlich dem Augenblicke entgegen, ein kleines Eigenthum zu erwerben. Der Arme sieht seinen Acker als eine große Hülfsquelle an; er setzt seine Eigenliebe darin, ihn zu besitzen; auf seinem Fleckchen Land ist er zu Hause. Endlich verbinden sich den Ideen von Feld und Dorf auch noch die Ideen von Frieden und Glück; viele Personen stellen sich das Land als einen süßen Rückzug vor, und wollen es wenigstens vorübergehend einmal beziehen. Die zu verkaufenden Land-Güter sind fast niemals werth, was für sie gefordert wird; folglich sind sie theuer, und aus einem Kapital, das man an ihre Erwerbung setzt, kann man nur geringe Zinsen beziehen.

Die Leute, welche Pächter werden können, sind ungleich zahlreicher, als die Grundeigenthümer; die Letzteren, begünstigt durch die Konkurenz, haben in ihrer Gewalt, die Renten auf Kosten der Gewinnste zu steigern. Indessen ziehen die Bauern doch vor, die Arbeiten, an die sie gewöhnt sind, lieber fortzusetzen, als Unternehmungen zu versuchen, welche zwar mehr eintragen, jedoch auch gewagter sind, und für welche sie nicht die nothwendigen Kenntnisse haben. Auch für sie giebt es also Beweggründe der Sicherheit, welche die Geringfügigkeit ihrer Gewinnste wieder aufwiegen.

Ricardo verdeutlicht auf eine geistreiche Weise den Ursprung der Pachtrente *). In einem noch unangebauten Lande, sagt er, eignen sich die ersten Erwerber, die fruchtbarsten und am günstigsten belegenen Ländereien zu. Wenn der Boden eine Ausdehnung ohne Gränzen hätte, und überall eine gleichmäßige Fruchtbarkeit und ebenmäßig leichten Absatz darböte, so würden Alle, welche auch später noch Ländereien begehrten, fortfahren, sich ihrer zu bemächtigen, und kein Mensch würde für einen Andern den Acker bauen wollen. Dem ist aber nicht also. Wenn die bessern Ländereien in Besitz genommen und nur noch geringere Gattungen übrig sind, so kann ein neuer Ankömmling es für vortheilhafter halten, ausgezeichnete Ländereien in Pacht zu nehmen, als mittelmäßige urbar zu machen; er wird weniger Mühe und mehr Gewinn haben: er entschließt sich also, für einen Eigenthümer zu arbeiten. Diese Ansicht über den Ursprung der Pacht ist sehr anschaulich; allein ich sehe nur geringen Nutzen davon ein, solchergestalt zu den ersten Tagen der Aneignung der Ländereien zurückzugehen; es ist ausreichend, auf das zu sehen, was unter unseren Augen vorgeht. Man begreift sehr leicht, daß Jemand, der eine Maschine besitzt und sie nicht selbst brauchen will, Jemanden finde, der ihm jährlich eine Summe Geldes giebt, um dafür das Recht zu erlangen, sich ihrer zu bedienen und daraus einen Gewinnst zu ziehen. Das Land ist auch eine Maschine; das, was es vor Andern auszeichnet, besteht darin, daß es eine höhere Natur hat, als diejenigen, welche das Kunstgenie erfindet; es trägt in sich selbst eine schaffende Kraft, die wir nur

*) Grundsätze der politischen Oekonomie I. p. 68 der franz. Uebersetzung. (Urschrift p. 52 und deutsche Uebersetzung p. 51.)

erhöhen und leiten dürfen. Der Eigenthümer eines Feldes kann also diese Maschine, welche ihm gehört, und deren ein Anderer sich zum großen Vortheile Beider bedienen will, verpachten. Viele Eigenthümer finden es genehm, ihre Güter zu verpachten, und sich entweder der Muße, oder angenehmern und gewinnreichern Beschäftigungen zu überlassen, als den von ihnen aufgegebenen. Bauern, welche nur Tagelöhner wären, wenn die Eigenthümer selbst wirthschafteten, sehen auf diese Art ihre Lage auch verbessert; sie werden Unternehmer; an die Stelle des Lohnes, von dem sie lebten, treten Gewinnste, und ihre Stellung wird freier und glücklicher. Auf diese Weise besteht die Pacht zum gemeinschaftlichen Besten zweier zahlreichen Klassen.

Die Beschaffenheit der Ländereien hat auf die Höhe der Rente und des Gewinnstes nicht den Einfluß, den man ihr bei einer oberflächlichen Betrachtungsweise zugestehen möchte. Man bezahlt die Ländereien wegen ihres Erzeugnisses; wenn die Rente beträchtlich ist, so war der Kaufpreis es auch. Ein vortreffliches Grundstück, welches durch den Mitbewerb der Käufer bedeutend in die Höhe getrieben wird, wird nach Verhältniß eine geringere Rente abwerfen, als ein schlechtes, zu welchem nur ein einziger Bewerber sich meldete. Der Gewinnsatz hängt eben so wenig von der Beschaffenheit des Bodens ab, weil sie auf den Betrag der Rente einwirkt, welche der Pächter zahlen muß.

Das, was zuerst den Gewinnst und sodann die Rente erhöht, ist die gute Cultur. Ein fleißiger, umsichtiger und vermögender Pächter, der seine Ländereien fruchtbringender macht, sieht auch seine Gewinnste steigen. Wenn die Pacht zu Ende ist, so gereichen die Ameliora-

tionen dem Eigenthümer zum Vortheile; sie gehören ihm und gestatten ihm, die Rente zu erhöhen.

Es würde eine Ungerechtigkeit seyn, Ameliorationen sich zuzueignen, bevor der Pächter den Fruchtgenuß seiner Auslagen gehabt. Da er beim Ablauf der Pacht diese Ungerechtigkeit nicht würde abwenden können, so kommt er ihr dadurch zuvor, daß er keine andere Vorschüsse macht, als er noch zu genießen sicher ist. Auf diese Weise ist, wenn die Dauer der Pachtungen kurz ist, die gute Wirthschaft unmöglich. In den Zeiten der Unwissenheit verpachten die Eigenthümer nur auf wenig Jahre und erleichtern die Wiederaufhebung der Pachtungen: sie vermeinen, mehr Herren ihrer Güter zu bleiben; allein sie verstehen sich so wenig auf ihr eignes Interesse, als auf das der Gesellschaft.

Ein Eigenthümer soll nicht nur auf lange Zeit verpachten, sondern er soll auch noch vermeiden, allzu hoch zu verpachten, damit Ameliorationen möglich bleiben. Auf diese Art zu Werke gehen, heißt an seine Kinder und selbst an sich denken, weil es die Zahlung der Rente sichert. Ich habe fast immer fern von meinen Besitzungen gelebt; inzwischen habe ich regelmäßiger Zahlung erhalten, als viele Andere, weil ich immer nur mit anständigen Leuten und zu billigen Preisen habe abschließen mögen.

Der Eigenthümer, welcher eine Pachtung erneuert, sucht einen großen Theil der Erhöhung des Gewinnstes auf die Rente zu übertragen. Die Fortschritte der Kultur tragen jedoch auf eine dauernde Weise zur Erhöhung des Gewinnstes eben sowohl bei, als zu der der Rente. In einem reichen und aufgeklärten Lande weiß der Pachter seine Rechte schon geltend zu machen; er will wohl genährt und wohl gekleidet seyn, und läßt sich das gewähren, was seine Bedürfnisse verlangen. Sodann weiß auch bei diesem Zustande der Gesellschaft der Eigenthümer, daß ein Theil der Einnahmen, auf die er verzichtet, auf neue Ameliorationen verwendet wird; und man kann sogar sagen, daß ein Billigkeitsgefühl ihn abhält, seine Stellung zu mißbrauchen. Die Rente der Ländereien ist gestiegen und doch hat sie an dem Erzeugnisse einen geringeren Antheil als früher; die Gewinnste der Pachter sind mithin erhöht worden: die beiden Klassen haben ihr Loos mit der Entwickelung des landwirthschaftlichen Gewerbes sich verbessern sehen.

Ich rede von einem in der Civilisation vorgerückten Zustande; es bedarf langer Zeit, um zu dieser Stufe von Freiheit und Wohlstand zu gelangen. Die Reichthümer sind, je nach den äußern Lebensverhältnissen der Menschen, welche den Ackerbau treiben, sehr verschiedenartig vertheilt.

Die alten Völker verwendeten zu dem Ackerbau Sklaven; und auch noch sieht Europa nicht alle seine Söhne frei über sich selbst und die Früchte ihres Fleißes verfügen. Es giebt einen Zustand der Gesellschaft, da man sagen kann, die Reichthümer sind nicht vertheilt: die Einen haben alles, die Andern nichts. Menschen sind alsdann Vermögenstheile anderer Menschen; sie sind lebendige Kapitalien, geduldige Maschinen. Die Humanität, die Religion erheben sich gegen solche sträfliche Herabwürdigung; wohlverstandenes Interesse kommt ihnen zu Hülfe. Wie schrecklich auch die Wirkung sey, welche die körperlichen Züchtigungen und die Leibesstrafen auf vernünftige Wesen äußern, so läßt sich nicht verkennen, daß der in ihnen liegende verhängnißvolle Antrieb weniger kräftig sey, den Menschen zur Arbeit geschickt zu machen, als die Gewißheit oder die Aussicht, in Frieden die Früchte der Arbeit

zu genießen. Man sucht also und findet auch verschiedene Mittel, einen Schatten von Eigenthum dem Bauern zu verleihen, der sich selbst nicht angehört. Ich habe nicht den Muth, bei diesem beklagenswerthen Gegenstande lange genug zu verweilen, um die feinen Unterschiede anzudeuten, welche unter den verschiedenen Arten von Sklaven, und zwischen diesen und den Leibeignen, deren Zustand nicht minder ungleichförmig ist, vorwalten. Ich verweise auf das in Rußland von Storch verfaßte Werk. Man wird dort wichtige Thatsachen finden und Einzelnheiten kennen lernen über die Erhöhung des Reichthums, die man in mehreren Staaten durch Freilassung der Bauern erzielt hat *).

Um in einer Gegend Pachter zu finden, genügt es nicht, daß sie frei sey. Wenn sie arm ist, so giebt es in ihr nur Halbpächter, d. h. Landleute ohne Kapitalien, welche ihren geringen Gewerbfleiß auf Güter verwenden, deren Eigenthümer alle Bewirthschaftungsmittel selbst darreichen. Der Halbpächter ist bei dem Fortschritt der Landwirthschaft betheiligt, er wirthschaftet für die Hälfte der Früchte, oder zahlt auch wohl eine mäßige Rente; allein er erhält nur selten von dem Eigenthümer die Vorschüsse, welche zu großen Ameliorationen erforderlich sind; übrigens ist seine Einsicht wenig entwickelt; er hat nichts gelernt und vegetirt im Elende. In Frankreich bewirthschafteten vor der Revolution die Halbpächter mehr als die Hälfte der Ländereien (ungefähr $\frac{4}{7}$.)

Thätigere und wirthschaftlichere Landwirthe erwerben sich Kapitalien, pachten sodann Ländereien, und schaffen

*) Lehrgebäude der politischen Oekonomie Theil III. Abtheilung I. Buch 8. Abtheilung II. Buch II. der Urschrift.

sich die Werkzeuge und die verschiedenen Gegenstände an, welche ein ländliches Wirthschafts-System erfordert: dies sind die Pachter; Leute, die im Stande sind, bedeutende Ameliorationen zu unternehmen. Erst wenn der Ackerbau in ihren Händen ist, werden die meisten Ackererzeugnisse dargestellt und am besten vertheilt.

Wenn die Eigenthümer selbst wirthschafteten, so wäre dabei ohne Zweifel ein Gewinn, weil die Rente und der Gewinnst alsdann der nehmlichen Person zufallen würden, und größere Kapitalien auf wirthschaftliche Ameliorationen verwendet werden könnten. Indeß dürfte ein solcher Wechsel in dem Zustande der Eigenthümer weder möglich, noch wünschenswerth seyn. Bei den Gegenständen, welche uns hier beschäftigen, muß man Anstand nehmen, sich seiner Einbildung zu überlassen. Der Abstand zwischen dem arbeitsamen und oft peinlichen Leben der Bauern, und dem müßigen, mitunter selbst ausschweifenden Leben einer beschränkten Anzahl Eigenthümer, hat in grämlichen Gemüthern eine Masse von Faseleien hervorgerufen. In bewegten Zeiten sind wahnwitzige Aufruhrstifter so weit gegangen, den Wunsch auszusprechen, daß der Besitz der Ländereien auf die Ackerwirthe übergehe, welche, wie sie die Last aller Arbeiten tragen, auch die Vortheile davon genießen müßten.

Ohne bei dergleichen Thorheiten sich aufzuhalten, läßt sich doch fragen, ob nicht die Bauern, wenn die Güter auf sie übergingen, zugleich auch in die Lebensweise der vorigen Besitzer verfallen würden. Offenbar würden auch sie es bequem finden, die Ländereien, deren Rente ausreichte, um sich eine angenehme Existenz zu verschaffen, durch Andere bewirthschaften zu lassen. Die gesellschaftliche Verfassung würde bald dieselbe werden, die sie früher

war; mit Vorbehalt der schrecklichen Rückerinnerung an eine weit verzweigte Besitzstörung. Wenn man die neuen Eigenthümer zwänge, Landwirthe zu bleiben, so würde man sie wenigstens nicht nöthigen können, mit Thätigkeit zu arbeiten. Die Mehrzahl würde sich darauf beschränken, für ihren Bedarf die fruchtreichen Ländereien, deren Bewirthschaftung die wenigsten Mühen und Auslagen kostet, zu bebauen: und eine schreckliche Verminderung der Ackererzeugnisse würde die Folge seyn. Angenommen aber auch gegen allen vernünftigen Grund, daß die Thätigkeit nicht nachlasse: so würde man doch, wenn alle Menschen sich materiellen Arbeiten widmeten, den Bildungszustand sinken sehen. Und was würde aus der Gesellschaft werden, welche der immateriellen Erzeugnisse sich entledigte? Die politische Oekonomie gewährt einen doppelten Vortheil: sie giebt die Mittel an die Hand, unseren Zustand wirklich zu verbessern; und sichert uns vor den Träumen der Unsinnigen, welche die gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf stellen, um sie von Grund aus zu verbessern.

Drittes Kapitel.

Von der Rente des Geldes.

Eine einzige Betrachtung genügt, die so oft bestrittene Frage über die Rechtmäßigkeit des Zins-Anleihens aufzuklären. Das Geld, hat man gesagt, bringt nichts hervor; folglich darf auch das Geld-Darlehn nichts einbringen. Allein man entlehnt eine Summe nicht um ihrer selbst willen, da man sie nicht aufbewahrt; das, was man wirklich entnimmt, sind die verschiedenen Gegenstände, gegen

welche man sie auszutauschen sich beeilt. Wenn ein gewerbsamer Mensch eine Unternehmung machen will, und die nöthigen Vorschüsse nicht hat, so verschafft er sich dieselben durch ein Anleihen, mit welchem er Anlagen ausführen läßt, Maschinen kauft u. s. w. Nur die Miethe für diese Arbeitswerkzeuge zahlt er, indem er dem Darleiher einen Zins giebt, da er von ihm die Mittel erhielt, seine Unternehmung und sein Glück zu begründen.

Es giebt in der Gesellschaft Geldeigenthümer eben so gut, wie Grundbesitzer. Die Einen, wie die Andern, haben ihre verschiedenen Besitzthümer aus denselben Quellen bezogen; sie verdanken sie entweder ihren Arbeiten und Ersparnissen, oder den Arbeiten und Ersparnissen ihrer Väter. Die Einen und die Anderen können, um sich ein Einkommen zu verschaffen, ihre Besitzthümer selbst anwenden, oder auch den Gebrauch derselben anderen unternehmungslustigen Menschen vermiethen.

Indeß hat die allgemeine Meinung einen großen Unterschied gefunden zwischen den Verpächtern von Ländereien und den Vermiethern des Geldes; einen Unterschied, der ganz zu Gunsten der Ersteren ausschlägt. Beide Klassen von Leuten erregen bei dem großen Haufen Gefühle des Hasses; und hauptsächlich haben die Kapitalisten sich Vorurtheilen ausgesetzt sehen müssen. Ohne von der Schwierigkeit zu reden, sie den Staatslasten zu unterwerfen, scheint auch ihr Leben noch müßiger, als das der Grundeigenthümer. Diese haben sich noch mit ihren Ländereien zu beschäftigen, selbst noch nach deren Verpachtung, da sie der Verbesserung oder der Verschlechterung, nach Maaßgabe der Bewirthschaftung, fähig bleiben; sie sind bei vielfacher Gelegenheit ihren Pachtern Beihülfe und Rathschläge schuldig; sie können dem Ackerbau wesentliche Dienste lei-

sien, und sind die natürlichen Mittelspersonen zwischen dem gelehrten Agronomen und dem nur zu oft aller Kenntniß ermangelnden Bauern. Ohne Zweifel leben viele Eigenthümer so edlen Sorgen fremd, allein diese vernachlässigen ihre Pflichten und ihr Vermögen. Die Kapitalisten haben die Arbeiten der Entnehmer ihrer Fonds nicht zu bewachen, und würden sogar, wenn sie sich darum bekümmern wollten, sehr schlecht aufgenommen werden: sie verleihen ihr Geld, verlangen Sicherheiten, streichen die Zinsen ein und erhalten zur bestimmten Zeit die Rückzahlung, ohne daß ihre Kapitalien durch den Gebrauch, den die Anleiher von denselben gemacht haben, sich vermehrt oder vermindert fänden. Auch würde es sehr schwer seyn, die Landgüter zu übermäßigen Preisen zu verpachten, während es sehr leicht ist, aus dem Gelde ungeheure Zinsen zu ziehen. Daher sieht man zu gewissen Zeiten ehrlose Menschen auftauchen, welche der Name „Wucherer" mit Grund brandmarkt, und mit welchen der gemeine Haufen so oft alle diejenigen verwechselt, welche Geld ausleihen.

Wir wollen ein umsichtigeres Urtheil fällen. Ein müßiger Kapitalist ist sehr geringer Achtung würdig, allein nicht sowohl weil seine Fonds ihm ein Einkommen abwerfen, als vielmehr, weil er sein Leben in schandbarem Egoismus verbringt. Der müßige Grundeigenthümer befindet sich in derselben Lage. Wenn die Menschen, welche gewöhnlichen Arbeiten enthoben sind, ein lästerliches Beispiel geben, so ist es gerecht, daß diesem Beispiel die öffentliche Verachtung als Zuchtmittel entgegentritt. Wenn aber dergleichen Menschen ihre Unabhängigkeit nützlich verwenden und uns neue Aufklärungen verschaffen, so muß man das Geschick segnen, daß ihnen die Muße gab, deren Benuz-

zung Früchte bringen zu lassen, sie sich zum Vergnügen machen.

Die Zins-Darlehn verbieten, hieße den Gewerbfleiß lähmen. Eine sehr große Anzahl fleißiger und verständiger Leute kann ihren Familien ein Auskommen nur verschaffen und zu dem Wohlsein der Gesellschaft nur beitragen, indem sie zu Anleihen ihre Zuflucht nimmt, um sich die Arbeits-Werkzeuge zu verschaffen. Eine Masse von Darlehen, welche theilweise beträchtlich, theilweise mäßig oder sehr geringe sind, belebt alle Zweige der Gewerbsamkeit. Diese Darlehen oder Vorschüsse würden von dem Augenblick an aufhören, wo die Kapitalisten keine Früchte mehr daraus ziehen sollten. Mit Ausnahme einiger, durch Bestimmungsgründe reiner Wohlthätigkeit geleiteten Menschen, würden alle diejenigen, welche ihre Fonds nicht selbst anlegten, sie aufbewahren, weil sie dann mindestens sicher wären, sie nicht zu verlieren.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, welche mir wichtig scheint. Die Geld-Darlehen zur Schande machen, führt die Verschwendung herbei, reizt eine Menge von Personen, die kleinen Summen auszugeben, welche sie aufbewahrt, durch neue Ersparnisse vermehrt hätten und welche — wären sie hiernächst ausgeliehen — den doppelten Vortheil dargeboten haben würden, dem Gewerbfleiße nützlich zu seyn, und zum Wohlstande ihrer wirthschaftlichen Besitzer beizutragen.

Die Masse Geldes, welche sich in einem Lande, oder wenn man will, in der ganzen Welt befindet, zerfällt in drei Theile. Der Eine ist vergraben oder wird zurückgehalten; er ist unnütz, wenigstens im gegenwärtigen Augenblick. Ein Anderer wird auf Ausgaben verwendet, welche die Menschen für sich oder ihre Familien machen; er ver-

schafft ihnen die Gegenstände, welche unter die Bezeichnung des von uns sogenannten Konsumtionsfonds fallen. Der dritte endlich besteht aus Summen, welche zu gewerblichen Unternehmungen dienen, und solchen, welche dazu würden verwendet werden können, da ihre Inhaber bereit sind, sie auszuleihen. Dieser letztere Theil ist der einzige, welcher die Geld-Kapitalien bildet, und welchen man nicht, wie so oft geschieht, mit der gesammten Münzmasse verwechseln darf. Vorurtheile gegen die Zins-Darlehn nähren heißt, nur die Vermehrung dieses kostbaren Theils der Baarschaft hindern; heißt, ihn zur Vergrößerung der beiden Andern herabsetzen; heißt, den Geiz und die Verschwendung auf Kosten des Gewerbfleißes begünstigen.

Wenn die Darlehen für die Belebung der Arbeit nothwendig sind, so ist leicht einzusehen, daß, je mäßiger die Zinsen sind, um so mehr auch die Darlehen diese Lebendigkeit fördern. Ein Theil der Erzeugnisse zerfällt in Zinsen für den Darleiher und in Gewinnste für den Unternehmer: der erste Antheil kann sich nicht erhöhen, ohne den andern herabzusetzen; und wenn dieser zu sehr heruntergedrückt wird, so werden die Produzenten entmuthigt. In dem Mitbewerb mit dem Auslande hat das Land, in welchem der Zinsfuß niedrig ist, nothwendig einen Vortheil vor demjenigen voraus, in welchem er hoch steht. Die Geschicklichkeit und die wirthschaftlichen Bedingungen der Fabrikation können die Nachtheile eines hohen Zinsfußes aufwiegen; allein es wird immer wahr bleiben, daß, wie man behauptet hat, zwei Kaufleute, von welchen der Eine zu niedrigern Zinsen anleihen konnte, als der Andere, sich in demselben Verhältnisse befinden, wie zwei Läufer, von denen der eine mehrere Schritte voraus hat.

Wenn man vortheilhaft erachtet, daß der Zinsfuß

niedrig sey, so läßt sich nicht verkennen, wie nützlich es ist, daß die Darleiher zahlreich seyen. Der Zinsfuß wird bestimmt durch das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage; ein Verhältniß, welches zuletzt den Preis von Allem regulirt, was verkauft und vermiethet wird.

Die verschiedenen Ursachen, welchen man die Schwankungen des Zinsfußes zuschreibt, sind entweder Täuschungen oder fallen mit derjenigen zusammen, welche ich bezeichnete. Wenn der Gewerbfleiß darniederliegt und es nur wenig Handelsgeschäfte giebt, so fällt der Zinsfuß herab, da das Angebot des Geldes die Nachfrage übersteigt. Wenn dagegen der Gewerbfleiß einen großen Schwung erhält, so vervielfältigen sich die Nachfragen, ihr Belauf übersteigt den des Angebots, und der Zinsfuß hebt sich.

Ein andauernder Flor drückt den Zinsfuß herab. Wir haben in dem ersten Buche dieses Werkes gesehn, daß das Geldkapital nur ein geringer Theil des Kapitals eines Staates ist. Wenn Letzteres sehr beträchtlich geworden ist, wenn eine große Menge von Anlagen, mit Werkzeugen und Maschinen ausgerüsteten Werkstätten, mit rohen und fabrizirten Stoffen angefüllten Magazinen vorhanden, so ist es um so leichter, sich Geld zu verschaffen; und um so schwieriger, es anzulegen, je stärker der Mitbewerb ist, welchem man in allen Gewerbzweigen begegnet. Auf diese Art führt der Wohlstand dahin, auf eine doppelte Weise zur Verminderung der Nachfrage nach Geld, und mithin zur Erniedrigung des Zinsfußes, mitzuwirken.

Die erhöhten Gewerbsgewinnste, die Seltenheit der Kapitalien und die Wagnisse der Darleiher sind die drei Ursachen, welche den meisten Einfluß auf die Höhe des Zinssatzes äußern, d. h. welche am durchgreifendsten darauf hinwirken, die Nachfragen, die Anzahl von Anerbietun-

gen übersteigen zu lassen. Aus dieser Betrachtung läßt sich schließen, wie unsinnig die Hoffnung sey, durch Gesetze den Zinssatz zu ermäßigen. Solche Gesetze würden auf die beiden ersten Ursachen gar keine, auf die dritte nur eine verderbliche Wirkung äußern. Solche Gesetze vermindern die Anzahl der Darleiher; und diejenigen, welche alles Schicklichkeitsgefühls entbehren, und von den Vortheilen bestochen sind, welche ihnen ein geringerer Mitbewerb sichert, gewinnen dabei so sehr, daß sie nicht nur das sich bezahlen lassen, was ihr Geld gilt, sondern auch noch was zur Uebertragung der neuen Wagnisse, welchen sie sich aussetzen, erfordert wird.

Die Gesetzgebung kann auf den Zinsfuß überall nur Einfluß gewinnen durch Beseitigung der Gefahren der Darleiher. Die Sicherheit des Handels verlangt, daß das Vermögen und selbst die Person des Anleihers für dessen Verpflichtungen haften. Verleitet durch eine ziellose Menschenliebe verrückt man den Gesichtspunkt, wenn man behauptet, es sey unsittlich, die Freiheit gegen ein wenig Geld aufzuwägen: nicht ein wenig Geld, sondern der öffentliche Glaube und die treue Erfüllung übernommener Verpflichtungen sind es, was der Gesetzgeber der Freiheit weniger Einzelnen vorzieht.

Unabhängig von den gesetzlichen Sicherheiten, giebt es eine, welche ein Unternehmer selbst gewähren kann. Derjenige, welcher schon lange in dem begründeten Rufe der Ehrlichkeit steht; derjenige, dessen Umsicht und Thätigkeit als Muster aufgestellt werden, wird allzeit Geld zu den niedrigsten Handelspreisen finden. Die Ehrlichkeit ist eine so starke Gewähr, daß die Betrüger, wenn sie auf ein Anleihen speculiren, nicht ermangeln, sich sehr zuverlässig anzustellen. Es giebt deren, welche bis zu dem für die Be-

Betrogenen verhängnißvollen Tage für Heilige gelten, und auch dann noch ihre Rolle so gut spielen, daß es auch nach ihrem Falle noch Menschen giebt, welche sie entschuldigen und nur an ihren Opfern Ungebührnisse auszustellen finden.

Moralische Rücksichten sind für die Darleiher bei der Unterbringung ihrer Kapitalien nothwendig. Der Reichthum eines Entnehmers, die Sicherheiten, welche man von ihm erlangen kann, sind nicht immer hinreichende Gewährleistungen. Wenn er Geld sucht, nur um es zu verschwenden, oder wenn er es zu Unternehmungen verwenden will, aber ein Abentheurer ist, der Einsicht oder Wirthschaftlichkeit entbehrt, so dürft Ihr ihm Euer Geld nicht anvertrauen: alle die Sicherheiten, welche er leisten kann, schützen Euch nicht vor vielen Kosten und Sorgen.

Die Freiheit, auf Zinsen auszuleihen, verlangt nicht, daß man die Augen vor den Ungebührnissen verschließe, welche daraus hervorgehen können. Mehrere Schriftsteller verdienen scharfen Tadel, daß sie diesen Gesichtspunkt nicht aufgefaßt haben, und daher jede Gattung Wuchers nachzulassen scheinen. Die Straflosigkeit der Betrügereien hat mit der Freiheit der Verträge nichts zu schaffen. Einem Kaufmann ist unverwehrt, zu verkaufen und zu kaufen zu einem Preise, der ihm beliebt; wenn er aber Betrügereien sich zu Schulden kommen läßt; wenn er Waaren sehr theuer verkauft, um sie zu einem elenden Preise wieder anzukaufen, so muß er bei allen gebildeten Völkern in Strafen verfallen, obwohl keines derselben daran denkt, den Waaren eine Taxe zu setzen. Der Preis der Ländereien wird zwischen den Verkäufern und den Käufern frei behandelt; inzwischen annulliren die Gesetze einen Verkauf wegen Verletzung über die Hälfte. Man kann Schelmereien verüben

eben sowohl beim Austhun des Geldes, als beim Verkaufe jeder andern Waare. Der ehrlose Darleiher, der sich zum Geschäft macht, unbesonnene junge Leute oder unglückliche Familien auszufinden, welche auf alle Bedingungen, die er vorschreibt, eingehen, begeht Spitzbübereien und begeht sie an Leuten, denen das Gesetz um so mehr Schutz schuldig ist, je weniger sie im Stande sind, sich zu vertheidigen.

Es bieten sich große Schwierigkeiten dar, dieses Vergehen zu bestrafen; da die Gesetze die Bedingungen der Anleihen nicht regeln dürfen. Der Wucher bestimmt sich nicht nach dem geforderten Zinse, sondern nach der Lage der Personen, von welchen man ihn fordert. Ich bin der Meinung, daß die Vergehen dieser Art nur von den Handelsgerichten, oder von Geschwornen, welche eigens aus Kaufleuten entnommen sind, gerichtet werden können.

Man verschleiert gerne den Zinssatz, den man verlangt; sodann bestimmt im Allgemeinen das Zartgefühl oder die Schaam die Opfer wucherlicher Darlehen, lieber ihre Verpflichtungen zu erfüllen, als das Verbrechen des andern oder ihr Unglück oder ihren Fehler zu offenbaren. In den Ländern, welche der Geißel des Wuchers bloß gestellt sind, würde es vortheilhaft seyn, mit den Strafmitteln, welche die Rechtspflege zur Unterdrückung desselben anwenden mag, auch andere vielleicht noch wirksamere Mittel zu verbinden. Einen wichtigen Dienst würden Kapitalisten leisten, wenn sie Kassen errichteten zu Darleihen gegen den gewöhnlichen Satz der Handelszinsen. Eine solche Unternehmung, welche die Regierung oder die Provincial-Verwaltung durch Gewährung einiger Fonds unterstützen sollte, würde den zwiefachen Vortheil bringen, dem Wucher entgegen zu wirken, und die Meinung über die Zins-Darlehn zu berichtigen,

welche ein eben so rechtmäßiges Mittel sind, sich ein Einkommen zu verschaffen, als jedes andere; vorausgesetzt, daß es nicht durch Ungebühr und Habsucht entwürdigt wird.

Viertes Kapitel.

Von den Gewinnsten und dem Lohne.

Der Antheil, den in den Erzeugnissen des Gewerbfleißes die Gewinnste einnehmen, ist minder beträchtlich, als derjenige, aus welchem der Lohn sich bildet; allein er ist auch minder vertheilt, in Vergleich zu dem andern, welcher sich in eine ungeheure Masse von Händen verliert: und Unternehmer können reich werden, während die Arbeiter sich kaum ein bescheidenes Auskommen erwerben können.

Diese Ungleichheit ist nicht nur unvermeidlich, sondern auch der Gerechtigkeit nicht zuwider, wie es wohl oft diejenigen glauben, die zu den minder Begünstigten gehören. Um eine Gewerbsunternehmung zu machen, bedarf es der Vorschüsse, welche man durch seine eigne oder seiner Vorfahren Arbeit erworben hat; sollen sie anlehenweise entnommen werden, so setzen sie einen Vertrauen erregenden Ruf voraus; es bedarf besonderer Studien, eines gesunden lebendigen Geistes, mitunter selbst einer ungemeinen Fähigkeit. Man errichtet eine Manufaktur auf eigne Wagnisse und Gefahren, und während man mit Pünktlichkeit die Arbeiten bezahlt, welche man leitet, kann man Verlegenheiten zum Opfer werden, welche die zahllosen Wechselfälle herbeiführen, denen man so vielfältig ausgesetzt ist. Es ist mithin gerecht, daß der Antheil des Fabrikherrn um Vieles denjenigen des Arbeiters übersteigt, welcher sich

leichten Verrichtungen hingiebt, keine Vorschüsse zu machen braucht, und dessen Antheil gesichert ist.

Das Einkommen des Unternehmers zerfällt in drei Theile. Der Mensch, welcher eine Unternehmung macht, muß dadurch nicht nur den Unterhalt seiner Familie und die Zinsen seiner Kapitalien, sondern auch noch Gewinnste erlangen, welche mit den beiden andern Theilen des Einkommens nicht verwechselt werden dürfen. Diese würde man erhalten, ohne Niederlassung auf eigne Rechnung, wenn man für Andere arbeitete, und seine Kapitalien dazu hergäbe. Die Summe, deren ein Unternehmer für seinen und der Seinigen Unterhalt nothwendig bedarf, ist ein Lohn, den er sich selbst zahlt. Die Zinsen seiner Kapitalien sind ein Theil der Fabrikauslagen. Wenn man 60,000 Franken auf eine Manufaktur verwendet, und nach Abzug der Unkosten jährlich 3000 Franken einnimmt, so hat man gar keinen Gewinnst, sondern nur die Zinsen des Kapitals herausgebracht. Die Gewinnste sind der Ueberschuß des Werthes der Waaren über den Werth aller der Auslagen, welche zu ihrer Hervorbringung nöthig waren.

Die Gewinnste können in einem und demselben Gewerbzweige sehr verschieden seyn: und theilweise beruht diese Verschiedenheit auf materiellen Vorbedingungen. An einem bestimmten Orte sind die Handarbeit und die Anschaffungen wohlfeiler, und ist der Absatz leichter, als anderwärts. Andere Ursachen sind in den Kenntnissen und dem Verfahren des Unternehmers zu suchen. Der Eine bereichert sich und der Andere geht zu Grunde, ohne daß die Ursachen dieser Erfolge in etwas anderem lägen, als in ihnen selbst.

Die Gewinnste sind verschieden auch nach den verschiedenen Gewerbzweigen; einzelne sieht man sehr einträglich werden und hiernächst ihrer Vortheile wieder verlustig gehen. Die Hauptursachen dieses Wechsels sind die Bedürfnisse und der Geschmack der Konsumenten, welche eine größere Nachfrage für gewisse Produkte hervorrufen, als für andere, und die Konkurrenz der Produzenten, welche den Verdienst mehr oder weniger versplittert. Inzwischen suchen die Gewinnste aller verschiedenen Gewerbzweige sich immer wieder ins Gleiche zu stellen, da die Kapitalien denjenigen Beschäftigungen zufließen, welche am besten belohnt werden. Dieses natürliche Streben, welches einer angemessenen Vertheilung der Reichthümer so günstig ist, ward oftmals durch die Regierungen erschwert. Wenn in einem Staate die Arbeit nicht frei ist: wie sollten wohl seine Bewohner ihren Kapitalien die nützlichste Anwendung geben? Die Freiheit allein genügt nicht; es muß sich ihr noch der Unterricht verbinden; außerdem ist noch nöthig, daß die Kapitalien unter dem Einflusse der Freiheit und des Unterrichts zu hinlänglichen Vorräthen angesammelt seyen, um die Menschen in der Richtung ihres Gewerbfleißes mit Leichtigkeit die Wahl treffen, sie modifiziren und wechseln zu lassen. Wenn unsere Bauern sich über die niedrigen Getreidepreise beklagen und Ihr ihnen sagt: baut weniger Getreide und zieht mehr Vieh auf, so gebt Ihr offenbar einen guten Rath. Allein wie wäre er auszuführen? Unsere Bauern entbehren der Kenntnisse und die Ländereien der Kapitalien.

Es ist selten, die Unternehmer sich nicht über die Geringfügigkeit oder die Nichtigkeit ihres Verdienstes beklagen zu hören. Diese Klagen sind aller Orten und aller Zeiten. Die Kaufleute gleichen gar oft jenem Bankier, welcher, nachdem er auf das Sinken eines Papiergeldes spekulirt hatte, 200,000 Franken verloren zu haben behaup-

tete: er hatte nemlich gehofft, seine Spekulation würde ihm 500,000 Franken einbringen, und sie hatte ihm wirklich 300,000 eingebracht. Die Unternehmer sind unglücklicherweise nur allzu reellen Verlusten ausgesetzt; allein es bleibt nicht minder wahr, daß ihre ewigen fast allzeit übertriebenen Klagen für das Publikum, für die Verwaltung und für die Schriftsteller eine Quelle von Irrthümern werden.

So lange die Aufklärung noch geringe ist, glaubt der Unternehmer eines Gewerbes, seine Interessen ständen im Gegensatz zu denen der Arbeiter und der Konsumenten. Die Ersteren nur geringe abzulohnen, den Andern theuer zu verkaufen; dies sind die beiden Mittel, auf welche er die Hoffnung großer Gewinnste gründet.

Diese Art zu spekuliren, beruht auf unkundigen falschen Berechnungen. Zuförderst bemerke man, daß die erhöhten Gewinnste, welche solchen Mitteln verdankt werden, keineswegs ein Zeichen erhöhten Wohlstandes sind. Man erlangt sie in den Zeiten, in denen es wenige Kapitalien und wenig Unternehmungen giebt. Man sieht sie wieder fallen, in dem Maaße, wie die Spekulationen zahlreicher werden, und man, um Arbeiter zu haben, sie besser bezahlen, und, um Käufer anzulocken, wohlfeiler verkaufen muß.

Wenn man die Gewinnste überschlägt, welche die Gewerbe abwarfen, so lange die Unternehmer ungeheure Verdienste hatten, weil ihre Anzahl sehr beschränkt war, und hiernächst die Gewinnste berechnet, welche die Gewerbe gewähren, seit die Konkurrenz so eigennützige Beschwerden hervorrief, so sieht man, daß der zweite Betrag im Ganzen den ersten um vieles übersteigt. In dem letzteren Zeitraum ist mithin der Wohlstand allgemeiner verbreitet.

Die Gewinnste, welche die Niedrigkeit des Arbeitslohns und die Höhe der Verkaufspreise begründen, sind vom Uebel. Wenn die Unternehmer sie fallen sehen und hierüber Lärm schlagen, so könnte man sich darauf beschränken, sie zu der Betrachtung aufzufordern, wie sehr ihr Loos noch demjenigen der Leute vorzuziehen sey, welche sich mit ihnen in die Gewerbsarbeiten theilen. Eine Manufaktur würde strenge genommen sich erhalten können, ohne Gewinnst, und, wenn die Kapitalien dem Unternehmer selbst gehören, auch ohne Zinsen zu beziehen, da die Arbeit des Unternehmers zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Familie ausreichen würde. Der Arbeiter erschöpft seine Kräfte, um weit bescheidenere Erfolge zu erzielen. Auf diese Ansichten lege ich jedoch weiter kein Gewicht, da sie zu sehr jenen gallsüchtigen Menschen anzugehören scheinen, welchen die Reichthümer Anderer ein Dorn im Auge sind; die sie herabsetzen möchten, gleich als wenn sie damit ihr eignes Schicksal verbessern könnten. Ich gebe sogar zu, daß ein so elendes Unternehmen, als ich hier voraussetze, obwohl es noch ferner bestehen könnte, ohne Zweifel aufgegeben werden würde, da der Unternehmer mehr Vortheil dabei finden müßte, seine Kapitalien zu verleihen und für die Rechnung eines Anderen zu arbeiten. Ein zu großes Sinken der Gewinnste wäre für das Publikum ohne Nutzen: viele Manufakturen würden eingehen und die verminderte Konkurrenz würde den Gewinnsatz wieder in die Höhe treiben.

Ich werde später nicht versäumen, auf die falsche Theorie zurückzukommen, welche die Unternehmer der Arbeit auf Kosten der Arbeiter und der Konsumenten thätig werden läßt; allein, um sie zu widerlegen, bedarf es einiger Vorbetrachtungen über den Lohn.

Sein laufender Preis steht fast immer unter seinem

wirklichen Werth. Untersuchen wir die zahlreichen Elemente, aus welchen der letztere besteht. Der Arbeiter muß das erwerben, was sein und seiner Familie Unterhalt verlangt; die Arbeitstage müssen so reichlich belohnt werden, daß sie die Tage, an denen nicht gearbeitet wird, übertragen; und zu den letzteren gehören nicht allein die Festtage, sondern auch diejenigen, an welchen es an Beschäftigung gebricht, und an denen Krankheiten zur Unthätigkeit, wie zu neuen Ausgaben, nöthigen; zuletzt tritt eine lange Krankheit ein, das Alter; und für dieses muß das Einkommen des Arbeiters ihm bei Zeiten Ersparnisse zu machen gestatten. Nun urtheile man, ob es viele Länder und Zeiträume giebt, in welchen der Lohn nach seinem wirklichen Werthe vergütet wird.

Die Arbeit ist eine Gattung von Waaren; der Preis derselben wird also bestimmt durch das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage. Nicht nur ist dieses den Preis bestimmende Verhältniß in der Regel dem Arbeiter ungünstig, sondern auch das Bedürfniß, welches Ein Mensch nach dem Andern hat, ist nicht für Alle gleich. Wie sollte nicht der Arbeiter bei einer Verhandlung über den Preis der Arbeit nachgeben müssen? Er ist bei Todesstrafe genöthigt, ohne Unterlaß eine Beschäftigung zu finden; der Unternehmer kann leben, und es anstehen lassen, ihn zu beschäftigen.

Es ist einleuchtend, daß der Preis der Arbeit auf die Dauer nicht hinter demjenigen zurückbleiben darf, was zur Fristung des Daseins der Arbeiter erforderlich ist; allein man hat nur zu viel Beweise, daß dieselben auf dasjenige beschränkt werden, was zur Fristung ihres Daseins ganz unumgänglich nothwendig ist. Ja man sieht den Lohn selbst unter diesen so niedrigen Satz herabfallen, und eine

Zeitlang sich darunter erhalten. Alsdann entäußert sich der Arbeiter seiner geringen wirthschaftlichen Einrichtungen, verkauft Stück für Stück seinen schlechten Hausrath; ist nicht weiter bekleidet, bedeckt sich mit Lumpen und erhält sich nur mühsam, indem er auch an seiner Nahrung abbricht.

Der Lohnsatz wird nicht, wie man es oft behauptet hat, durch den Preis der Lebensmittel bestimmt. Die Lebensmittel erleiden in ihren Preisen weit mehr Veränderungen, als der Lohn. Wenn die Arbeit nach Verhältniß des Werthes des Getreides bezahlt würde, so könnten die schlechten Ernten dem Arbeiter gleichgültig seyn: doch dem ist nicht so; ja man sieht zu den Zeiten des Mangels einen Zusammenfluß von Elend die Arbeiter oft dahin bringen, sich angstvoll um den allerelendesten Preis anzubieten. Eine Art von Verhängniß scheint diese zahlreiche Klasse zu verfolgen. Wenn in den theuren Jahren der Lohn nicht im Verhältniß mit dem Steigen des Preises der Lebensmittel in die Höhe geht, so darbt der Arbeiter; und wenn der Lohn so hoch stiege, daß das Gleichgewicht wieder hergestellt wäre, so würde die vertheuerte Arbeit weniger begehrt werden. Der unglückliche Arbeiter erhält also nur geringen Lohn für jeden Tag, oder wird nur wenige Tage beschäftigt.

Gleichwohl bildet die Klasse, welche vom Lohne lebt, drei Viertheile der Bevölkerung. Wie kann man von Wohlstand reden, so lange noch so viele Menschen in Druck und Elend leben? Wie kann man behaupten, ein Staat sey glücklich, wenn der größte Theil seiner Bewohner darbt? So lange man selbst in reichen Ländern eine Menge Individuen der nothwendigsten Bedürfnisse entbehren sieht, wird man sagen können, daß entweder die poli-

tische Oekonomie die Grundregeln, welche den Gewerbfleiß leiten müssen, noch nicht entdeckt, oder daß die Verwaltung aus diesen Grundregeln Gewinn zu ziehen noch nicht gewußt habe.

Das erste und sicherste Mittel gegen die Uebel, von denen wir betroffen werden, würde der Volksunterricht seyn, die moralische Entwickelung der intellektuellen Anlagen durch alle Klassen der Gesellschaft.

Ein besonnener Arbeiter weiß, daß er durch Aufregung von Unruhen seine Lage nicht verbessern, daß er vielmehr die Nachfrage nach Arbeit vermindern und seinen Lebensunterhalt noch mehr gefährden würde; er weiß, daß das beste Mittel, den Mitbewerb zu überwinden, darin besteht, sich durch seine Geschicklichkeit und gute Aufführung auszuzeichnen. Wenn er dadurch nicht allezeit größern Lohn erhält, so wird er wenigstens sicherer seyn, allezeit Arbeit zu finden. Wenn die arbeitende Klasse verständig ist, so nimmt sie die Gewohnheiten an, welche ihr Wohlsein gewährleisten. Man erkennt allerwärts an, daß der Arbeitslohn zum Unterhalte dessen, der ihn verdient, ausreichen muß; allein die Gegenstände, welche dieser Unterhalt in Anspruch nimmt, sind sehr verschieden in den verschiedenen Ländern. Das Klima ist nicht der einzige Grund dieser Verschiedenheit; der Kultur-Zustand hat oft auf die Art der Nahrung, Kleidung und Wohnung noch größeren Einfluß. Zu Leuten, welche gewohnt sind, Schuhe zu tragen, sagt man nicht: wir wollen euch weniger zahlen, geht Ihr nur barfuß. Eine Art Stolzes auf einer Seite, und von Schaam auf der andern, verhütet, daß die arbeitende Klasse auf das streng Nothwendige zurückgebracht werde.

Den Lohn der Arbeiter ungerechter weise einbehalten,

ist eine große Versündigung: man läßt sich dieselbe zu Schulden kommen, wenn man ihre Lage mißbraucht und sie nöthigt, zu einem geringern Preise zu arbeiten, als man ihnen zahlen sollte. Ist die Erziehung des Armen gut, so ist die des Reichen ohne Zweifel auch gut. In diesem Zustande der Gesellschaft mögen aus Billigkeit, oder dürfen aus Achtung für die Menschennatur die Unternehmer die Gunst ihrer Lage nicht allzusehr überspannen. Ja, man sieht sie dann dem Lohne einen Zusatz zu gewähren versuchen, indem man Wohlthätigkeits-Anstalten, Hülfs-Verbindungen, Spar-Kassen ersinnt, um die Bedürfnisse des Alters und des Unglücks zu erleichtern.

Die Berechnungen der Habsucht sind falsch und gereichen allen Interessen zum Nachtheile. Wenn die Arbeit theurer wird, weil die Arbeiter klug geworden, so werden die Unternehmer reichlich dadurch entschädigt, daß sie eine größere Masse Erzeugnisse erhalten, und daß diese Erzeugnisse besser bereitet werden. Nur diejenigen Arbeiter sind gut, welche mit Selbstliebe arbeiten; was für erhabene Gefühle möchten wohl Bettler haben? Wo das Elend überhand nimmt, findet man nur eine erbärmliche Bevölkerung ohne Verstand und Lebendigkeit. Arthur Young sagt, in Irland sey die Arbeit schlecht bezahlt, aber nicht wohlfeil. In diesem Ausdruck liegt eine ganz vortreffliche Lehre für die politische Oekonomie. Die Interessen des Unternehmers und diejenigen des Arbeitsmannes sind sich also nicht, wie man auf den ersten Anschein glauben könnte, einander entgegengesetzt; und dies ist der erste Beweis, daß die kaufmännische Ansicht, von der ich sprach, nicht richtig ist.

Sowohl um des Fortschrittes des Gewerbfleißes, als

um des Wohls der Menschheit willen, sollte man sich hüten, den Lohn auf den möglichst geringsten Satz herabzudrücken. Zwischen dem Preise der Arbeit und dem Preise der den Arbeitern nützlichen Gegenstände bestehen Verhältnisse, welche man achten sollte. Allein noch kennt man meine Ansicht über den Gegenstand, der uns beschäftigt, nur unvollständig, die wichtigsten Betrachtungen bleiben mir noch übrig. Wenn schon wir die Unwissenheit bestritten, die da vermeint, den öffentlichen Wohlstand auf die allgemeine Noth zu gründen, so würden wir doch auch wenig Kenntnisse verrathen, wenn wir, um Wohlstand zu verbreiten, nur vorschlagen wollten, den Tagelohn zu erhöhen, d. h. dem Arbeitsmanne mehr Münzstücke für dieselbe Arbeit zu geben.

Wenn man den Lohn für ein Gewerbe erhöhte, und den der übrigen niedrig ließe, so würden offenbar diejenigen, welche jenes Gewerbe trieben, zu Wohlstand gelangen, weil sie mehr Geld hätten, der Preis ihrer Bedürfnisse dagegen nicht gestiegen wäre. Wenn man aber keine Ausnahme mit einem einzelnen Gewerbzweige machte; wenn man alle Arbeitsleute besser bezahlte, so würde jeder von ihnen auf der einen Seite verlieren, was er auf der andern gewänne. Die Vertheurung der Erzeugnisse, welche die Höhe des Lohnes veranlaßt, wird die Arbeitsleute in dieselbe Lage versetzen, in welcher sie vor der Erhöhung des Tagelohnes sich befanden: sie werden mehr verdienen und mehr ausgeben: ihre Noth wäre immer noch die frühere. Ich sage noch nicht genug: sie würde sich vermehren. Die vertheuerten Erzeugnisse würden im Einlande minder begehrt, und im Auslande den Mitbewerb auszuhalten nicht im Stande seyn; es würde mithin die Arbeit vermindert und dadurch das Elend vergrößert werden.

Die politische Oekonomie bietet sehr verwickelte Fragen dar: indem man einer einzelnen Klasse von Personen zu Hülfe kommen will, tritt man nicht selten Andern in den Weg; ja, eine unvorhergesehene Rückwirkung wird gar oft der Klasse verderblich, die man begünstigen wollte.

Es ist eine Thatsache, deren Beweis überflüssig wäre, daß die Vertheurung der Arbeit den Preis der Waaren erhöht. Smith behauptet zwar, daß die hohen Gewinnste mehr, als der hohe Lohn, auf den Werth des Arbeitserzeugnisses einwirkten, und daraus würde folgen, daß das Sinken des Gewinnstes ein Steigen des Lohnes leicht übertragen könne *). In seiner Berechnung liegt aber offenbar etwas Schwaches und Ungenaues. Wir wollen annehmen, ein Manufakturinhaber beschäftige 500 Arbeiter und sein jährlicher Gewinnst belaufe sich auf 20000 Franken. Wenn diese Arbeiter 300 Tage des Jahrs arbeiten, und man ihnen täglich 2 Franken zahlt, so wird der Gesammtlohn 300,000 Franken austragen. Derjenige Theil des Preises der Waaren, welcher die Gewinnste darstellt, wird nur den 15ten Theil desjenigen ausmachen, welchen der Lohn bildet. Es ist daher einleuchtend, daß eine, selbst starke, Erhöhung der Gewinnste auf den Werth der Erzeugnisse weniger merklich einwirkt, als eine, wenn schon nur geringe, Erhöhung des Lohnes.

Die Arbeiter d. h. drei Viertheile einer Nation, müssen im Stande seyn, sich die Gegenstände zu verschaffen, welche nothwendig sind, ihr Daseyn ihnen erträglich zu machen. Inzwischen würde die Erhöhung des Preises der Tagearbeit nicht, wie man allgemein annimmt, diesen

*) National-Reichthum Theil I. p. 199. der franz. Uebers. (deutsch nach Garve I. 153.)

Erfolg haben. Es bleibt mithin eine Aufgabe vom höchsten Interesse noch zu lösen. Das Gewicht derselben ist so durchgreifend, daß, wenn sie unauflösbar wäre, die ganze Wissenschaft der Reichthümer nutzlos seyn würde.

Die Aufgabe läßt sich indessen lösen: Es giebt zwei Arten, ein Einkommen zu erhöhen. Man kann es der Zahl nach vermehren; und derjenige, welcher es erhält, wird die Mittel erlangen, die Gegenstände, die er begehrt, in größerer Masse anzukaufen. Man kann es aber auch vermehren, indem man den Preis eben dieser Gegenstände herabsetzt, da auch auf diese Weise der Empfänger des Einkommens die Möglichkeit gewinnt, sich diese Gegenstände in größerer Anzahl zu verschaffen. Das Einkommen des Arbeiters bildet der Lohn. Das, was ihn höher oder niedriger stellt, ist nicht sein Nennwerth; sondern die größere oder geringere Masse von nützlichen und angenehmen Gegenständen, über welche man damit verfügen kann. Das wirksamste Mittel zu seiner Erhöhung besteht weniger in dem Steigen seines Nennwerths, als in dem Fallen des Preises der Waaren. Die allgemeine Wohlfahrt ist immer nur Folge der Wohlfeilheit der Erzeugnisse.

Wenn die Arbeiter in Unwissenheit und Verworfenheit versunken wären, so würde das Sinken der Waaren das Sinken des Lohnes herbeiführen. Allein wir sahen, daß die Erziehung, die Entwickelung der Verstandeskräfte, der arbeitenden Klasse sowohl die Fertigkeiten verleihen, welche ihr Wohlbefinden bedingt, als auch dem Belieben der Klasse der Unternehmer Schranken setzen.

Die nützlichsten Waaren sind das Getreide, welches zum Unterhalt dient. In einem Lande wie England, wo der Boden großen Eigenthümern angehört, würde das Herabdrücken des Preises der Getreidearten, wenn, wie ich

voraussetze, diese Herabsetzung nur die Land-Rente träfe, nur vortheilhaft seyn. Sobald man sich des Bodens eines Staates bemächtigt hat, so ist nur billig, daß man den Bewohnern seine Erzeugnisse nicht zu theuer verkaufe. In Ländern, wie Frankreich, wo die Besitzungen schon sehr ins Kleine gehen, kann man eine starke Herabsetzung des Preises des Korns nicht verlangen; nur wünschen darf man, daß dieser Preis niemals übertrieben und daß er durchgängig von fast gleicher Höhe sey. Die Lebensmittel sind jedoch für die arbeitende Klasse noch nicht Alles; sie bedarf noch anderer Gegenstände zur Kleidung, zur Wohnung; und sind diese Gegenstände wohlfeil, so bleibt desto mehr für den Unterhalt und die Ersparnisse übrig.

Das, was man hohen Arbeitslohn nennt, kann sehr verderbliche Folgen äußern. Die Wohlfeilheit des Preises der Waaren hat ganz verschiedene Folgen. Diese Wohlfeilheit vermehrt die Nachfrage und wird eine Quelle von Gewinnsten. Dies ist ein zweiter Beweis, daß das Interesse des Unternehmers mit demjenigen des Konsumenten und des Arbeiters nicht im Widerspruch steht.

Die allgemeine Wohlfahrt, ich wiederhole es, kann nur durch Wohlfeilheit der Erzeugnisse herbeigeführt werden. Ich behaupte sogar, daß man nur auf diesem Wege die Mittel finden wird, diejenigen Verbesserungen unseres gesellschaftlichen Zustandes herbeizuführen, welche in Beziehung auf die Reichthümer am durchgreifendsten sind. Bis jetzt weiß man noch nicht, wie man es anzufangen habe, daß die Gegenstände, welche unsere Bedürfnisse zu befriedigen geeignet sind, in Ueberfluß und dazu wohlfeil erzeugt werden. Die Fortschritte der Civilisation wirken auf die Ermäßigung der Preise der Waaren hin, da sie den Mitbewerb vermehren, die Urstoffe vervielfältigen, und die Be-

reitungsarten wirksamer und minder kostspielig machen. Diese Einwirkungen muß man vor allem durch Freiheit, Unterricht und Frieden unterstützen.

Fünftes Kapitel.

Von den Maschinen.

Dieser Gegenstand hat mit dem eben abgehandelten Berührungspunkte, welche sich leicht erkennen lassen. Die Maschinen haben einen bedeutenden Einfluß auf die Masse und die Wohlfeilheit der Waaren. Inzwischen halten viele Personen diese vervollkommneten Werkzeuge in ihrer Anwendung für nachtheilig in Beziehung auf die Vertheilung der Reichthümer, da sie, ihrer Behauptung nach, die Gewinnste auf Kosten des Lohnes erhöhen, und nur, indem sie eine Menge Arbeiter zu Grunde richten, einige Unternehmer bereichern.

Gar oftmals bringen die Menschen längst entschiedene Fragen von Neuem auf die Bahn, und streiten darüber noch mit Hitze, nachdem die Gewalt der Dinge sie für immer gelöst hat. Es ist Thatsache, daß die Völker die Maschinen anwenden; es ist eine weitere Thatsache, daß man sie auch anwenden muß, wenn man nicht auf den Mitbewerb mit den gewerbthätigen Völkern verzichten will.

Wenn die Behörden einer Stadt einen Fabrikanten verhindern, eine neue Maschine anzuschaffen, um ihn zur Beibehaltung aller seiner Arbeiter zu nöthigen, so werden viele Personen diesen Gewaltschritt sehr fürsorglich finden. Allein die Behörden einer benachbarten Stadt werden den Erfinder zu sich berufen und aus seiner Entdeckung Vortheil ziehen; und alsbald werden wirksamere Manufakturen ihre

ihre Mitbürger bereichern, auf Kosten vielleicht derselben Menschen, welche diese Vortheile von sich wiesen. Wenn man entgegnet, die Regierung könne den Gebrauch der Maschinen für den ganzen Umfang des Staates untersagen, so werde ich von einem benachbarten Staate reden, statt von einer benachbarten Stadt. Sobald man es verschmäht, an der allgemeinen Bewegung Theil zu nehmen; selbst zu vervollkommnen, wenn von allen Seiten Vervollkommnungen ins Werk gerichtet werden, so wird man alles um sich her bald aufgeklärt und bereichert finden, selbst aber beim Schlendrian und im Elend verharren.

Ist aber die Erfindung der Maschinen nur ein nothwendiges Uebel, oder ist sie ein Gut, das man preisen sollte? Ich habe die Wirkungen der Wohlfeilheit der Waaren gerühmt: die wirthlichern und rascheren Bereitungsarten wirken zu dieser Wohlfeilheit mit, welche ausschließlich den Wohlstand auf die höchste Stufe tragen wird. Werden aber nicht wenigstens Maschinen, welche Arbeitshände entbehrlich machen, das allgemeine Wohl zu theuer erkaufen, da sie einer bestimmten Anzahl Arbeiter ihre Subsistenzmittel entziehen?

Offenbar kann die plötzliche Einführung einer Maschine in einer Werkstelle, wo sie hundert Arbeiter ersetzt, die letztern in eine beklagenswerthe Lage versetzen. Um dieses Unglück abzuwenden, bieten sich zwei Mittel dar. Sobald ein Theil der Bevölkerung in Noth ist, ist die Gesellschaft verpflichtet, ihm zu Hülfe zu kommen. Es giebt leichte Arbeiten, welche jeder Arbeitsmann übernehmen kann; einige solcher Arbeiten werden, wenn sie auch einen großen Werth nicht haben, doch eine Stadt verschönern. In solchen Zeitläuften sollte man dergleichen ins Werk richten, um den Arbeitern eine vorübergehende Er-

werbsquelle zu eröffnen, und ihnen die Zeit zu lassen, selbst andere zu ermitteln; denn man darf die Leute nicht entwöhnen, sich selbst Arbeit zu verschaffen. Es haben aber auch die Unternehmer Verpflichtungen gegen die Arbeiter. Ich würde billig halten, daß sie, wenn sie Arbeiter entlassen wollen, um, statt ihrer Arme, Maschinen anzuwenden, verpflichtet würden, einige Zeit vorher sie davon zu benachrichtigen, vielleicht sogar ihnen einen Theil des Lohnes in den ersten Tagen zu zahlen, welche der Verabschiedung folgen. Bei dieser Vorsicht, und wenn, wie von der Gewerbfreiheit zu hoffen ist, die Arbeiter beim Wechsel der Arbeit und beim Wechsel des Ortes keine Hindernisse finden, so ist es unmöglich, daß die Einführung der Maschinen nicht sehr beschränkte Unbequemlichkeiten herbeiführen sollte, während ihre Vortheile unermeßlich sind.

Nehmen wir eine unwissende und arme Gegend an, in der keine andere Gewerbsunternehmung besteht, als eine Fabrik von grobem Zeug. Die Bewohner sind elend; die Mehrzahl geht in Lumpen gehüllt. Wenn man, um diese Manufaktur zu vervollkommnen, die Hälfte der Arbeiter durch Maschinen ersetzt, und dieser dabei nicht zu Hülfe kommt, so wird es für sie einen Augenblick der Noth geben, den man ihr hätte sparen sollen. Man durchwandere aber diese Gegend einige Jahre später. Die verabschiedeten Arbeiter sind inmittelst zu neuer Beschäftigung gelangt, und man sieht die zahlreiche Klasse in bessere Stoffe, deren geringer Preis den Gebrauch verbreitet hat, gekleidet. Man wird vielleicht erkennen können, daß die Verbesserungen, welche in der unbedeutenden Fabrik eingeführt wurden, die Geister aufgeweckt haben, und daß der Gewerbfleiß, von Stufe zu Stufe gestiegen, schon Wohlstand durch die ganze Gegend verbreitete.

Die Maschinen können für einige Augenblicke an einem einzelnen Orte die Masse von Handarbeit vermindern; allein sie haben der arbeitenden Klasse ohne Vergleich mehr Arbeit gegeben, als genommen. Was für Geschrei erhoben, als der Strumpfwebestuhl erfunden ward, die Personen, welche bis dahin die Strümpfe gestrickt! Läßt sich aber wohl annehmen, daß deren Anzahl nicht ungleich geringer gewesen, als diejenige der verschiedenen Arbeiter, welche die Webstühle verfertigen, welche sie in Bewegung setzen und welche die Rohstoffe zu der Fabrikation vorbereiten, deren Erzeugnisse so sehr vervielfältigt sind. Wenn man auf großen Ackerflächen, auf denen die Menschen das Erdreich durch Spaten bearbeiteten, zum erstenmale den Pflug erscheinen sah, so mußte man eine Anwandlung von Schrecken empfinden, wenn man bedachte, welche Masse von Handarbeit diese Maschine entbehrlich machen würde; und doch, was für eine ungeheure Vermehrung der Unterhaltmittel, des Gewerbfleißes und der Bevölkerung hat diese Maschine auf dem Erdkreise zur Folge gehabt?

Ich werde einige Bemerkungen des Herrn Malthus anführen, welcher in der Materie, von der ich rede, Vertrauen verdient; da er in einem Lande wohnt, wo man sich der Maschinen am meisten bedient, und da die Richtung seiner Untersuchungen ihn ängstlich macht gegen alles, was für die zahlreiche Klasse die Arbeit vermindern kann. „Sobald, sagt er, eine Maschine erfunden wird, welche durch Arbeitsersparniß Güter für einen viel geringern Preis zu Markte bringen kann, als vorher, so ist die gewöhnliche Folge davon eine solche Ausdehnung der Nachfrage, daß der Werth der gesammten durch diese neue Maschine hervorgebrachten Gegenstände den Werth der früher fabrizirten bei weitem übersteigt. Ungeachtet der Ersparniß an

Handarbeit erfordert dieser Gewerbzweig doch nicht weniger, sondern mehr Hände, als früher *).“

Um diese Erscheinung vollständig klar zu machen, genügt die Bemerkung, daß eine Maschine nicht alle die Arbeiten verrichtet, welche die Hervorbringung einer Waarengattung erfordert. Die Arbeiter können mithin in der Ausdehnung derjenigen Beschäftigungen, welche ihnen belassen sind, mehr finden, als eine bloße Vergeltung für diejenigen, die sie verloren.

Herr Malthus fährt fort: „Ein auffallendes Beispiel von diesem Erfolge haben uns die Baumwoll-Spinn- und Webe-Maschinen in England gegeben. Der Verbrauch der Baumwollnen Zeuge hat in Folge der Wohlfeilheit im Ein- und Auslande so sehr zugenommen, daß der Werth der Gesammtmasse dieser Zeuge und des Baumwollgespinnstes ohne allen Vergleich den frühern Werth weit übersteigt. Die Ausdehnung der Städte Manchester, Glasgow u. s. w. beweist hinlänglich, wie sehr mit wenigen Ausnahmen seit der Einführung der Maschinen die Nachfrage nach Arbeitern für die Baumwolle gestiegen ist **).“ Derselbe Schriftsteller sagt noch: „Auch in unsern Fabriken von kurzen Waaren, von Tuchen und andern Erzeugnissen hat eine Vermehrung des Gesammtwerthes, wenn gleich nicht so stark, als oben angegeben, statt gefunden, und ist von einer steigenden Nachfrage nach Händen begleitet gewesen ***).“

Einige Schriftsteller läugnen, daß die Niedrigkeit

*) Grundsätze der politischen Oekonomie T. II. p. 103. der franz. Uebersetzung.

**) A. a. O. II. p. 104.

***) A. a. O. T. I. p. 381.

der Preise eine nothwendige Folge der Anwendung der Maschinen sey. Sie ziehen einen allgemeinen Schluß aus einigen eigenthümlichen Thatsachen. Ein Fabrikant, welcher mit einem Erfindungs-Patent ausgerüstet ganz allein eine wohlfeilere Bereitungsart anwendet, kann fortfahren, eben so theuer zu verkaufen, als die übrigen Manufakturinhaber; äußersten Falls wird er, um sich den Zulauf zu sichern, die Preise um ein Geringes niedriger stellen; wenn aber eine Erfindung erst allgemein genutzt wird, so muß der Mitbewerb die Preise wohl erniedrigen.

Einige Kopfhänger sehen in ihrer Einbildung die Maschinen dereinst bis zu einem solchen Grade sich vervielfältigen, daß allmählig immer mehr Arbeiter entlassen und zuletzt der Mittel beraubt werden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Es wäre überflüssig, einer verständigen Einsicht erst zu beweisen, daß eine unendliche Anzahl von Arbeiten allzeit der Menschenhände bedürfen wird. Wenn man durchaus Träumen sich hingeben will und Hypothesen liebt, so möge man wenigstens angenehme bilden. Es läßt sich behaupten, daß künftig die Vollendung der Werkzeuge die materiellen Arbeiten bis zu einem solchen Grade abkürzen werde, daß die Menschen ungleich mehr Zeit gewinnen, ihre moralischen Anlagen zu entwickeln; man kann sogar so weit gehen, zu sagen: die Maschinen würden dereinst für neue Völker das werden, was die Sclaven waren für das Volk zu Athen.

Lassen wir die Hypothesen, die so wenig verträglich sind mit den Gegenständen, die uns hier beschäftigen, bei Seite. Die Einführung der Maschinen vervielfältigt die Waaren, erniedrigt deren Preise und vermehrt die Masse der Beschäftigungen; und dies sind noch nicht alle ihre Vortheile. Die Anwendung der Maschinen erhält die Kräfte

und das Leben einer bestimmten Anzahl von Arbeitern, indem sie dieselbe ungesunden und gefahrbringenden Arbeiten enthebt; aus dieser Rücksicht verdiente noch mehr als ein Gewerbe, sowohl in Städten als auf dem Lande, die Achtsamkeit der Menschenfreunde. Der Gebrauch vollkommnerer Werkzeuge kann auch mehr, als man gewöhnlich denkt, zur Milderung der Sitten beitragen. Die schwierigen Arbeiten reizen zum Mißbrauch geistiger Getränke. Die Beschränkung der Anstrengungen ist ein Mittel, einen Grund und die Vorwände zu dieser Ausschweifung zu beseitigen.

Man spricht von zufällig durch einzelne Maschinen veranlaßten Uebelständen. Sobald eine Entdeckung dergleichen Uebelstände herbeiführt, so schreit der Pöbel sogleich, man müsse sie verbieten. Die Einsichtsvollern nehmen diese Uebelstände wahr, denken ihnen nach und wirken auf ihre Beseitigung hin.

Um eine Erfindung zu verurtheilen und zurückzuweisen, genügt es überall nicht, zu beweisen, daß sie gefährlich sey; es müßte bewiesen werden, daß die Bedenklichkeiten den Nutzen allzeit überwiegen. Man setze den Fall, ein Reisender schiffe an einer Insel Hunde aus, wo diese köstlichen Thiere noch unbekannt wären. Würde nicht der Inselbewohner Recht haben, der da zu den Uebrigen spräche: „Nehmt doch dieses fürchterliche Geschenk, das man euch darbietet, nicht an. Ich habe auf dem Festlande dieses Thier, von dem der Fremde Euch sagt, es sey nützlich zur Jagd und zur Hütung der Heerden, und das er Euch wie einen Freund darbietet, der Euren Kindern schmeicheln und Euer Leben vertheidigen werde; ich habe es auf dem Festlande kennen gelernt. Der Hund wird zuweilen plötzlich von einer unheilbaren Krankheit befallen; wenn er alsdann die geringste Verletzung zufügt, so

wird derjenige, der sie erlitt, rasend; vergeblich sucht man ihm Beistand zu gewähren, er stirbt unter gräßlichen Martern. Jagt also doch dies gefährliche Thier von Eurer Insel, wo wir in Aengsten leben müßten, welche nur zu oft durch schreckliche Unglücksfälle würden gerechtfertigt werden."

Die gefährlichen Maschinen sollten niemals in einer häuslichen Wirthschaft zur Anwendung gebracht werden; die Diener sind nicht sorgsam genug, um sie ihnen anvertrauen zu können. Dagegen läßt sich in den Fabriken eine genaue Aufsicht veranstalten. Eine Auswahl von Gelehrten sollte darüber zu entscheiden haben, was für Maschinen dieser Art in Fabriken anzuwenden, und welche Bedingungen denjenigen aufzulegen wären, welche Gebrauch davon machen wollen.

Sechstes Kapitel.

Von der Bevölkerung.

Dieses Kapitel wird meine Betrachtungen über die Mittel, das Loos der arbeitenden Klasse zu verbessern, vervollständigen. Man sollte die Bevölkerung vor allem in ihren Beziehungen auf den allgemeinen Wohlstand betrachten.

Sobald ein Staat reicher wird, vermehren sich in ihm die Menschen. Aus dieser Thatsache hat man geschlossen, daß, um einen Staat zu bereichern, nur die Menschen in ihm vermehrt werden dürften. Man hat Ursache und Wirkung verwechselt. Und diesem Irrthume folgte dann noch ein anderer. Man meinte, um ein Land sehr volkreich zu machen, bedürfe es nur der Beförderung der

Ehen, und der Zusicherung von Belohnungen für die Väter zahlreicher Familien.

Auf diese Weise kann man die Anzahl der Geburten vermehren. Ludwig XIV verhieß den Vätern, welche zehn Kinder haben würden, Jahrgehälter; denen, die zwölfe haben würden, noch höhere. Montesquieu scherzt über diese, solchen Wunderwerken ausgesetzten, Belohnungen *). Indeß läßt sich mit Grund annehmen, daß die Hoffnung auf Prämien Einfluß selbst auf Familien haben werde, welche die bestimmte Anzahl niemals erreichen; und wenn nur die letztere minder hoch wäre, so würden die Ergebnisse noch befriedigender seyn. Laßt uns wenigstens bekennen, daß die den zahlreichen Familien gewährten Auszeichnungen auf die öffentliche Meinung günstig wirken: die Großen, die Reichen, machen überall das Echo des Fürsten, und preisen die Ehen, zumal auf dem Lande.

Aufmunterungen können allerdings die Geburten vermehren; allein um Menschen zu erlangen ist es nicht genug, Kinder geboren werden zu lassen. Man würde damit nur die Noth und die Sterblichkeit erhöhen, wenn man nicht zugleich auch die Existenzmittel vermehrte.

Viele Schriftsteller sagen: die Subsistenzmittel. Herr von Tracy **) hebt hervor, daß dieser Ausdruck nicht ganz genau sey, und gebraucht statt desselben den von mir eben gewählten. Wirklich genügt es nicht, sich ernähren zu können. In unserem Klima ist die Kälte fast so schrecklich, als der Hunger. Wie viele Kinder und Greise, wie viele Kranken und Genesende kommen elend um, weil sie vor einem strengen Winter sich nicht schützen

*) Vom Geist der Gesetze Buch 23. Kap. 27. der Urschrift.

**) Politische Oekonomie Kap. 4. der Urschrift.

können. Die Unreinlichkeit der zerlumpten Kleidungsstücke, die verdorbene Luft in den engen und ungesunden Wohnungen, verkürzen die Tage einer Masse von Unglücklichen, welche gleichwohl ihr Brod haben.

Die Bevölkerung kann bis zu einem gewissen Punkte wachsen, ohne daß die Existenzmittel vermehrt sind, vorausgesetzt, daß sie sich nur besser vertheilen. Das, was zwei Individuen zu leben giebt, kann deren vier und selbst noch mehr erhalten. Jene beiden Personen hatten eine geräumige Stube, beschafften sich gesunde Nahrungsmittel, waren anständig bekleidet und eingerichtet: vier oder fünf Personen werden dieselbe Wohnung voll machen; Bette giebt es nicht mehr, mithin werden alle auf Stroh schlafen; sie werden sich mit Flicken bedecken; werden schlecht genährt und oft genöthigt seyn, die Qualen des Hungers zu übersiehen. Zwischen der Existenz und dem Tode giebt es einen mittleren Zustand; dieser Zustand ist das Nothleiden. Es kann mithin ein Anwachsen der Bevölkerung statt finden, ohne daß man eine entsprechende Vermehrung der Existenzmittel auffindet; allein welch einen traurigen Anblick gewährt ein solcher Zustand der Dinge! Er zeigt eine Vermehrung des Elendes, der Leiden und ohne Zweifel auch der Laster und Verbrechen.

Den bisherigen Betrachtungen muß noch hinzugefügt werden, daß ein Anwachsen der Bevölkerung jedesmal die Existenzmittel um etwas vermehrt. Neue Bedürfnisse nöthigen zur Verdoppelung der Thätigkeit; die Familienväter setzen ihre letzten Kräfte an die Ernährung der Ihrigen, und die Kinder werden zur Arbeit gezwungen, ehe noch das Alter ihre Kräfte entwickelt hat. Es tritt daher eine Erhöhung der Produktion ein, obwohl dieselbe nicht so groß ist, daß nicht unbesonnene Anreizungen, die man zur

Bevölkerung giebt, dennoch die Noth und die Sterblichkeit vermehren sollten. Everett behauptet, die Mehrgebornen erhöhten die Nachfrage; gewährten aber auch die Mittel, sie zu befriedigen *). Allein die Erfahrung widerstreitet dem Nachsatze dieser Behauptung. Everett ist Americaner; er täuscht sich, eine Wahrnehmung für allgemein gültig zu halten, welche nur richtig seyn kann in einem neuen Lande, in welchem die Natur und die Künste unablässig die Mitwirkung neuer Arbeiter verlangen.

Zuerst ist zu wünschen, daß die Menschen glücklich; sodann daß sie zahlreich seyen. Um das Letztere zu erzielen, genügt es, das Erstere erzielt zu haben. Die Bevölkerung steigt im natürlichen Zustande der Dinge nach Maaßgabe der Vermehrung der Existenzmittel. Wenn man sie also fördern will, so darf man nur den Gewerbfleiß entwickeln. Denn da die Menschen ihren Unterhalt alsdann leicht finden, so vervielfältigen sich auch die Ehen; und es werden mehr Kinder erhalten, weil ihre Angehörigen im Stande sind, die Zufälle von ihnen abzuwenden, die das Leben bedrohen. Nicht direkte, sondern indirekte Begünstigungen sollte man den Ehen gewähren; d. h. mit andern Worten, man sollte suchen, die Wohlfahrt der Menschen zu erhöhen, nicht aber ihre Anzahl zu vermehren.

Ein schlagender Beweis, daß die Bevölkerung in ihrer Entwickelung den Existenzmitteln folge, ist die reißende Schnelligkeit, mit welcher die Abgänge, welche große Landplagen, der Krieg, die Hungersnoth, die ansteckenden Krankheiten, veranlassen, ersetzt werden. Nach dergleichen Kalamitäten wird das Bedürfniß nach Menschen empfun-

*) Neue Ansichten über die Bevölkerung. Französische Uebersetzung von Ferry p. 34.

den, die Arbeit wird besser belohnt, und man sieht auf bewundrungswürdige Art die Geburten zunehmen. Man kann hinzusetzen, daß nach den großen Landplagen die Menschen im Allgemeinen weniger Umsicht, aber wahre Eile haben, das Leben zu genießen: allein diese Ursachen, welche die Ehen häufiger machen, würden nur Noth und größere Sterblichkeit erzeugen, wenn nicht gleichzeitig die Hülfsmittel zum Lebensunterhalte sich in Ueberfluß vorfänden.

Die Erfahrung zeigt, daß die Bevölkerung nicht nur im Verhältniß zu den Existenzmitteln steige, sondern sogar eine Neigung zu haben scheine, die letztern zu überholen. Es ist sehr wichtig, dies zu prüfen und ins Reine zu bringen.

Wenig staatswirthschaftliche Werke haben ein so lebhaftes Aufsehen erregt, als der Versuch des Herrn Malthus über die Bevölkerung. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieses Werk sein Glück nicht weniger dem Wahren und Richtigen, welches in ihm enthalten ist, verdankt, als dem Uebertriebenen und Unrichtigen. Herr Godwin *) hatte den Engländern mehrere Träumereieen aufgeheftet. Dem

*) Dieser Schriftsteller ist den Franzosen fast nur durch seinen Roman Caleb Williams bekannt und dieser schien ihnen einen grämlichen Schriftsteller anzudeuten, der aufs Aeußerste aufgebracht ist gegen das menschliche Geschlecht. Eine solche Meinung von dem Herrn Godwin zu fassen hieße in einen seltsamen Irrthum verfallen. Kein Mensch hat jemals mehr Vertrauen in die Vervollkommnungsfähigkeit gesetzt; in seinen Roman wollte er nur die gesellschaftlichen Einrichtungen verspotten, welche seiner Meinung nach, alle unsere Gebrechen verschulden. Um uns glücklich und gut zu machen, würde, wenn man ihm glauben wollte, ausreichend seyn, diese Einrichtungen uns wieder abzunehmen, vor allen diejenigen, auf welchen das Eigenthum und die Ehe beru-

Herrn Malthus scheint das Verlangen, seine Landsleute zu enttäuschen, die Feder geliehen zu haben. Anstatt sich aber in dem Kreise der Wirklichkeit, welche seinem Gegner fremd war, zu halten, bestritt er Träume durch Hypothesen. Beide Schriftsteller erhitzten die Einbildungskraft: der Eine durch Ausmalung heiterer Landschaften, der Andere durch Beschreibung finsterer Abgründe. Viele Menschen lasen das Werk des Herrn Malthus mit dem Vergnügen, das Kinder empfinden beim Lesen schrecklicher Mährchen.

Folgendes sind die Grundlagen des Systems des Herrn Malthus. „Wenn die Bevölkerung, sagt er, nicht durch irgend ein Hinderniß aufgehalten wird, so muß sie wenigstens in 25 Jahren sich verdoppeln, und mithin von Periode zu Periode in einer geometrischen Progression anwachsen. Mit den Lebensmitteln ist dies nicht der Fall. Das Aeußerste, was sich in Absicht ihrer Vermehrung annehmen läßt, ist: daß jeder Zeitraum von 25 Jahren den Erzeugnissen des Bodens eine ihrem gegenwärtigen Betrage gleichkommende Masse hinzufügt: daß mithin die Lebensmittel nur in arithmetischer Progression anwachsen. Das menschliche Geschlecht wächst wie die Zahlen 1, 2, 4, 8, 16, . . .; die Lebensmittel wachsen wie 1, 2, 3, 4, 5, . . . Nach zwei Jahrhunderten würde sich die Bevölkerung zu den Lebensmitteln verhalten, wie 256 zu 9; nach drei Jahrhunderten, wie 4096 zu 13 *). Man sieht, daß diese beiden unter sich so unverhältnißmäßigen

hen. Dieser Schriftsteller überholt in seiner Politik noch alle Verfasser von Utopien; diese geben ihre Hirngespinnste nur für Hirngespinnste; Herr Godwin glaubt an die Nothwendigkeit seine Ansichten zu verwirklichen.

*) Versuch über das Gesetz der Bevölkerung Kap. 1.

Gesetze des Wachsthums das menschliche Geschlecht in den Abgrund des Elendes und des Todes versenken.

Diesen scharfsinnigen Berechnungen mangelt es an der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit der Dinge. Man könnte dem Herrn Malthus noch Dank wissen, in dem einen Theile seiner Hypothesen so äußerst gemäßigt zu seyn; er sieht hinweg von allem, was ganz unabhängig von den Lebensmitteln zur Existenz nothwendig ist; er beschränkt sich, die Bevölkerung in 25 Jahren zu verdoppeln, statt in 15 und selbst in 12 Jahren, obwohl es in Amerika Landstriche giebt, in welchen die Bevölkerung mit dieser erstaunlichen Schnelligkeit wächst, selbst ohne daß die Auswanderung dazu beiträgt. Frankreich hat 32,000,000 Einwohner: die Berechnung des Herrn Malthus würde ihm in einem Jahrhundert nur 512,000,000 verleihen, während nach der günstigsten Voraussetzung Frankreich in 96 Jahren 8 Milliarden 192,000,000 Seelen haben kann. Dieser Erfolg ist noch auffallender, als der erste, und um nichts unwahrscheinlicher. Doch da die Frage ist, zu wissen, mit welcher Schnelligkeit die Anzahl Menschen anwachsen würde, wenn ihre Vermehrung durch kein Hinderniß aufgehalten würde, warum sollen wir Beispiele aus bekannten Ländern entnehmen? Hindernisse findet die Bevölkerung sogar in dem so fruchtbaren Amerika. Krankheiten, Leidenschaften, physische und moralische Ursachen, ermäßigen selbst auf dieser jungfräulichen Erde die Fortschritte des menschlichen Geschlechts. Alle die Uebertreibungen, die wir eben ausgehoben, sind noch schüchterne Annahmen und bleiben hinter der Wahrheit weit zurück, wenn man einen Augenblick annehmen will, daß die Vermehrung der Menschen keine Schranke finde. Allein wozu dienen diese Hypothesen? Sie mögen die Hoffnungen des

Herrn Godwin niederhalten; im Uebrigen haben sie nicht einen Schatten von Nutzen, wenn es sich darum handelt, zu erfahren, was wirklich auf der Erde vorgeht.

Die Ideen des Herrn Malthus über die Nahrungsmittel sind nicht weniger hypothetisch. Es gefiel ihm, die Menschen zu vermehren, es gefällt ihm, die Nahrungsmittel zu beschränken. Warum beschränkt er die Unterhaltsmittel eines Volkes auf die Nahrungsmittel, die der eigne Boden trägt? Genf, Holland, Schweden u. s. w. beziehen beständig Getreide aus der Fremde. Nicht nur durfte Herr Malthus eine solche Hülfsquelle nicht vergessen; sondern, nachdem er eine ungeheure Vermehrung der Menschen angenommen, mußte er, um gerecht zu seyn, nach den allergünstigsten Voraussetzungen, auch alles das in seine Berechnung aufnehmen, was die Vervollkommnung der Transport- und der Tauschmittel dereinst an Nahrungsmitteln denjenigen hinzufügen kann, welche das Land, auf welches er seine Aufmerksamkeit richtet, selbst hervorbringt.

Die romanhaften Hypothesen und die imaginairen Berechnungen des Herrn Malthus entfernen sich zu weit von der Wahrheit, um als Beweise einigen Werth zu behaupten. Verlassen wir daher die hohe Luftschicht der Hirngespinnste, und treten wir ein in das demüthige Gebiet des Wahren, wo sich auch das Nützliche findet.

Wir wollen untersuchen, aus welchen Arten von Personen die nothleidende Klasse besteht; und prüfen, ob ihre Noth aus einem Uebermaaße von Bevölkerung fließt.

Die arbeitsfähigen Bettler wollen wir nicht in diese Klasse setzen. Diese Leute haben sich eine Art von Gewerbe gebildet, welches die Mitte hält zwischen dem der Ballet-Tänzer und dem der Spitzbuben. Es gränzt an

das Erste, weil die, welche es treiben, ebenfalls ihre Verkleidung und ihre verdrehten Wendungen haben, nur daß sie in Trauer aufziehen, statt daß jene Andern Possenreißereien darstellen. Es gränzt an das Zweite, weil es auf Lug und Trug abgesehen ist; es ist nicht ganz so verdammenswerth, weil es so leidend getrieben wird, daß jeder sich davor hüten kann, und nur Narren seine Opfer werden. Ich sehe in der Gleichstellung der Bezeichnungen „Bettler" und „Nothleidender" einen großen Mißbrauch der Worte: die Bettelei ist Gewinn bringend, und es ist eine Schande, daß im Allgemeinen dem Bettler der Tag besser bezahlt wird, als dem Arbeiter.

Nur der Arbeits-unfähige Bettler, wie der Blinde und der Lahme, gehört zur unglücklichen Klasse. Sein trauriges Loos ist sicher nicht die Folge eines Uebermaaßes der Bevölkerung: es ist veranlaßt durch die Schwächen, denen unsere Natur unterworfen ist, und durch einen Kulturzustand, der so wenig vorgerückt ist, daß er die Gesellschaft für die Pflichten gegen das Unglück ohne Gefühl läßt.

Die Arbeiter, welche durch Krankheiten oder andere Begegnisse in eine drückende, mehr oder weniger dauernde Lage gerathen, sind Opfer von Ursachen der Noth, welche bei jedem Stande der Bevölkerung hervortreten.

In den Ländern, welche die Zünfte auffressen, giebt es viele Menschen, welche von ihnen an der Arbeit gehindert, oder welche genöthigt werden, zu einem geringfügigen Preise zu arbeiten, und daher in Noth sind. Der Ueberschuß, den man bei solchen Verhältnissen in der Bevölkerung wahrzunehmen glaubt, ist ein künstlich herbeigeführter; zu beklagen hat man aber alsdann nur die Fehlschritte der öffentlichen Gewalt.

Die Handelskrisen, welche stark beschäftigte Nieder-

lassungen zu Grunde richten oder in Unthätigkeit versetzen, bringen mitunter ebenfalls einen scheinbaren Ueberfluß an Volksmenge hervor. Diese Krisen, welche glücklicherweise nur von vorübergehender Dauer sind, entspringen nicht aus der Ueberzahl von Menschen; sie haben ihren Grund in der Unwissenheit und Habsucht der Gewerbsunternehmer, in der schlechten Verwaltung und in den Kriegen.

Doch auch wenn die Gewerbe frei sind, wenn sie blühen, wird noch eine große Menge von Arbeitern ein Opfer der Dürftigkeit. Unter diesen muß man eine Unterscheidung machen: es giebt deren, welche mehr in der Schenke leben, als in der Werkstatt; sie scheinen vor den Existenzmitteln, welche sich ihnen darbieten, fast zu fliehen, und nur Ausschweifungen zu suchen. Die Kinder solcher entwürdigten Wesen laufen in der Irre umher, leben meist von Almosen, und später von Diebereien und der Schande; wenn sie nicht ganz versinken, so bleiben sie wenigstens völlig bildungslos, ohne Gewöhnung zur Arbeit, und bestimmt, den großen Haufen elender Tagelöhner noch zu vergrößern. Auch hier darf man dergleichen Unordnungen nicht einem Uebermaaße der Bevölkerung zuschreiben; wohl aber der Unwissenheit, der Faulheit und Liederlichkeit. Es giebt aber in der nothleidenden Menge Arbeiter, welche sich aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte darstellen. Diese sieht man unter der Last von Kindern sich abquälen, ohne dazu gelangen zu können, die Noth zu bemeistern, welche ihrer Arbeit sich entgegen stellt. Die Anzahl der Wesen, die sie zu ernähren, zu bekleiden haben, ist eine Last, welche sie erdrückt, selbst wenn sie ohne Schwierigkeit zu Lohn gelangen: was wird aber werden, wenn Handelsstockungen eintreten und ihre Beschäftigungen vermindern, oder wenn eine Krankheit sie zur Unthätigkeit

tigkeit nöthigt? diese so gewöhnlichen Ereignisse werden für sie entsetzliche Nothstände. Es waltet ein Mißverhältniß ob zwischen der Anzahl ihrer Kinder und den Mitteln, sie zu erziehen *). Bei dieser Menge von Kindern gehen die Einen zu Grunde, der größte Theil der Uebrigen hat für sie nicht die Sorgfalt, sie zu guten Arbeitern zu erziehen; viele werden verderbt: und hier liegt dann allerdings ein Exzeß in der Erzeugung vor; wie soll man nun diesem Uebel zuvorkommen? Kann man dem Ungebühriß einer zu weit getriebenen Zeugung Hindernisse entgegen stellen, ohne die heiligsten Gesetze der Natur zu brechen?

Stevart**) meint, man müsse den Armen das Heirathen verbieten. Diese Ansicht ist empörend; sie verletzt Rechte, welche aus dem Dasein selbst fließen. Die Gesellschaft würde durch die Laster, deren größere Ausbreitung sie veranlaßte, am meisten bestraft werden; sie würde rechtmäßige Kinder gegen eine größere Anzahl von Kindern der Lust austauschen.

Die Gewaltthätigkeit ist eine schlechte Rathgeberin; die Weisheit muß sanftere und wirksamere Mittel haben, das Gute zu erzielen. Wenn ein Arbeitsmann, welcher

*) Es läßt sich auf eine allgemeine gültige Weise nicht bestimmen, wie groß die Anzahl Kinder seyn dürfe um die Familie nicht zu überlasten. Ein Mann und eine Frau, voller Gesundheit, Umsicht und Thätigkeit, können mehrere Kinder auferziehen, während zwei schwächliche, unwissende und träge Wesen kaum eins werden ernähren können. Die Seltenheit oder Ueberflüssigkeit der Arbeit, der hohe oder niedrige Preis der Waaren, sind auch wichtige Umstände, welche in verschiedenen Ländern und in demselben Lande zu verschiedenen Zeiten, sehr von einander abweichen.

**) Untersuchung der Grundsätze der politischen Oekonomie T. I. p. 127. (Tüblnger Uebersetzung I. 95.)

Familienvater ist und Verstand hat, von einem jungen Manne, welcher nichts besitzt, um die Hand seiner Tochter angegangen wird, so antwortet er: erst arbeite, und dann spare etwas; und wenn ich die Gewißheit haben werde, daß du meine Tochter nicht in Noth versetzest, daß ihr eure Kinder erziehen, und sie zu anständigen und guten Arbeitern, wie wir es sind, heranbilden werdet, so werde ich deine Bitte erfüllen. Diese nur allzu seltene und doch so nothwendige Vorsicht ist es, was man unter der zahlreichen Klasse verbreiten sollte. Die Entstehung eines vernünftigen Wesens darf nicht einzig von einer viehischen Begierlichkeit abhängen. Ehe man Kindern das Dasein giebt, sollte man wenigstens die Wahrscheinlichkeit für sich haben, sie künftig aufziehen zu können, oder man opfert die Vernunft der Leidenschaft, und läßt eine sträfliche That sich zu Schulden kommen. Der Mensch muß Aussicht behalten zu der Ehe, wie zu dem seiner Natur am meisten zusagenden Zustande; allein er soll sich derselben zuvor erst würdig machen; und diese Aussicht kann ein mächtiger Hebel für den jungen Arbeiter bei seinen Arbeiten werden. Wenn die öffentliche Meinung zu der Ehe anreizt, so ist nur der Anwachs einer elenden Bevölkerung die Folge; sie würde aber auch Folgen haben, nur bei weitem glücklichere, wenn sie der arbeitenden Klasse einprägte, daß die Ehe der Lohn der Arbeit und Wirthschaftlichkeit seyn muß.

Der Reiche und der Arme fallen in zwei entgegengesetzte Extreme: nur zu oft zeigt der Eine eine sträfliche Vorsichtigkeit, der Andere eine unheilbringende Unvorsichtigkeit. Im allgemeinen fürchtet der Reiche, zu viele Kinder oder selbst deren mehrere zu haben. Gewöhnt an Genüsse des Lebens, würde er ein trauriges Geschenk zu machen glauben, wenn er nur das Dasein übertrüge, ohne

damit zugleich die Güter zu verbinden, welche ihm nothwendig scheinen, dasselbe angenehm zu machen. Die Eitelkeit bestärkt noch dieses Vorurtheil, und ein solcher Mensch, der von der Titelsucht besessen ist, glaubt, wenn man nicht mit einem Marquisat auf die Welt komme, so lohne es sich der Mühe nicht, geboren zu werden. Der Arme folgt in seiner Dummheit einem viehischen Triebe: wenn er einen Augenblick ansteht, sich zu verehelichen, weil er sich die Frage vorlegt, was aus seinen Kindern werden solle, so entschlägt er sich doch dessen bald und kommt von dieser Vorsicht wieder zurück. Hat Er selbst doch gelitten, hat Er selbst doch gelebt; mögen also auch seine Kinder leiden und leben, wie er. Auf diese Weise entsteht dann eine Volksmenge, die eben sowohl der Noth ausgesetzt, als aufgelegt zu Ungebührnissen ist.

Man sollte nur für den Unterricht sorgen; damit das Gefühl von der Würde des Menschen Wurzel fasse in den Gemüthern, und der gesellschaftliche Zustand blühend genug sey, um auch dem Lohnarbeiter an den Annehmlichkeiten des Lebens einigen Antheil zu vergönnen: und er wird gewiß sich nicht verehelichen wollen, ehe er sicher ist, daß auch seine Kinder dieselben Annehmlichkeiten genießen werden. Man fragt, ob die Bevölkerung Neigung habe, die Existenzmittel zu überholen: die Antwort ist: „ja," bei unserem Kulturzustande; „nein" bei einem weiter fortgerückten Kulturzustande.

Minder erleuchtete Geistliche erschrecken, wenn man Vorsicht bei Abschließung der Ehen empfiehlt; sie besorgen, daß man dem göttlichen Gebote entgegen wirke: „seyd fruchtbar und mehret euch." Um folgerichtig zu seyn, sollten sie ihren Bannstrahl auf die Cölibataire schleudern; da aber ein Mann Freiheit hat, sich niemals zu verehe-

lichen, wie sollte es sträflich seyn, seine Ehe zu verschieben, um das Glück seiner Familie desto sicherer zu begründen?

Man hat vielfältig gegen die Uebervölkerung täuschende Aushülfen vorgeschlagen. So möchten einige Personen wohl, daß man Kolonien gründe; und ihre Einbildungskraft durchläuft dann die unermeßlichen Räume, welche auf der Erde noch unangebaut liegen. Allein wenn auch mehr als eine Regierung bis zu Ländereien, über welche sie verfügen könnte, nicht so gar weit hat, so darf man sich doch nicht wundern, sie so gar selten und immer ohne Erfolg zu diesem Auswege sich bestimmen zu sehen, wenn man über die Kosten, die Schwierigkeiten und die Gefahren der Kolonisationen nachdenkt. Auch müßte man, wenn durch eine Art von Deportation der Lohn in die Höhe zu bringen seyn sollte, einen ganz kleinen Staat bewohnen; denn in einem großen Staate würde das Abtreten einiger 100 oder 1000 Arbeiter nicht empfunden werden. Wenn die Gründe zu Gunsten der Kolonisationen mir etwas Richtiges zu haben scheinen, so besteht dies darin, daß sie zeigen, wie unsinnig es sey, den Auswanderungen sich zu widersetzen.

Andere Personen meinen, um der Noth zu steuern, dürfe man nur dem Gewerbfleiße eine weitere Entwickelung geben; und um dies zu beweisen, berufen sie sich darauf, daß Europa keinen Staat habe, der nicht die doppelte und dreifache Anzahl von Menschen zu ernähren vermöchte, die man gegenwärtig in ihm findet. In der That wird man dereinst finden, daß unsere Bevölkerung im neunzehnten Jahrhundert noch sehr gering gewesen. Allein die Erzeugnisse des Bodens und der Fabriken lassen sich nicht mit einemmale durch einen Zauberschlag verdoppeln und verdreifachen. Und dann (ich bitte den Leser, auf diese wesentliche Bemerkung aufmerksam zu seyn) vermehrt man schon die Ehen und die Geburten, wenn man die Existenzmittel vervielfältigt; wollte man also nur dieses einzige Mittel zur Beseitigung der Noth anwenden, so würde man nur das Faß der Danaiden zu füllen bestrebt seyn.

Freilich soll man dem Gewerbfleiße einen großen Anreiz gewähren; allein zu gleicher Zeit soll man auch auf die Umsicht Bedacht nehmen, die ich eben bezeichnete. Man darf nicht hoffen, den Zweck zu erreichen, wenn nicht durch diese beiden vereinten Mittel; allein ihre gedoppelte Wirksamkeit kann dereinst einen Wohlstand über die Erde verbreiten, welcher uns unbekannt ist.

Um die Noth zu beseitigen, giebt es kleine Hülfen von großer Nützlichkeit. Man sollte die Einrichtungen, durch deren Hülfe der Lohnarbeiter sich Hülfsquellen vorbereitet, vervollkommnen und vervielfältigen. Dergleichen sind die Verbindungen zu wechselseitigen Unterstützungen, die Spaarkassen u. s. w. Allein die arme Klasse wird in der Regel von den Vortheilen, welche Einrichtungen dieser Art darbieten, keinen Gewinn ziehen können, so lange die Erziehung ihre Einsichten nicht entwickelt hat. Man wird ohne Unterlaß auf die Ueberzeugung zurückgeführt, daß die Erziehung der zahlreichen Klasse die Grundlage jeder gesellschaftlichen Verbesserung sey.

Endlich wird es, wie sehr auch der Wohlstand gestiegen sey, allzeit traurige Ereignisse und beklagenswerthe Verhältnisse geben, welche das Hinzutreten der öffentlichen oder Privat-Mildthätigkeit nothwendig machen. Hypothesen und Uebertreibungen sind so sehr bedenklich, daß Herr Malthus mit den bestgemeinten Absichten, um nur seiner Aengstlichkeit konsequent zu bleiben, Ansichten äußert, die ich nicht zu bezeichnen wage. Er ist nicht sowohl darauf

bedacht, die öffentlichen Unterstützungen zu regeln, als vielmehr sie völlig aufzuheben. Herr Malthus würde also wollen, daß die verlassenen Kinder nicht mit einander in Pflegehäuser gebracht würden. Kann man sich ohne Abscheu wohl vorstellen, was für ein Loos diese Unglücklichen haben würden, wenn sie, nachdem ihre strafwürdigen Eltern sie ausgesetzt, nicht anders zu erhalten wären, als wenn der Zufall sie Personen in den Weg führte, die, mildthätig genug, sie an Kindes Statt annähmen? Welche Ungebührnisse würden daraus entstehen, wenn jeder, der in den Fall käme, nur die Wahl hätte, entweder alle Gesetze der Menschlichkeit zu übertreten und Kinder vor seiner Thüre umkommen zu lassen, oder die Sorge für deren Erziehung selbst zu übernehmen? Diesen Gefahren mußte die Gesellschaft zuvorkommen. Ihr mögt durch Linderung der Noth und Ausbreitung der Sittlichkeit immerhin zu verhüten euch bestreben, daß die Anzahl solcher unglücklichen Wesen nicht anwachse; sobald aber einmal ein solches Wesen athmet, ist man ihm Schutz vor Ungemach und Erhaltung seines Lebens schuldig. Mag seyn, daß seine Geburt ein Unglück ist, nicht weniger für uns, wie für es selber; es preisgeben, würde mehr als ein Unglück seyn, wäre ein Verbrechen. Herr Malthus, es ist wahr, behauptet, die Sterblichkeit der neugebornen Kinder sey in den Pflegehäusern so ungeheuer, daß vielleicht ihr mehr Kinder entgehen würden, wenn dergleichen Anstalten nicht bestänben. Man kann eine solche Behauptung noch in Zweifel ziehen; allein wenn man sie auch für wahr gelten ließe, so würde sie immer nur beweisen, daß unsere Anstalten der Vervollkommnung sehr bedürftig sind.

Man muß gestehen, daß bisher mit den milden Stiftungen große Gebrechen verbunden gewesen: man hat vor

Allem für die physischen Bedürfnisse gesorgt, und hätte vielmehr für die moralischen sorgen sollen. Die Pflege-Anstalten, in welche man die Kranken aufnimmt, schwächen die Familienbande. Kein Sohn pflegt mehr seine Mutter, keine Frau lindert mehr die Schmerzen ihres Mannes; Verwandte überantworten ihre Verwandten fremden Händen. Es besteht zu Paris eine achtbare Vereinbarung, welche, um dem unsittlichen Einflusse der Pflege-Anstalten entgegen zu wirken, sich mit Eifer angelegen seyn läßt, Kranke in ihren Wohnhäusern zu verpflegen. Man kann deren Gesichtspunkte gar nicht genug unterstützen. Wir wollen hoffen, daß die Fälle, in welchen man Kranke in die Pflege-Anstalten bringt, dereinst zu den traurigen Ausnahmen gehören werden; indeß werden dergleichen Anstalten immer nothwendig bleiben, da es allzeit Unglückliche geben wird, welche anderwärts nicht verpflegt werden können, und da die Gesellschaft in der Menschenliebe mit einem guten Beispiel vorgehen soll.

Die dem Alter geöffneten Freistätten halten immer einzelne Personen von der Wirthlichkeit ab. Warum sollten sie in ihrer Jugend und in ihrem kräftigen Lebens-Alter nicht der Verschwendung und der Ausschweifung sich hingeben, so lange es noch Anstalten giebt, um sie den Folgen ihrer Laster zu entziehen? Ich will mich nicht darauf beschränken, zu entgegnen, daß es immer noch besser sey, wenn Einzelne versinken, als daß die Gesellschaft selbst versinke, nämlich dem Alter die Unterstützung versage. Ich will nur sagen, daß man nicht sowohl die Einrichtungen selbst, als vielmehr den Mißbrauch derselben abschaffen sollte. Zu wünschen wäre es, daß man zweierlei Freistätten für das Alter hätte; eine für die Schlachtopfer des Unglücks, die andere für diejenigen schlechter Aufführ-

rung, in welche einzutreten schimpflich wäre, und in welchen dereinst sein Ende zu nehmen die Verachtung des Volkes fürchterlich erscheinen ließe. Wollte man entgegnen, eine solche Absonderung habe etwas Verletzendes, man müsse über frühere Versündigungen einen Schleier fallen lassen, so muß ich eine solche übertriebene Duldsamkeit von der Hand weisen. Die Menschenliebe artet in Albernheit aus, wenn sie mit der Gerechtigkeit Hand in Hand zu gehen aufhört.

Man hat vielfältig nach Mitteln geforscht, die Bettelei abzuschaffen. Es läßt sich erwarten, daß das Fortschreiten der Kultur diese öffentliche Geißel durch das einfachste Mittel vertilgen werde. Man wird aufhören, auf der Straße Geldstücke zu geben, sobald man erkannt haben wird, daß ein Almosen noch keine Mildthätigkeit sey, daß man seine Unterstützungen Familien gewähren müsse, deren Bedürfnisse man kennt, oder seine Gaben nur Personen ausantworten dürfe, welche die wirklich Armen, um ihnen wohlzuthun, in ihren Wohnungen aufsuchen.

Von allen Mitteln, der Dürftigkeit beizuspringen, ist das zweckwidrigste eine Steuer, die man zum Besten der Unterstützungsbedürftigen umlegt. Man erinnere sich nur, welche Wunde in England die Armen-Taxe offen erhält. Wie ungeheuer groß auch das Elend sey, was schon seit längerer Zeit auf England lastet, so bin ich doch überzeugt, daß man dasselbe noch bemeistern oder wenigstens lindern könnte, wenn nicht eine Klasse, deren Einfluß mächtig ist, sich an der Beibehaltung dieser verderblichen Steuer betheiligt erachtete. Die Gewerbsunternehmer sehen sich nämlich durch sie im Stande, den Lohn beliebig herabzusetzen, da die Kirchspiele verpflichtet sind, dem Lohnarbeiter soviel zuzuschießen, als er zu seiner Existenz bedarf. Man

sieht leicht ein, wie sehr eine solche Ordnung oder vielmehr Ordnungslosigkeit der Dinge wenigstens scheinbar denjenigen günstig sey, welche der arbeitenden Klasse Beschäftigung gewähren.

Erhebt man einmal eine Armen-Taxe, so ist das beste Mittel, das Uebel auf den Gipfel zu treiben, dieses, zur Vertheilung der Unterstützungen förmlich Beamte und besonders besoldete Leute zu bestellen. Nächst der Gründung von zahlreichen Schulen, wüßte ich nichts Nützlicheres für die Verbesserung der Lage der Gesellschaft, als mit dem Armen solche verständige und mildthätige Personen in Berührung zu setzen, welche sowohl Rath ertheilen, als den gesunkenen Muth wieder aufrichten können, und welche es verstehen, indem sie Unterstützungen darreichen, zugleich zu beweisen, wie man sich selbst genügen könne. Es fehlt mir an Kenntnissen, um auf die Einzelnheiten, die dieser Gegenstand verlangt, einzugehen, und ich verweise auf das Werk des Herrn Degérando unter dem Titel: der Armenbesucher. Dieses Werk ist voll von werthvollen Andeutungen und man empfindet auf jeder Seite desselben, daß der Verfasser die Tugenden, die er predigt, auch übt.

Viertes Buch.

Von der Verzehrung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.

Von der Verwendung des Einkommens.

Wenn die Menschen Gegenstände anders gestalten, oder von der Stelle bewegen, um sie entweder überhaupt erst nützlich zu machen, oder ihnen einen neuen Grad von Nützlichkeit zu ertheilen: so produziren sie; wenn sie dagegen dieser Gegenstände sich bedienen und sie dadurch zerstören, oder ihre Nutzbarkeit verringern, so konsumiren sie. Die Konsumtion ist der Zweck der Arbeit; nur von ihr entlehnen die Bildung und die Vertheilung der Reichthümer ihre ganze Wichtigkeit.

Die Prüfung der Frage, ob es zu wünschen sey, daß die Menschen wenig verzehren, um die Reichthümer aufzusammeln, oder ob vielmehr der Verzehr reichlich seyn müsse, damit er zur Hervorbringung anrege, ist eine der Fundamental-Untersuchungen in der politischen Oekonomie. Dieser Gegenstand, welcher eben sowohl die Sittlichkeit, als den Wohlstand der Völker berührt, und welcher so oft schon abgehandelt ist, ist noch nicht völlig ins Klare und aufs Reine gebracht.

Die Schriftsteller über politische Oekonomie unterscheiden zwei Arten von Verzehrung, eine unfruchtbare, und eine wiedererzeugende. Ein treffendes Beispiel wird

diese Unterscheidung ins Licht setzen. Wenn man Tuch kauft zu seiner Bekleidung, so verbraucht man dies unfruchtbarerweise, weil, wenn das Kleid abgetragen ist, von der Ausgabe, die man dafür machte, nichts mehr übrig bleibt; der Schneider aber, welcher Tuch verwendet, verbraucht dieses wiedererzeugend, da er den Werth desselben in den Kleidern, die er uns verkauft, wiederfindet. Man kann die Entwickelung und die Folgerungen dieser Lehre nachsehen in dem dritten Theile der Darstellung des Herrn Say. Ich werde auf einem ganz verschiedenen Wege der Untersuchung zu denselben praktischen Ergebnissen gelangen.

Ich erinnere in wenigen Worten an die Klassifikation der Reichthümer, die in dem ersten Buche dieses Werks auseinandergesetzt wurde. Alle materielle Erzeugnisse theilen sich in drei Klassen. Es giebt erstens Kapitalien und diese sind aus Produkten gebildet, welche aufgesammelt wurden, um neue Produkte damit hervorzubringen; zweitens einen Konsumtionsfonds, und dieser besteht aus Erzeugnissen, welche zur unmittelbaren Befriedigung unserer Bedürfnisse bestimmt sind; es giebt endlich drittens Einkünfte, welche je nach dem Gebrauche, den man von ihnen macht, entweder den Kapitalien oder dem Konsumtionsfonds zufließen.

Zur Aufklärung unseres Gegenstandes ist die Frage zu beantworten, ob es zu wünschen sey, daß die Einkünfte vorzugsweise den Kapitalien, oder aber dem Konsumtionsfonds zufließen; mit andern Worten, welche von diesen beiden Verwendungsarten für die Gesellschaft am zuträglichsten sey.

Es giebt ganz eigenthümliche Veranlassungen, welche auf die Verwendung, die Jemand seinem Einkommen giebt,

Einfluß gewinnen. Der arme Lohnarbeiter ist genöthigt, Alles, oder fast Alles zu seiner Konsumtion *) zu verwenden. Eben so ergeht es einem Manne, welchem sein Rang die kostbare Langeweile eines großen Aufwandes auferlegt. Unser Stand und unser Geschmack bestimmen uns weit öfter, als unsere Lage. Bei demselben Vermögen und ähnlichen Leistungen wird der Eine ein Verschwender, der Andere ein Schatz-Sammler. Familienväter gefallen sich in unklugen Ausgaben, während Eheloſe sich oft Annehmlichkeiten versagen, die sie sich gewähren könnten.

Ganz allgemeine Bestimmungsgründe haben auf die Verwendung, die man dem Einkommen giebt, durchgreifenden Einfluß. In einem neuen Lande, in welchem die Kapitalien selten und die Gewinnste beträchtlich sind, bestimmt man nur wenig für die Konsumtion; man wird durch die Vortheile, welche die Kapitalien verheißen, veranlaßt, welche anzusammeln. Je reichlicher sie werden, und je mehr die Gewinnste herabgehen, um desto mehr giebt man dem Verlangen nach, weniger zu ersparen und dagegen seine Genüsse zu erweitern. Dieses Verlangen gewinnt um so mehr Stärke, je mehr Gegenstände durch die Künste hervorgebracht werden, welche die Liebhabereien der reichen Leute wecken und ihnen schmeicheln. Gerade diese Ursache verstärkt hauptsächlich den Konsumtionsfonds auf Kosten der Kapitalien; denn noch giebt es kein Land, wo diese so sehr angehäuft wären, daß man sagen könnte, sie seyen in Uebermaaß vorhanden. Sollte das Gegentheil wirklich werden, so müßte der Ackerbau keine Verbesserung weiter zu wünschen mehr übrig lassen, und alle übrigen Gewerbzweige so betrieben werden, daß es unmöglich würde, noch ein neues Kapital darin anzulegen.

*) Ich verstehe dieses Wort hier und künftig in dem Sinn von unproduktiver Konsumtion.

Endlich übt auch noch die öffentliche Meinung einen großen Einfluß auf die Richtung aus, welche die Einkünfte nehmen. Die Gewalt der Meinung ist so groß, daß sie die Menschen gegen ihre eigenen Interessen und gegen ihren eigenen Geschmack zu handeln antreibt. Je nachdem nun diese Gewalt Wirthlichkeit gebietet, oder Verschwendung anordnet, fällt auch die Vertheilung des Einkommens unter die Kapitalien und den Konsumtionsfonds sehr verschieden aus. Die öffentliche Meinung wird ihrerseits wieder durch Schriften bestimmt; es ist daher sehr wichtig, durch die Wissenschaft nur solche Ideen zu unterstützen, welche dem gesellschaftlichen Interesse förderlich sind.

Man kann zweierlei irrige Richtungen verfolgen. Wenn die Einkünfte, bis auf die für den Unterhalt nothwendige Summe, sämmtlich zu Kapital verwendet würden, so würde eine überfüllende Produktion statt finden; vorausgesetzt, daß die Bewohner des Staates nicht einen ungeheuren Absatz ins Ausland hätten. Selbst in diesem Fall würden sie elend leben; sie würden sich Vergnügungen versagen, zu deren Genuß sie berufen sind, und die schönsten Fähigkeiten des Geistes würden bei einem solchen Volke von Geizhälsen ungeweckt bleiben. Wenn dagegen fast das ganze Einkommen zur Verzehrung verwendet würde, so könnten die Kapitalien diejenige Ausdehnung nicht erlangen, welche der Bedarf der Künste erfordert; die Werkzeuge zur Arbeit würden nicht weiter auslangen; das Elend und die Laster würden bei einem solchen Volke von Verschwendern ihre Verheerungen immer weiter verbreiten.

Wenn man den Gegenstand dieses Kapitels in seiner Tiefe ergründet, so gelangt man zu der Erkenntniß, daß eine umsichtige Verwendung des Einkommens zugleich für den Besitzer am angenehmsten und für das Gemeinwohl am nützlichsten ist. Leser! Ich will kein Utopien schaffen; ich will die Thatsachen mit Unpartheilichkeit darstellen und die Sprache reden, die in der politischen Oekonomie die genaueste ist.

Betrachten wir einen Familienvater, welcher, reich und aufgeklärt, wegen der zweckmäßigen Verwendung, die er von seinem Vermögen macht, als Muster aufgestellt zu werden verdient.

Eigne Wahl, das Interesse seiner Kinder und seine Ansichten vom Gemeinwohl bestimmen ihn, nicht die Gesammtheit seines Einkommens zu verzehren. Er verwendet einen Theil desselben zur Vergrößerung seiner Kapitalien. Er verbessert seine Güter, läßt Wirthschaftsgebäude aufführen, Mauren u. s. w. Wenn diese Anlagen nicht alle seine Ersparnisse erschöpfen, so verleiht er den Ueberrest an irgend einen Unternehmer, dessen Umsicht ihm bekannt ist, und gewährt ihm auf diese Weise die Mittel, eine seinem Lande nützliche Anlage zu begründen oder zu erweitern.

Man hat ihm oft gesagt, daß die Reichen, um die Produktion zu ermuntern, viel verzehren müßten; allein er hat selbst nachgedacht und gefunden, daß derjenige Theil seines Einkommens, den er in Kapital verwandelt, nicht minder verzehrt werde, als derjenige, den er zu den Ausgaben seines Hauses verwendet. Die Ersparnisse, welche auf die Kultur eines Grundstücks, oder zu einem Darlehn an einen Fabrikanten verwendet werden, werden auf dem Lande und in der Stadt durch die verschiedenen Arbeiter verzehrt, welche sie beschäftigen. Dieser Theil des Einkommens gelangt unmittelbar an Konsumenten, welche fleißig, anständig und würdig sind, ermuntert zu werden. Setzen wir hinzu, daß der Pachter seinen Wohlstand erhöht, und sich bei Erneuerung der Pacht, zur Zahlung einer größeren Rente im Stande sieht; daß der Manufakturunternehmer Gewinnste macht und Zinsen zahlt. Auf diese Art hat nicht allein eine größere Anzahl Arbeiter gelebt, sondern der Pachter, der Fabrikant und der darleihende Eigenthümer sind sämmtlich im Stande, mehr drauf gehen zu lassen. Man wird daher von einer befremdlichen Täuschung verleitet, wenn man voraussetzt, daß das Einkommen, welches zu Kapital verwandelt wird, der Konsumtion entzogen werde. Zwar verzehrt man es nicht selbst; allein man läßt es durch Andere auf die Weise verzehren, wie es für die allgemeine Wohlfahrt am nützlichsten ist.

Der reiche Mann, den ich im Auge habe, schlägt einen großen Theil seines Einkommens dem Konsumtionsfonds zu; er verwendet ihn nur nicht ohne Wahl und ohne Urtheil. Da er Kenntnisse hat, so weiß er sich schon davor zu hüten, der Narr seines eignen Reichthums zu werden.

Bei ihm sieht man keine Schaar unnöthiger Diener, da er gut bedient seyn will, und weil er es vorzieht, anständige Arbeiter lieber auf dem Lande zu unterhalten, als in der Stadt aus ihnen Nichtsnutze und Hanswürste zu bilden, die in seine Livree gekleidet einhergehn. In seinem Hause herrscht Ordnung; er weiß, was von dem Grundsatze der Schmarotzer, daß die Schwelgereien des Reichen dem Armen Brot geben, zu halten sey. Statt zur Unzeit und ohne Genuß zu verschwenden, zieht er es vor, seinen Aufwand nur auf eine Art zu machen, die ihm selbst angenehm und den Uebrigen vortheilhaft ist.

Er spricht gerne über die Grundsätze, die er sich gebildet hat; da es nächst dem guten Beispiele nichts Nothwendigeres giebt, als gute Lehren. Die Lobredner der Verschwendung, sagt er, mögen immerhin wünschen, daß die Saturnalien wieder eingeführt würden, wobei die Reichen ihre Möbel zerschlagen, um den Gewerbfleiß aufzumuntern. Diese Möbel, die man ersetzen müsse, würden den Arbeitern Lohn und den Unternehmern Gewinnste gewähren. Allein wenn auch die reichen Leute zu diesem närrischen, unklugen Mittel ihre Zuflucht nicht nähmen, so verwenden sie doch das nämliche Einkommen, gewähren dieselben Gewinnste, dieselben Lohne, und das, was sie nicht zu Grunde gerichtet haben, hört doch nicht auf, nützlich zu seyn. Die Möbel, die sie nicht weiter mögen, werden wohlfeil verkauft und von andern Personen benutzt; werden nachmals noch wohlfeiler verkauft, und wandern aus einer Wohnung in die andere, nur freilich in immer bescheidnere. Die Gegenstände, deren Verschleiß nur langsam vor sich geht, sammeln sich auf, und werden für die Gesellschaft ein unermeßlicher Fonds von Reichthümern. Nur die gute Ordnung kann diesen werthvollen Fonds vergrößern, und für seine Erhaltung sorgen. Wenn der wohldenkende Mann, welcher so spricht, merkt, daß man ihm Aufmerksamkeit schenkt, so fährt er folgendermaßen fort: welch ein Unsinn wäre es sich einzubilden, der Reiche sey ein Geizhals, wenn er nicht verschwende, gleich wie wenn es nur eine einzige Art, auszugeben, gäbe, und als wenn man entweder diese belieben, oder gar sein Geld vergraben müsse! Jeder Aufwand hat seinen Nutzen, allein nicht jeder Aufwand hat seinen gleich großen Nutzen. Die Verschwendung und die Vergeudung haben Folgen, welche nicht zu vergüten sind, sofern sie Gegenstände durchbringen

bringen, die nicht beliebig vervielfältigt werden können, weil es zu ihrer Hervorbringung vielleicht der Mitwirkung der Natur bedarf. Wenn ein Hausrath zerschlagen ist, so wird ein Handwerker herbeigerufen; allein wenn man Getreide oder Bäume zernichtet, so kann man die Natur nicht zwingen, das Unrecht, welches man der Gesellschaft zugefügt, zu vergüten. Freilich giebt es keine völlig unvergoltene Verzehrung. Wenn Ihr Getreide zerstört, so hat derjenige, der es Euch verkaufte, den Gegenwerth dafür erhalten; allein was für eine Vergütigung erhält derjenige für Eure Narrheit, der seinerseits Hunger leidet, und den dieses Getreide erhalten hätte? Die Verschwendungen der Reichen können nur auf Kosten der zahlreichen Klasse statt finden; und ihre wohlverstandene Wirthlichkeit vermehrt das Vermögen des Armen.

Auf diese Art versagt dieser verständige Mann sich trotz seines Reichthums alle Ausgaben, welche für andere Leute schädlich seyn, und welche seinen Vergnügungen nichts hinzufügen würden; dergleichen Ausgaben sind unter seiner Würde. Er will nicht nur, daß in seinem Hause Ordnung herrsche, sondern er hält sogar nicht unter seiner Würde, gewisse wirthliche Verfahrensweisen einzuführen, wichtige Früchte tiefer Studien. So z. B. läßt er den Heerd seines Kamins auf eine Art legen, daß er besser und mit minderen Kosten heizt; wäre es auch nur, um ein gutes Beispiel zu geben, und einen nützlichen Gebrauch allgemeiner zu machen.

Wenn leichtsinnige Menschen dergleichen Bestrebungen ins Lächerliche ziehen wollen, und voraussetzen, sie seyen nur Folge eines knickrigen Sinnes, so werden sie enttäuscht werden, wenn sie in den Gemächern dieses so vernünftigen Mannes alle Anzeichen des Reichthums und des guten

Geschmacks sehen. Seine Möbel verbinden Zierlichkeit mit Dauerhaftigkeit. Seine Wohnung schmücken viele Gegenstände der Bequemlichkeit und des Schönheitssinnes. Sein Vermögen gestattet ihm deren Anschaffung, und er will, daß seine Familie ihrer theilhaftig werde. Wohnt er weit entlegen von der Hauptstadt, so will er doch dem Gewerbfleiße eine Aufmunterung gewähren, und Handwerker dadurch heranbilden, daß er ihnen Muster darbietet. Ohne auf sein Aeußeres besondere Sorgfalt zu verwenden, ist er doch allezeit in schöne Zeuge gekleidet, und alles, was zu seinem Gebrauche dient, aus guten Fabriken entnommen. Unter allen Arten liebt er das, was schön ist; und er weiß, daß die vervollkommneten Manufakturen, deren Einfluß von Bedeutung ist, nicht bestehn können, ohne die Reichen zu Abnehmern zu haben. Der Aufwand seiner Tafel ist für ihn nicht der größte; bei seinen Mahlzeiten sieht man nicht jene Verschwendung, welche anzudeuten scheint, daß man Narren zu Gästen hat; doch hat sein Koch ganz die Geschicklichkeit, die sich für ein großes Haus gebührt. Der einzige Unterschied, den man zwischen seiner Tafel und der Tafel anderer Reichen wahrnehmen kann, besteht darin, daß sie auch eben sowohl bedient ist, und zwar mit geringerem Aufwande, und daß sie liebenswürdigere Tischgenossen vereint.

Ich rede nicht von demjenigen Theile seines Einkommens, den er auf die Erziehung seiner Kinder verwendet, noch auch von demjenigen, den er für Handlungen der Mildthätigkeit bestimmt, weil mich dies zu Betrachtungen verleiten würde, die uns unseren Gegenstand aus dem Gesicht rücken könnten.

Die Grundsätze, welche diesen reichen Mann leiten, sind genau diejenigen, welche jede Person befolgen sollte,

deren Einkommen nicht schon völlig durch den täglichen Bedarf erschöpft wird. So wie der reiche Grundeigenthümer seine Güter verbessert und beträchtliche Summen unterbringt, so sollte auch der Arbeiter Werkzeuge kaufen und seine Ersparnisse anlegen. Dies wären dann seine Kapitalien. Was den Konsumtionsfonds betrifft, so hat der Arme mehr noch, als der Reiche, mit Vorsicht einen Theil seines Einkommens dazu zu verwenden, und darauf zu achten, daß er bei seinen Anschaffungen Gegenstände von Dauer den schneller Abnutzbaren vorziehe. Kann er, sey es für seine Nahrung, sey es für seine Kleidung, etwas mehr aufwenden, so mag er lieber dem Aufkaufspreise eines Möbels etwas zusetzen, da dieses seine Kinder noch besitzen werden.

Man weiß, welchen Einfluß die Reichen, zumal diejenigen, welche Grundstücke besitzen, ausüben; weil sie in der Regel zugleich im Besitze öffentlicher Aemter und im Genusse gesellschaftlicher Auszeichnungen sich befinden. Wollten sie die oben ausgeführten Grundsätze zur Richtschnur nehmen, so würde ihr heilsames Beispiel unter alle Klassen der Gesellschaft Verbesserungen herbeiführen. Das Land, in dem diese Grundsätze werden geehrt werden, wird an Reichthümern, an Tugenden und an Glück am meisten hervorragen.

Wenn dagegen die öffentliche Meinung zur Verschwendung einladet, wenn falsche Ansichten in der politischen Oekonomie dem Irrthume Geltung verschaffen, als sey jeder Verzehrer gleich nützlich, so wird man die entgegengesetzten Erfolge hervortreten sehen. Die reichen Leute werden ihre Einkünfte dem Konsumtionsfonds zuschlagen. Eine gewisse Anzahl von Leuten wird freilich dabei gewinnen; ich habe schon gesagt und ich wiederhole, daß jeder

Aufwand einigen Nutzen hat. Wenn die Reichen sich in Unkosten setzen für Bediente, gemeine Dirnen und Taschenspieler, so lebt dergleichen Volk nicht nur, sondern verzehrt auch das, was es erhält, und setzt mithin auch Arbeiter in Nahrung. Indeß scheint mir die Art und Weise, wie oben unser kluger Familienvater sein Einkommen verwendete, weit unmittelbarer anständigen und arbeitsamen Leuten die Mittel zum Unterhalt zu gewähren; und ich sehe nicht wohl ein, durch welchen Umschweif die Goldstücke, die der Verschwender auswirft, jemals sich in Kapitalien verwandeln und zu den Amelierationen verwendet werden könnten, die der Landbau erfordert. Wenn die großen Grundeigenthümer in die Verschwendung ihre Ehre setzen, so werden die Kaufleute und die Fabrikanten mit ihnen um die Wette verschwenden; diese werden ihre Kapitalien erschöpfen; es werden alle Klassen der Gesellschaft in diesen Strudel hineingezogen werden, und zuletzt wird der Staat nur noch ein großer Schauplatz der Ausschweifung und Nichtsthuerei seyn.

Auf diese Art reden also die Schriftsteller, welche den Gewerbfleiß aufzumuntern meinen, indem sie eine regel- und maaßlose Verschwendung predigen, wie wohlgemeint auch ihre Absichten seyn mögen, immer als Sittenverderber und legen dadurch eine grobe Unkenntniß der Gesetze der politischen Oekonomie an den Tag. Es ist wirklich peinlich, Phrasen zu lesen, wie diese hier: „die Grundsätze der politischen Oekonomie gehören einer ganz andern Reihenfolge von Ideen an, als die Vorschriften der Moral *)."

*) Diese Phrase findet sich bei Garnier (Noten der Smithschen Uebersetzung Th. VI. p. 38.) und gleichwohl ist der Verfasser kein solcher Gönner der Verschwendung, als andere Schriftsteller. Einige Seiten weiter sagt er: „Herr von Saint Chamans (in dem Werke unter dem Titel: von der auf die Grundsätze der politischen Oekonomie gegründeten Besteurung) hat sich weit über die Wahrheit hinausführen lassen, da er behauptet, daß jeder Verzehr, selbst der der Verschwender und der der Regierungen, die man, ohne dem Vorwurfe der Uebertreibung sich bloßzustellen, als die ersten unter den Verschwendern ansehn kann, gleich günstig für die Wiedererzeugung sey; so daß nach seiner Ansicht es genügen würde, zu konsumiren, um eine Erhöhung des öffentlichen Reichthums zu erzielen."

Ich kenne keine Behauptung, die unrichtiger und zugleich geeigneter wäre, die Gemüther zu verwirren, und zwei Wissenschaften, die das Bedürfniß der Menschheit auf das Engste vereinigt hat, der gegenseitigen Unterstützung zu berauben. Wenn sie jemals einander entgegengesetzt wären, so würde der Gegenstand, welcher uns in diesem Augenblick beschäftigt, derjenige seyn, über welchen man sie noch am weitesten auseinander gehen sähe; allein die Wahrheiten, welche dies Kapitel darbietet, erfreuen sich gleich sehr der Zustimmung beider Wissenschaften.

Die Grundsätze, welche ich über die Anwendung des Einkommens aufgestellt habe, fließen aus der Natur der Dinge. Diese Grundsätze verwerfen die Verschwendung und die Vergeudung, welche neuere Schriftsteller preiswürdig finden; sie verwerfen aber auch gleich sehr die harte Entbehrung, die früher so gepriesen ward. Die strengeren Ansichten sind nicht nur auf die Gesellschaft, welche wir jetzt unter Augen haben, nicht weiter anwendbar, sondern waren auch niemals mit der Wohlfahrt der Menschen im Einklang; sie sind uns überliefert worden von den Republiken des Alterthums, diesen politischen Klöstern, in welchen die Bürger, d. h. einige Bevorrechtete vom Raube lebten und über Sklaven geboten.

Ich habe das Wort Luxus nicht ausgesprochen: dies Wort ist zu unbestimmt, als daß es angewendet werden könnte, wo es darauf ankommt, richtige und bestimmte Ansichten zu bezeichnen. Einige Schriftsteller haben versucht, es wieder einzuführen; allein in einem guten Sinne kann man es nicht brauchen, ohne sich häufigem Tadel bloß zu stellen. Man müßte ihm also, wenn man davon Gebrauch machen wollte, eine verächtliche Bedeutung belassen, und es nur genauer bestimmen. Hiernach würde ich sagen, man müsse die unmoralischen Ausgaben Luxus-Ausgaben nennen. Wenn ein Arbeiter, der in seinem Gewerbe glücklich ist, sich mit seiner Familie eine Landparthie gestattet, so billige ich dies; wenn er dagegen sein Geld in der Kneipe versauft, so macht er eine Luxus-Ausgabe. Ein reicher Mann möge immerhin seiner Frau einen Shawl von 3,000 Franken schenken, diese Ausgabe, wenn sie seinem Vermögen entspricht, hat nichts Unvernünftiges: kauft er diesen Shawl für seine Maitresse, so ist dies eine Luxus-Ausgabe.

Zweites Kapitel.

Von der Besteuerung.

Unabhängig von ihren Privatausgaben, haben die Menschen auch noch gemeinschaftliche Ausgaben zu bestreiten. Das Geld, das ich hergebe, um die Salubrität der Stadt, in der ich wohne, zu befördern, ist nicht minder in meinen Nutzen verwendet, als das für mein Haus ausgegebene. Auf die nämliche Art tragen die Bewohner des Staates, indem sie die Behörden und die bewaffnete Macht besolden, zur öffentlichen Sicherheit bei, und gewinnen da-

durch ein Gut, ohne welches sie ihr Vermögen nicht würden genießen können, weil ihre Arbeiten und Vergnügungen oftmals würden unterbrochen werden. Indessen giebt es kein Land, in welchem die Steuern ohne Murren und Mißvergnügen entrichtet werden.

Eine der ersten Ursachen des Widerwillens gegen die Entrichtung der öffentlichen Lasten besteht darin, daß man zu oft den Ertrag der Steuern hat bestimmungswidrig verwenden sehen. Der Mißbrauch der öffentlichen Gewalt hat der Regierung die Unterthanen entfremdet. Wenn die Regierung nur darauf bedacht ist, immer höhere Summen zu erheben, und sie auf eine den Steuerpflichtigen verderbliche Weise zu verwenden: so ist es natürlich, daß diese das Geld, das sie in den öffentlichen Schatz zahlen, nur als dem nützlichen oder angenehmen Gebrauche, den sie davon zu machen hofften, entzogen ansehen.

Eine andere Ursache ist der Mangel an Einsicht. Auch unter der väterlich sorgsamsten, und mithin auch wirthlichsten Regierung können unwissende Menschen wähnen, die Steuern würden nicht für sie verwendet. Im Innern des Staates mögen die Bewohner den Aufwand für die Anlegung von Seehäfen als unnütz ansehen, obwohl diese ihnen nachmals große Vortheile gewähren werden. Die größere Ausbreitung der Kenntnisse muß dergleichen beschämende Vorurtheile, welche der Gesellschaft nachtheilig, und der öffentlichen Gewalt gefahrbringend sind, allmählig austilgen. Auch sollte man soviel, als nur irgend möglich, vor den Augen der Steuerpflichtigen deren Geld verwenden, und sie von der Wirklichkeit der Verwendung selbst sich überzeugen lassen. Es giebt städtische und Provinzial-Ausgaben, die man mit den allgemeinen Staats-Ausgaben nicht verwechseln darf. Denn gerade vermittelst

der Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung, lassen sich die Menschen für die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen.

Ich theile keineswegs die Ansicht der Schriftsteller, welche dafür halten, alle Ausgaben der Regierung seyen unfruchtbar. Herr von Tracy, welcher durch genauere Entwickelung in mehrere Theile der politischen Oekonomie Licht gebracht, scheint mir im Irrthume befangen, wenn er sagt: „der Gesammt-Betrag des öffentlichen Aufwandes muß in die Reihe der mit Recht als steril und unproduktiv bezeichneten Ausgaben gestellt werden *).“ Eine Regierung ist oft Reichthum erzeugend **): sie errichtet Wege, Kanäle, Seehäfen, öffentliche Gebäude, Denkmale ꝛc. Allein wenn sie einen verständigen Gebrauch von dem Ertrage der Steuern macht, so produzirt sie nicht selbst, sondern unterstützt nur die Produktion. Sie besoldet die Behörden, Richter, Professoren u. s. w. Diese Beamten liefern immaterielle Güter für ihre Besoldung; sie erhalten den Frieden, verbreiten Moral und Wissenschaften; und dergleichen Güter haben den glücklichsten Einfluß auf die Entwickelung der Künste. Wenn dagegen die öffentliche Gewalt die Einkünfte in Geschenken an ihre Knechte verschwendet; wenn die nützlichen Aemter zu hoch besoldet werden; wenn in Arbeiten, Vorräthen u. s. w. Geld verschleudert wird: so thut man dergleichen Ausgaben noch zu viel Ehre an, wenn man sie als bloß steril bezeichnet; denn dann sind sie vielmehr Verderben bringend.

*) Seite 364 der Original-Ausgabe in 8.

**) Freilich nicht durch das Monopol auf Salz, Taback, Pulver; denn deren Erzeugung würde, wäre sie frei, noch ergiebiger seyn. Die Regierung vermindert auf diese Art nur die Produktion, anstatt sie zu fördern.

Inzwischen haben auch die übermäßigen Steuern und die Verschwendungen der öffentlichen Gewalt ihre Vertheidiger gefunden, nicht nur unter Leuten, die gewohnt sind, von Mißbräuchen zu leben, sondern auch unter solchen, welche aufrichtig nach Wahrheit forschen. Hohe Steuern, hat man gesagt, wirken als ein Reizmittel, das die arbeitende Klasse zur Thätigkeit nöthigt, und so sind die Summen, welche die zahlreichen Diener der öffentlichen Gewalt verthun, ein Reizmittel zur Arbeit.

Ich mag keine einzige Wahrheit bestreiten. Das Drückende der Steuern hat oftmals eben so nützliche, als unvorhergesehene Folgen gehabt. Smith behauptet, der hohe Preis der Handarbeit, welcher durch die Steuern veranlaßt worden, habe die Erfindung neuer sparsamerer Bereitungsarten und Maschinen hervorgerufen, denen die englische Industrie erhebliche Vortheile verdanke. Diejenigen, welche so hohe Steuern bewilligten, haben solche Erfolge niemals beabsichtigt; und offenbar giebt es auch minder theuere Mittel, die Mechanik zu Fortschritten zu ermuntern.

Auch die verschwenderischen Regierungen machen von einem Theile der Auflagen, mit welchen sie die Völker belasten, einen nützlichen Gebrauch. Man sieht sie mitten unter thörichten Verschleuderungen, einzelne Wissenszweige fördern, neue Verbindungsmittel eröffnen; und darunter gewinnen natürlich die Steuerpflichtigen. Allein wenn Rendanten Unterschleife machen, und einzelne Male die Großmüthigen spielen: soll ich daraus folgern, daß Unterschleife die Hochherzigkeit fördern?

Es ist möglich, daß hohe Steuern auf träge und bildungslose Wesen wie diejenigen Uebel wirken, welche den Feldarbeiter heimsuchen und ihn zu einem Kampfe mit der

Natur um die Erhaltung seines Lebens zwingen. Ein so grausames Reizmittel, was vielleicht noch niemals aus Rücksichten des öffentlichen Interesses zur Anwendung gebracht worden, wird eine Verwaltung, welche einsichtsvoll genug ist, sonst schon die Faulheit zu beseitigen und die Unwissenheit zu zerstreuen, allzeit verschmähen. Die besten Hebel des Gewerbfleißes sind die Kenntnisse und die Hoffnung, die Frucht seiner Arbeiten zu genießen.

In den Zeiten der Unwissenheit können die aus der Hauptstadt in das Innere der Provinzen gesendeten öffentlichen Beamten die Bedürfnißmittel der Reichen aufrühren; sie rufen neues Gepränge hervor, bringen verschiedenartige Kunstprodukte mit und lassen diese bewundern. Indeß sind ihr Aufwand und das Beispiel, das sie geben, viel verderblicher für die Sitten, als dem Gewerbfleiße förderlich. Solche Leute, welche meistentheils leichtsinnig und Verschwender sind, geben nicht sowohl zur Erwerbung eines Einkommens, als zu seiner Verschwendung Anleitung.

Ueber den Aufwand der Beamten hat man sich lange getäuscht und täuscht sich vielleicht noch. Diese Machtvollzieher rufen keinesweges die Reichthümer, aus welchen sich ihr Einkommen bildet, erst hervor; diese waren in der Gesellschaft vielmehr schon vorhanden; es sind Erzeugnisse, welche nur aus einer Hand in die andere kommen. Die Besoldung eines Intendanten belaufe sich auf 40,000 Franken; dieser Betrag wird von 20 Grundbesitzern beigesteuert, von welchen jeder 2000 Franken zahlt. Entzöge die Staatskasse ihnen diese Summe nicht, so würden sie dieselbe theilweise zu Ameliorationen auf ihren Gütern verwenden, theilweise zu nützlichen oder annehmlichen Genüssen. Meint man wohl, das Publikum werde aus diesen verschiedenen Verwendungsarten des Einkommens weniger

Vortheil ziehen, als aus den Mahlzeiten und den Tanzgesellschaften des Intendanten?

Kein Beobachter kann sich im Ernste täuschen lassen, durch die so oft wiederholte Redensart: „das, was die Regierung an Steuern vom Publikum erhebt, gewährt sie demselben zurück.“ Um es zurückzugewähren, müßte sie es wieder herausgeben, ohne etwas dafür zu verlangen. Die Regierung gewährt aber die Erzeugnisse, welche sie erhebt, wirklich nicht zurück, sondern tauscht sie wieder gegen Andere aus. Ein Arbeitsmann zahle 40 Stüber in die Staatskasse, indem er besteuerte Gegenstände verbraucht, z. B. Taback, Salz, Wein; hiernächst möge er für die Regierung einen Tag arbeiten und dafür 40 Stüber erhalten. Wird ihm damit sein Geld zurückgezahlt? Nein, er gewährte ja für diese 40 Stüber Arbeit, und seine Steuer bleibt auf immer für ihn verloren.

Oftmals fließt auch die Steuer gar nicht zu denjenigen, die sie bezahlt haben, zurück. Man hat tausendmal wiederholt, daß der Verfasser des Telemachs in erhebliche staatswirthschaftliche Irrthümer verfallen sey. Wirklich zeigt das, was er von der Salentinischen Reform anführt, daß er die Industrie der Städte der des Landes widerstreitend hielt. Eine solche Ansicht darf man jetzt nicht mehr förmlich widerlegen; doch wollen wir auf unserer Hut seyn, Fenelon nicht leichtfertig zu verurtheilen. Sein Irrthum ist eine unrichtige Folgerung aus einer richtigen Thatsache, welche er vor Augen haben mochte. Wenn der Fürst den Ackerbau mit Steuern überlastet, um an Einer Stelle des Reiches einen Palast aufzuführen und Feste zu veranstalten, so wird zwar an dieser vereinzelten Stelle ein Prasserleben sich zur Schau darbieten, der ganze Staat wird aber in Elend versinken.

Wenn man gute menschlichgesinnte Fürsten überredete, Verschwendung erwecke den Gewerbfleiß, und Verschleuderungen bereicherten ein Land, so würde man den Wahn in ihnen erzeugen, sie könnten die Abgaben ohne Maaß erhöhen und vervielfältigen; man würde sie zu den nämlichen Resultaten veranlassen, wie wenn die asiatischen Despoten für die Eigenthümer des Vermögens ihrer Unterthanen gelten wollen.

Die Finanzwissenschaft hatte lange zum Ziel, nur der Staatskasse Hülfsquellen zu verschaffen, und einen immer größeren Theil Steuern zu erheben: es ist zu wünschen, daß sie endlich einmal sich zum Zwecke setze, die öffentlichen Lasten zu ermäßigen.

Die Grundlage eines guten Finanzsystems kann nur in der Verminderung der Ausgaben bestehen. Um indeß zu erkennen, wie schwierig es sey, von dieser Theorie eine Anwendung auf den bestehenden Zustand zu machen, darf man nur die Gewalt der persönlichen Interessen und der Habgier kennen lernen. Ohne auch nur von der Raublust der Leute zu reden, welche von Ungebührlichkeiten zu leben schon gewöhnt sind, so ist auch für die Regierungen die Gewohnheit, viel zu verthun, eben so schwer zu heilen, wie für Privatpersonen.

Von Ausgaben, welche nur Einzelne bereichern, sollte man sich ganz frei machen; und solche, welche den Staat bereichern wenigstens sehr beschränken *). Sind aber auch

*) Nur rücksichtlich dieser letztern dürfte man anstehen, zur Sparsamkeit überzugehen. Es ist leicht, dem Schatz große Summen zu ersparen, wenn man die Ausführung öffentlicher Anlagen ganzen Gesellschaften überläßt. Indeß hat denn doch diese Verfahrensart auch ihre Bedenken. So können z. B. Kanäle gezogen werden, ohne daß sie dem Staate auch nur das Geringste

die Ausgaben schon beschränkt, so ist es noch eine sehr schwierige Arbeit, zu ermessen, welche Mittel zu ihrer Bestreitung die mindest-belästigenden seyen.

Man möchte zwar wohl, daß jeder Einzelne zu den öffentlichen Lasten nach Maaßgabe des Einkommens, dessen er sich erfreut, beisteuere. Allein welch eine gehässige Untersuchung würde erforderlich werden, ehe man das Einkommen jedes Einzelnen festgestellt hätte? Auch die Ausgaben müßte man kennen, welche auf diesem Einkommen lasten. Diese Grundlagen sind in fortwährender Veränderung begriffen, und die nur jährliche Erneuerung jener belästigenden Untersuchungen wäre das Wenigste. Von den Kniffen, welche Leute mit bösem Willen versuchen würden, wollen wir nicht reden; aber wie viele Menschen haben ein Interesse, mit der Offenbarung ihrer Geschäftsverhältnisse zurückzuhalten, ohne daß man einmal daraus einen ihrer Ehrlichkeit nachtheiligen Schluß ziehen darf! Wenn man in ganz kleinen Freistaaten wie z. B. Hamburg und Genf Steuern erhob nach Maaßgabe des Einkommens oder des Vermögens der Bürger, so blieb jede an den Schatz gezahlte Summe unbekannt. Es liegt in der Natur dieser

kosten. Allein man müßte den Aktionären auf lange Zeit hin Vortheile zugestehen; während man, wenn das Publikum unmittelbar die Anlegungskosten bestreiten wollte, nur die Unterhaltungskosten noch zu tragen haben würde. In jedem Falle ist es das Publikum, welches zahlt: es fragt sich nur welche Art der Uebertragung vorzuziehen sey. Ist das Publikum im Stande sogleich die ganze Anlage selbst zu übernehmen, so wird es weniger zu zahlen haben; dieser Modus ist also der vortheilhafteste. Allein wenn die Ausgabe für den Schatz zu groß ist, und es sich von sehr nützlichen Anlagen handelt, so ist man schon glücklich, sie nur ohne Verzug ins Werk richten lassen zu können, selbst auf die Gefahr hin, sie nachmals theurer zu bezahlen.

Steuern, daß sie geheim gezahlt werden, auf den Grund eines Eides, mittelst dessen man betheuert, verhältnißmäßig gesteuert zu haben. In einem großen Staate wird man nicht immer bei jedem Bewohner ein so strenges Gewissen finden, daß man den Gesammtbetrag der öffentlichen Ausgaben durch eine Steuer aufzubringen hoffen darf, welche ein so rührendes Vertrauen voraussetzt.

Wenn man wegen der Unmöglichkeit, das Einkommen kennen zu lernen, so lange es noch in den Händen des Besitzers beruht, es in dem Augenblicke zu besteuern versucht, wo es aus dem Besitze herausgeht, um angelegt zu werden: so wird man bald finden, daß manche Ausgaben sich gar nicht besteuern lassen. Einige Schriftsteller meinen, man könne die Aufgabe lösen durch Besteuerung eines Gegenstandes, dessen Jedermann bedarf. Man könnte alles Einkommen besteuern durch eine Steuer auf gemahlnes Getreide; allein eine solche Steuer, weit entfernt, verhältnißmäßig zu seyn, würde noch härter werden durch die Anzahl Kinder, welche man zu ernähren haben kann, und man würde sich ihr durch die Mittel entziehen, welche das Vermögen darbietet, sich andere Konsumtibilien im Ueberflusse anzuschaffen.

Da die Ausmittelung einer einzigen und verhältnißmäßigen Steuer unthunlich ist, so ist man genöthigt, mit den Steuern zu wechseln, um die öffentlichen Lasten minder ungleich zu vertheilen. Die Schwierigkeit, die Grundlagen festzustellen, auf welchen eine jede dieser Steuern beruhen muß, ist immer noch äußerst groß. Das Einkommen, welches in Landrenten besteht, ist das erkennbarste unter Allen, alles übrige ist viel weniger zu schätzen. Die Rente von auf Zinsen ausgeliehenen Geldsummen ist so leicht zu verheimlichen, daß man fast immer Scheu gehabt

hat, die Kapitalisten durch Nachforschungen zu beunruhigen, welche meist fruchtlos seyn, und die Kapitalien nur von einem so wenig gastlichen Boden verjagen würden *). Die Gewinnste von Gewerbsunternehmungen können unmöglich ermittelt werden; man trifft daher die Unternehmer durch Steuern, wie die Patentsteuer, deren Grundlagen nothwendig unrichtig sind. Dieselbe Unmöglichkeit läßt sich erkennen, sobald es sich um den Lohn handelt. Ohnehin würde man gehässig finden, einen Antheil von dem Ueberschusse des Arbeiters geradezu wegzunehmen; allein mitunter wird dieser schon aufs Aeußerste verkürzt durch Steuern auf die Konsumtion; Steuern, zu welchen alle Arten von Einkommen beitragen.

Man mag nun Steuern einführen oder Steuern abschaffen wollen, so wird man wissen müssen, welche Voraussetzungen eine Steuer zu erfüllen habe, um so wenig beeinträchtigend zu seyn, als möglich. Dies wollen wir daher jetzt untersuchen.

1. Eine Steuer darf nicht die Moral verletzen. Ich halte es für überflüssig, hier auszuheben, was die gerechte Entrüstung über die Lotterien so vielfältig schon wiederholt hat. Einige Personen versichern, daß wenn sie in einem einzigen Staate abgeschafft würden, die Spielsucht ihre Abschaffung nur in den Vortheil auswärtiger Lotterien ver-

*) Die Renten, welche der Staat zu zahlen hat, sind zwar bekannt, allein die Billigkeit erheischt, sie nicht zu belasten. Wenn man ein Anlehen zu 5 % eröffnen und vorhersagen wollte, die Rente werde mit 20 % besteuert werden; so würde dies das Anleihen zu 4 % eröffnen heißen. Hätte man es ohne diese Vorherbestimmung abgeschlossen, und wollte alsdann die Darleiher besteuern, so läge darin ein Bankerot auf Höhe der Steuer, die man verlangte.

kehren werde, und daß man sie aus diesem Grunde beibehalten müsse. Sonderbare Schlußweise! Ich nehme Euch Euer Geld, weil Euch sonst Andere vielleicht bestehlen würden! Wäre aber auch der Geldverlust derselbe; wie unermeßlich viel wäre nicht an Sittlichkeit gewonnen. Man würde länger nicht die Regierung ein anstoßerregendes Beispiel geben sehen, dadurch daß sie das Gewerbe eines Spielbankhalters betreibt, das verächtlichste und scheußlichste Gewerbe von Allen ohne Ausnahme, da der Banditenmord wenigstens nirgends zum Gewerbe wird. Aber welchem Menschen von gesunden Sinnen hofft man den Glauben aufzudringen daß — wenn die Handwerker und das Gesinde nur durch auswärtige Vermittler, welche die Strafjustiz verfolgte, spielen könnten, sie ihren Arbeits- und ihren Dienstlohn eben so leicht hingeben würden, als wenn man dafür gesorgt hat, daß ihnen in jeder Straße Spielhäuser geöffnet sind, auf deren Thüren man schaamlos alle Einladungen anbringt, welche die Habgier der Thoren verleiten können?

Ich halte ferner für sehr unmoralisch und sehr geeignet, dereinst Haß und Zwietracht unter den Bewohnern desselben Landes aufzuregen, alle jene Auflagen, welche nur den Einen Theil von ihnen treffen und diejenigen, welchen man sie auferlegt, beschimpft. Dahin würden in Frankreich gehören die alte Vermögenssteuer (taille) und die Frohnen (corvée).

Auch muß man als unmoralisch die Steuern ansehen, welche einen großen Reiz zum Betruge enthalten, um deretwillen man anständige Gewerbsquellen aufgiebt, nur um unerlaubten Gewinnsten nachzujagen; welche die Angeberei nützlich machen, zur Beahndung von Vergehen, die sie selbst hervorgerufen, nöthigen, und oftmals nur das Laster noch als Hülfs-

Hülfsquelle den Kindern derer darbieten, die sie zur Schuld verleiteten.

2. Es ist darauf zu sehen, daß fast die ganze Summe, welche der Börse der Steuerpflichtigen entnommen wird, in die Staatskasse fließe. Die Steuern, welche beträchtliche Erhebungskosten verlangen, und welche man nicht einziehen kann ohne ein Heer von Beamten, sind von einer Ueberlastung begleitet, welche unsere Privatausgaben beeinträchtigt, und dennoch zu unseren öffentlichen Ausgaben nichts beiträgt.

Es läßt sich wahrnehmen, daß gewisse Auflagen auf eine dreifache Weise uns besteuern, in Geld, in Zeitverlust und in erduldeten Quälereien. Der Zeitverlust kann einer Summe Geldes gleichgestellt werden, welche man dem Betrage der Steuer zusetzen muß, wenn man wissen will, wie viel diese beträgt. Die Quälereien ermüden und entmuthigen den Produzenten und setzen mithin die Produktion herab. Und wenn man Anfechtungen zu überstehen hat und Prozesse, so kosten auch diese wieder Geld und Zeit-Aufwand. Welche Summen kommen also zu denen noch hinzu, deren die Regierung wirklich selbst bedarf!

Die belästigendsten Steuern üben den äußersten Druck, wenn sie verpachtet sind und folglich mit der ungezügelten Habsucht des persönlichen Interesses eingehoben werden. In der Verwandlung der Pacht in Verwaltung ist ein Mittel gegeben, sowohl die Steuerpflichtigen, als die Staatskasse gewinnen zu lassen, da die letztere dann einen Theil der Gewinnste bezieht, welche die Pächter verschluckten.

Dergleichen Steuern werden, wenn sie einmal eingeführt sind, um des Einkommens willen, welches sie vielen Menschen gewähren, beibehalten. Was sollte aus den Angestellten werden, wenn man sie abschaffte? Man könnte

einen sehr einfachen Weg einschlagen: nämlich, wenn man die Abschaffung einer Steuer einmal entschieden hätte, dieselbe noch so lange forterheben, als nöthig wäre, die Summe zur Pensionirung der Beamten herbeizuschaffen.

Eine Steuer ist lästig, wenn sie zu Visitationen bei Fabrikanten und Kaufleuten nöthigt; sie ist unleidlich, wenn sie bei allen Privaten dergleichen Visitationen nöthig macht. Im ersten Falle findet man leicht eine Entschuldigung für die Wachsamkeit; besteht sie schon lange, so wußten diejenigen, welche ihr unterworfen sind, es vorher, ehe sie in den Stand traten, daß sie ihr würden unterworfen werden. Allein kein einziger Grund läßt die allgemeinen Durchsuchungen billigen. Die Engländer fanden eine Steuer unausstehlich, welche auf die Feuerstellen gelegt ward, weil sie die fiskalischen Bedienten bis in ihre Wohnzimmer führte, und die Steuer ward nicht beibehalten. Es ist gut, wenn die öffentliche Meinung die belästigenden Steuern verwirft; sie sichert auf diese Weise die Würde des Nationalcharakters. Allein es ist wünschenswerth, daß die Steuerpflichtigen aufgeklärt genug seyen, einzusehen, daß man nur unter mehrern Unbequemlichkeiten die geringste wählen dürfe, und derjenigen Steuer sich unterwerfen müsse, welche nur die größten Fehler vermeidet. In Frankreich hat man viel gegen die Fenstersteuer einzuwenden gehabt; man hat behauptet, sie werde für die Luft und das Licht bezahlt. Dieser rednerische Ausdruck ist indeß zu vielsagend. Die Fenstersteuer setzt keine belästigende Untersuchungen voraus; sie ist eine Mobiliarsteuer, die nicht verwerflicher ist, als jede andere.

3. Die Humanität und das gesellschaftliche Interesse wollen, daß man keine Steuer einführe, welche die arbeitende Klasse darben läßt; allein es heißt sich Träumereien

hingeben, wenn man große Summen aufzubringen hofft durch Besteuerung der Konsumtionsartikel der Reichen. Der Absatz dieser Artikel ist nicht sehr beträchtlich, und da sie nicht nothwendig sind, so würde die Steigerung ihres Preises den Absatz noch mehr verringern. Man kann z. B. die herrschaftlichen Fuhrwerke besteuern, allein dies wird eine unergiebige Hülfsquelle seyn. Die Besteuerung des Tabacks ohne Monopol bietet unter andern noch die größten Vorzüge dar. Der Taback ist keines der ersten Bedürfnisse, und der Verbrauch desselben ist hinlänglich verbreitet, um einen hohen Ertrag zu gewähren. Allein so wie jede Steuer ihre Unbequemlichkeiten hat, so hat auch diese die, daß sie beträchtliche Erhebungskosten verursacht.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, auf wem zuletzt die Steuern haften. Mehrere Schriftsteller haben die Ansicht, jede Steuer vertheile sich zuletzt auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft, in Folge der vielfältigen Beziehungen, in welchen sie unter einander stehen. Andere behaupten dagegen, die Klasse, welche nur kaufe, aber nichts verkaufe, übernehme die ganze Steuerlast, weil die andern Klassen sich leicht ihre Vorschüsse erstatten lassen können, diese jedoch die Erstattung der ihrigen herbeizuführen nicht vermöge. Beide Ansichten sind zu unbedingt. Die Erste ist nicht ganz richtig, da man häufig eine Einkommenquelle in Folge der Steuer versiegen sieht, während andere gar nicht oder nur in geringerem Maaße beeinträchtigt werden; dieses könnte nicht statt haben, wenn die Voraussetzung, die ich bestreite, zuträfe. Doch ist diese Voraussetzung immer noch begründet genug, um auch die Zweite zu widerlegen. Allerdings können diejenigen, welche nur kaufen, und nichts verkaufen, die Steuern nicht erstattet erhalten,

die sie bezahlt haben *); allein daraus folgt nicht, daß die Produzenten ihnen allzeit auch ihre Vorschüsse zuwälzen können. Ich wundere mich, daß Smith **) sogar behauptet, der Kaufmann, der eine Steuer vorschieße, müsse sich diese in der Regel noch mit einem Gewinnste erstatten lassen. In der Regel kann dies nicht seyn. Der Gewerbtreibende würde, sobald er den Preis seiner Waare zu sehr erhöhte, den Verbrauch derselben vermindern. Weit entfernt, sie mit den Zinsen der Steuern belasten zu können, die er der Staatskasse gezahlt hat, überträgt er allzeit einen Theil dieser Steuern selbst; und in einigen, freilich seltenen Fällen wird er sich bequemen müssen, seinen Gewinnst um den ganzen Betrag der Steuern zu kürzen.

Ich habe, da ich den Lohn oben auseinander setzte, gezeigt, wie viel darauf ankomme, daß die Waaren wohlfeil seyen; nun sind sie aber überall, wo die Steuern beträchtlich sind, viel theurer, als sie sollten. Die Gewerbsunternehmer haben ihre direkten und haben Konsumtions-Steuern zu zahlen, kaufen eine Menge Dinge selbst theurer und obwohl sie im Ganzen sich nicht erstatten lassen können, was die Staatskasse ihnen abnimmt, so schlagen sie doch einen Theil desselben auf den Preis ihrer Waaren. Wenn das Uebel wächst, die Steuern immer übertriebener werden, so können keine Kapitalien mehr angesammelt werden, die vorhandenen werden eingezehrt oder gemindert, die Gewerbsunternehmungen hören auf oder gerathen ins Stocken: die arbeitende Klasse wird geringer beschäftigt, und während die Erzeugnisse, die sie verzehrt, im Werthe

*) Es sey denn, daß sie Aemter oder Pensionen von der Regierung erhalten.

**) IV. p. 376. (Garve III. 260.)

steigen, sieht sie den Preis der Arbeit herabsinken. Was bedarf es weiter zu dem Beweise, daß ungeheure Steuern eine schreckliche Plage sind!

4. Es ist wünschenswerth, daß die Grundlagen einer Steuer leicht zu erkennen seyen, daß mithin der Steuerpflichtige die Gewißheit habe, daß bei der Vertheilung seine Last nicht noch aus Feindseligkeit erhöht, die seines Nachbarn nicht aus Gunst verkleinert sey.

Das Willkührliche muß man um so viel mehr vermeiden, als ohnehin schon Ungleichheiten genug bei der Vertheilung sich ergeben. Was für ein Unterschied in der Last, die die Steuerpflichtigen zu tragen haben, wird nicht begründet durch den Umstand, ob jemand Kinder, Schulden oder andere Leistungen hat oder nicht hat, ob der Himmel jemanden Gesundheit verlieh oder versagte!

Steuern, die man oft getadelt hat, scheinen mir vor Andern den Vorzug zu verdienen, weil ihre Grundlagen nicht schwankend sind. Die Abgaben auf die Erbschaften haben freilich auch ihr sehr Unbequemes; man wirft ihnen vor, daß sie nicht das Einkommen, sondern das Kapital treffen. Ich würde sie indeß noch wohl billigen: sie gestatten bei der Vertheilung gar keine Willkühr.

Die Konsumtionsabgaben sind, wenn man von den Durchstechereien der Beamten hinwegsieht, ebenfalls der Willkühr bei der Vertheilung entzogen. Jeder kann erfahren, was für eine Abgabe auf einem bestimmten Gegenstande lastet, und mag danach selbst ermessen, ob sein Einkommen ihm gestattet, sie zu übertragen, und sich selbst besteuern, indem er seine Ausgaben danach einrichtet. Doch ist dieser Vortheil völlig trügerisch, wenn die Auflage einen Gegenstand des allernothwendigsten Lebensbedürfnisses trifft; dann ist sie ungleich eben dadurch, daß sie trotz aller Un-

gleichheit der verschiedenen Vermögensstufen gleich bleibt. Die Auflage auf das Salz hat seit den ältesten Zeiten der Habgier der Finanzmänner geschmeichelt; und doch ist sie eine der ungerechtesten, die man sich vorstellen kann; da sie auf dem Armen schwer lastet, und für den Reichen ganz unbedeutend ist. Bei einem wirthschaftlichen Systeme wäre sie eine der ersten, die abzuschaffen seyn würden, selbst wenn man außer Acht lassen wollte, wie verderblich sie auf den Ackerbau zurückwirkt.

Es giebt einen Fall, da man die Gleichheit der Vertheilung einem größeren Vorzuge aufopfern muß. Wenn man einmal auf Grund eines Katasters die Grundsteuer so verhältnißmäßig vertheilt hat, als nur möglich: so halte ich es für zweckmäßig, diese Vertheilung lange Zeit aufrecht zu erhalten. Freilich entstehen auch hier wieder sehr bald Ungleichheiten: sorgfältiger bearbeitete Grundstücke werden zu einem größeren Ertrage gelangen, während die Rente andrer Grundstücke fällt, allein die größte Ungehörigkeit wäre, die Ameliorationen in der Bewirthschaftung zu belasten. Veränderten die Ländereien nach der Aufstellung des Katasters ihre Besitzer, so ist der Antheil, den sie zu zahlen hatten, bei dem Preise nothwendiger Weise berücksichtigt worden; und die spätere Herabsetzung wäre ein Geschenk, das man den Erwerbern machte. Bleiben die Besitzer die nämlichen, so muß die Unveränderlichkeit ihnen vortheilhaft seyn, da es in der Natur der Sache liegt, daß der Ackerbau sich immer mehr hebt. Die Unveränderlichkeit ist ein Aufmunterungsmittel und eine Belohnung für den Gewerbfleiß, und die Ueberlastungen, die dadurch an der andern Seite herbeigeführt werden, müssen als eine Strafe angesehen werden, welche gegen die Unwissenheit und die Trägheit verhängt ist. Diese Anschauungsweise hat in England großen Vortheil gewährt, und ungeachtet ihrer unangenehmen Seiten wird sie doch allzeit eines der kräftigsten Reizmittel zur Emporbringung des Ackerbaues bleiben.

5. Eine Steuer ist weniger drückend, wenn man sie einhebt zu einer Zeit, da der Steuerpflichtige im Stande ist, sie zu entrichten. Die Steuer auf die Erbschaften wird verlangt in dem Augenblick, da derjenige, der sie entrichtet, reicher wird.

Wenn die Grundsteuer auf eine Art eingehoben wird, welche den Bauer nöthigt, ohne Verzug seine Erzeugnisse zu verkaufen, ohne einen günstigen Zeitpunkt zu erwarten, so kann man ihm damit eine Last aufbürden, die mitunter verdrießlich seyn mag. Dagegen würde die Idee, die Steuern in Zwölftheilchen zu erheben, sie wesentlich erleichtern.

Das Drückende der Konsumtionssteuern wird wieder gelindert durch die Erleichterung, daß man in kleinen Raten zu zahlen hat. Indeß hat die Fiskalität diesen Vortheil, der ihr gestattet, Steuern zu erhöhen und zu vervielfältigen, gegen die Völker gewendet. Sehr wenige Steuerpflichtige würden nicht erschrecken, wenn man ihnen den Gesammtbetrag dessen vor Augen stellte, was sie jährlichs zu bezahlen haben mögen.

6. Eine Eigenschaft, welche man an den Steuern nicht zu dringend wünschen kann, eine Eigenschaft, welche ihre meisten Gebrechen wieder austilgt, ist, daß sie nur mäßig sey.

Man empfindet ein peinliches Gefühl, wenn man sich überzeugt, es sey nicht möglich, eine vollkommen gleiche Vertheilung der Steuern vorzunehmen. Es läßt sich, was

die Gleichheit der Vertheilung noch zu wünschen übrig läßt, nur durch die Mäßigkeit erreichen.

Es ist ein sehr richtiger Grundsatz, daß man nur das Einkommen, nicht die Kapitalien, durch die Steuern treffen dürfe. Allein durch die ungeheuern Steuern werden zuletzt die Kapitalien angegriffen. Wenn man einem Menschen fast das Ganze von demjenigen abnimmt, was er zu seinen Ausgaben bestimmt hat, so muß er schon, um leben zu können, wohl sein Kapital angreifen. Dagegen würde eine Steuer, welche das Kapital trifft, wenn sie nur geringe ist, vielleicht aus dem Einkommen übertragen werden, das zu Vergnügungen ausgesetzt war, oder, wenn sie auch aus dem Kapital vorgeschossen ward, durch Ersparnisse an dem Einkommen bald wieder zu decken seyn.

Es scheint mir unnöthig, daran zu erinnern, daß man die Steuern, um sie einträglicher zu machen, oft nur herabsetzen darf. Die Unterschleife würden unterbleiben oder sich mindestens verringern; und gleichzeitig wird der Verbrauch, da die Preise geringer geworden, anwachsen. Diese Thatsachen werden von allen Beobachtern anerkannt.

Wenn man über die Steuern reiflich nachgedacht hat, so erkennt man, daß sie alle ihre großen Unbequemlichkeiten haben, und man wird zuletzt gestehen, daß der beste Finanz-Minister der sey, welcher am wenigsten bezahlen läßt. In einem Staate, welcher die unmoralischen Steuern und solche, deren Erhebung sehr kostspielig ist, abschaffte, und die übrigen herabsetzte, würde das Besteurungssystem der Vollkommenheit so nahe als möglich gebracht seyn.

Drittes Kapitel.

Von den Anleihen.

Die Umsicht erfordert, die Steuern nach den sorglichst ermittelten Bedürfnissen des Staates zu bemessen, allein nur zu oft herrscht in dem Rathe der Finanzmänner die Absicht vor, den Steuerpflichtigen so viel Geld abzunehmen als möglich. Wenn unvorgesehene Umstände dann neue Ausgaben nothwendig machen, und die Steuern nicht mehr erhöht werden können, so nimmt man seine Zuflucht zu Anleihen, deren es mehrere Arten giebt.

Wenn man augenblicklichs den Ertrag einer Steuer haben will, welche erst im Laufe des Jahres erhoben werden kann, so finden sich Leute bereitwillig, einen Theil dieser Steuer unter der Bedingung vorzuschießen, daß man ihnen den Gesammt-Ertrag überweist. Die Finanzkünstler, welche zu allererst den Regierungen eine solche Aushülfe an die Hand gaben, durften eben keinen großen Aufwand an Geisteskraft machen; sie ahmten nur den Wucherern nach, welche sie junge Leute darin unterrichten sahen, wie man ein Einkommen durchbringt, ehe man es noch besitzt. Dergleichen Antizipationen sind wahre Anleihen; die Papiere, deren Ausstellung sie veranlassen, bilden unter andern den Belauf der sogenannten schwebenden Schuld.

Die übrigen Anleihen, welche in Einschreibungen auf den Schatz bestehen, und jährlichs verzinset werden, bilden die konstituirte Schuld, welche nicht immer so wie heute eine Fundgrube war, die man mit Leichtigkeit ausbeutet und für unerschöpflich hält. Zu der Zeit, da die Fürsten zuerst Anleihen machten, erhielten sie die ihnen nothwendigen Summen nicht anders, als wenn sie ihre

Domainen verpfändeten: und damals zahlten sie auch wieder zurück, sobald sie nur konnten. Seit die Reichthümer mehr verbreitet sind und gestatten, Anleihen zu machen ohne andere Sicherheit zu geben, als in der Steuererhebung schon liegt, fuhr man anfangs noch fort, auf die Heimzahlung des Kapitals zu denken; man wäre erschrokken, eine Schuld zu kontrahiren, ohne ein Ziel abzusehen, sie tilgen zu können. Sodann nahm man Geld auf Leibrenten, eine unmoralische Hülfsquelle, die in unsern Tagen glücklicherweise schon verschrieen ist. Weiter machte man Anleihen auf bestimmte Zeit, und zahlte jedes Jahr zugleich mit den Zinsen einen Theil des Kapitals zurück. Mit Einem Male hatte man also die Idee der Anleihen auf immerwährende Renten nicht; diese Idee, mittelst welcher man ungeheure Summen verschlingt, und der Zukunft die Sorge zuwälzt, sie, wenn sie es vermag, wieder heim zu zahlen.

Dieses Mittel, bei einem erschöpften Volke Geld zu finden, und den Schatz des Staates zu füllen, ohne den Anschein einer Vermehrung der öffentlichen Lasten, hat der Verschwendung der Fürsten erst die unermeßliche Ausdehnung gegeben. Man will mehrere 100,000,000 haben zur Befriedigung ehrsüchtiger Plane; allein die Summe ist ungeheuer, vergebens würde man hoffen, sie den mit Schulden schon überladenen Steuerpflichtigen zu entreißen. Kann wohl ihr Schweiß noch 20,000,000 jährlichs eintragen? Ist dies, so reicht dies; man entleiht 400,000,000 und zahlt nur die Zinsen dafür.

Dieses Mittel, sich in Verschwendung und Verderben zu stürzen, schien schon ausreichend, auch die glühendste Geldgier zu sättigen: und doch hat man es noch zu vervollkommnen gewußt. Man hat gefunden, daß es zu lang-

sam damit zugehe, und daher seine Wirksamkeit verdoppelt; eine höllische Erfindung mußte dazukommen, die Anleihen noch zu erleichtern. Der Kredit einer Regierung beruht, wie der des Einzelnen, auf der Meinung, die man von ihrer Redlichkeit und ihren Reichthümern hat; man leiht ihr, wenn man glaubt, sie werde zahlen wollen und zahlen können. Dank aber sey der erwähnten Erfindung; sie hat die Möglichkeit gewährt, sich trotz des allergeringsten Kredits in Schulden zu begraben. Die Regierung macht z. B. bekannt, ein Anleihen von 100,000,000 machen zu wollen, das sie weiß nicht erfüllen zu können: sie verkauft es zu 60,000,000, vielleicht noch weniger, einer Gesellschaft, welche Gläubigerin von 100,000,000 wird, und welche es nun schon im Kleinen mit Vortheil wieder zu verkaufen weiß. Oft tritt diese Gesellschaft es schon wieder an eine andere ab, und macht, ohne selbst auch nur etwas darauf bezahlt zu haben, einen beträchtlichen Gewinn. Auch giebt es Umstände, unter welchen man wie zu einer auszeichnenden Gunst zu der Anzahl derer zugelassen zu werden sich drängt, welche das Anlehen übernehmen. Man fällt darüber her, wie über ein den Jagdhunden preisgegebenes Wild.

Alle Schändlichkeiten mußten natürlich auftauchen unter dem Einflusse der Schulden. Die Agiotage ist der Sohn der Anleihen. Die Rente steigt oder fällt im Werthe, nach Maaßgabe des Vertrauens, das man der Regierung beimißt. Es ist daher vortheilhaft, diese Renten in gewissen Zeiten zu verkaufen, um sie in andern wieder anzukaufen. Dieses Spiel schien noch auf zu enge Gränzen eingeschränkt. Ein Mensch, der niemals selbst Renten haben will, bietet dergleichen einem Andern an, der seinerseits keine erwerben will; er will sie ihm zu dem und dem Preise zu der und

der Zeit verkaufen. Es ist eine Wette über den Stand der Rente zu eben dieser Zeit. Derjenige, der sie verliert, zahlt nur die Summe, um die er sich getäuscht hat. Die Börse wird ein Spielhaus um so mehr, je weniger man bei dem Spiele baar einzusetzen braucht. Der Gipfel der Schändlichkeit ist aber, daß allzeit Regierungsbeamte verdächtig werden gemacht werden können, sich heimlich unter die Spieler gemischt zu haben; und da sie die Mittel besitzen, vor Andern von den Verhältnissen sich zu unterrichten, welche auf den Stand der Rente Einfluß gewinnen, so spielen sie, wenn sie spielen, sicher. Und so herrlich ist diese finanzielle Erfindung, daß die Verwalter öffentlicher Gelder, welche doch in der Zurückhaltung Allen mit einem guten Beispiele vorgehen sollten, betrüglicher Weise sich für eigne Rechnung bereichern, wenn sie auf dem Punkte stehen, für Rechnung des Staates bankerot zu machen.

Indeß hat doch die Existenz einer öffentlichen Schuld ihre Vertheidiger. Man wolle nur nicht vergessen, daß die ersten Schriften, welche zu ihrem Preise erschienen, in England zur Unterstützung der Plane der Minister verfaßt worden sind. Mehr als Ein Leser nahm für tiefe staatswirthschaftliche Werke, was nur Flugschriften eines hungrigen Pamphletschreibers waren. Inzwischen haben doch auch mehrere unabhängige Männer die Wohlthaten einer öffentlichen Schuld gepriesen. Wollte man ihnen glauben, so schafft sie ein neues Kapital im Staate, ruft eine willkommene Klasse von Konsumenten hervor, gewährt der Regierung das einzige Mittel, große Unternehmungen ins Werk zu richten und betheiligt die Bürger oder Unterthanen näher an der Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung; auf diese Art ist also die öffentliche Schuld eine

Art Talisman, dessen Besitz die Blüthe eines Reiches herbeiführt.

Ich werde keine einzige dieser Behauptungen ohne Prüfung und Beurtheilung lassen. Das Vorgeben, als schaffe die Gründung einer Schuld ein neues Kapital, ist ein ganz sonderbarer Einfall. Zunächst sehe ich nur, daß man Kapitale zerstört: Privatpersonen leihen der Regierung ihre Ersparnisse; diese verthut sie, indem sie dieselben ausgiebt; von dem an sind sie nicht mehr vorhanden. Zum Entgelt besitzt der Rentner einen Anspruch, der ihm den Zinsgenuß sichert. Will er ein Kapital haben, so kann er es sich durch den Verkauf seiner Rente verschaffen; indeß darf man sich nicht einbilden, daß bei diesem Verkaufe zwei Kapitale gegen einander zum Austausche kommen. Der Irrthum besteht darin, daß man das Blatt Papier des Rentners für ein Kapital hält. So lange er selbst es zurückhält, hat Er kein Kapital, und sobald er es verkauft, hat der Käufer keins mehr.

Die Schuld zerstört nicht nur Kapitalien, sondern vertheuert auch noch diejenigen, welche dem Handel zur Verfügung bleiben. Denn da sie die Nachfrage nach Fonds erhöht, so steigert sie den Zinsfuß, oder behindert wenigstens sein Herabgehen.

Wie viele Kapitalien zerstört sie nicht schon dadurch, daß sie viele Menschen von ihren ursprünglichen Beschäftigungen, durch welche sie ein anständiges Geschäft betrieben, abzieht und sie zu gewagten und schimpflichen Spekulationen hinleitet! Der Verfasser der „Betrachtungen über den Handel," welche in England zu einer Zeit herausgegeben wurden, da man sich für die Schulden sehr ereiferte, sagt von den Kaufleuten: „Sie dürfen nicht weiter ihr Geld auf Schiffe verlegen, die bis an das Ende

der Welt handeln; sie lassen sich genügen, auf den Fluten der Börse zu kreuzen und zu seeräubern, und werden hier eine ungeheure Anzahl Prisen machen.“ Nicht Alle machen Prisen, die Meisten werden vom Ungewitter übereilt.

Man hat lange Zeit von den Vortheilen geredet, welche der Verzehr der Rentner dem Gewerbfleiße bringe. Sind die Reichthümer zweckmäßig verbreitet, so ist es unsinnig, sich einzubilden, man müsse eine besondere Klasse von Konsumenten hervorrufen. In einem wohlgeordneten Staate wird sich Jeder schon ein Einkommen verschaffen, und es auch zu verwenden wissen.

Hätten die Rentner, wenn es keine Schuld gäbe, ihr Geld vergraben? Viele unter ihnen hätten vielleicht eine nützlichere Existenz gewonnen. Freilich kann man von dem Ertrage öffentlicher Renten leben und dennoch allgemeine Achtung und Anerkennung für seine Einsicht und seinen Eifer für das allgemeine Beste verdienen; allein es ist nicht minder gewiß, daß diese Art von Einkommen eine müßige, sterile und egoistische Lebensweise begünstiget. Einige Finanzkünstler möchten gerne auch in den Provinzen das Gefallen an den Staats-Renten verbreiten, und ich zittere davor, daß es ihnen gelingen könnte. Die Folge würde seyn, daß die Grundeigenthümer, ja selbst die Pachter in der Hoffnung, ihr Einkommen in die Höhe zu schwindeln, Kapitalien von dem Landbau abziehen; es würde bis in die Dorfschaften hinein die Wuth sich verbreiten, unmäßige Gewinnste zu ziehen, und die unvermeidliche Folge würde Nichtsthuerei und Verschwendung seyn.

Einer der größten Lobredner der Anleihen, Melon, sagt, ein Staat könne durch seine Schulden niemals geschwächt werden, weil die Zinsen nur von der rechten Hand

an die linke gezahlt würden *). Es kann ja aber doch nimmermehr gleichgültig seyn, daß man den arbeitenden Händen Summen entzieht, um sie andern Händen, welche sie verthun, zu überantworten. Nach der Phrase von Melon, welche von so vielen Menschen bis zum Ekel wiederholt worden, gäbe es gar keine Erpressung und keinen Diebstahl mehr, die man nicht rechtfertigen könnte. Vernichtet wird das Geld niemals, es mag in der einen Hand seyn oder in der andern. Damit könnten sich also die Leute zufrieden geben, die man beraubt.

Nur zu oft hat man mit der Miene der Ueberlegenheit behauptet, das Geld, das man von den Steuerpflichtigen würde haben erpressen müssen, werde in den Anleihen willig dargebracht. Allerdings geben die Darleiher ihre Ersparnisse gerne hin; allein zahlen wir denn auch eben so gerne ihnen die Zinsen? Und wenn dereinst die Rückzahlung vor sich gehen soll, oder der Bankerot eintritt; werden unsere Nachkommen eben so gerne auch darein sich ergeben?

Viele sind gewonnen von der Thatsache, daß die verschuldeten Völker auch die reichen Völker sind. Allein wenn ich in einem Lande, dessen Verwaltung mangelhaft ist, den Gewerbfleiß blühen sehe: soll ich daraus schließen, daß ein solcher Staat noch reicher seyn würde, wenn er besser verwaltet wäre, oder soll ich daraus schließen, daß ein Land schlecht verwalten, das Mittel sey, es zu bereichern?

Auf diese Art lassen sich die meisten Menschen, welche nach dem ersten Anscheine urtheilen, zu Irrthümern verleiten. Man täuscht sich durchaus, wenn man in der

*) Vom öffentlichen Kredit. Kap. XXII. des Originals.

Höhe der Rente ein Anzeichen der öffentlichen Wohlfahrt zu finden meint. Diese Höhe kann mitunter andeuten, daß die Ruhe wiederkehrt und die Regierung Festigkeit gewinnt; allein ungleich öfter zeugt sie nur von der Erstarrung des Gewerbfleißes. Es mögen nur einmal günstigere Verhältnisse dem Verkehre einen neuen Schwung geben, sogleich werden die Renten fallen, weil mehr Leute ihre Forderungen verkaufen, um zu Gewerbsunternehmungen überzugehen, die ihren Fonds eine gewinnreichere Anlegung gestatten.

Die Anleihen, welche man uns als ein vortreffliches Hülfsmittel bezeichnet, große Plane durchzuführen, haben selten zu was Anderem, als zu großen Thorheiten gedient. Wahrhaftig, wenn man ein Anleihen machte, blos für Arbeiten, deren der Flor des Gewerbfleißes bedürfte, und wenn man so vorsichtig wäre, es getreulich in einer bestimmten Reihe von Jahren zurückzuzahlen, es wäre unmöglich, die Vortheile zu mißkennen, welche diese Art, ohne Verzug nützliche Verwendungen zu machen, ohne eine beträchtliche Steuer zu erheben und ohne der Nachkommenschaft die Last einer Schuld zuzuwälzen, auszeichnen würde.

Eine Regierung, die nur nicht Anleihen auf Anleihen häuft, würde sich leicht reinigen können, allein kaum fängt die eine Schuld einmal an, etwas leichter zu werden, als auch schon eine andere die öffentliche Lasten wieder zu erschweren eintritt, und fast allezeit sieht man, daß die Tilgungsfonds ihrer Bestimmung entzogen werden *). Eine um-

*) Man errichtet eine Tilgungskasse, indem man ihr ein Einkommen aussetzt, welches sie zum Rückkauf von Renten verwendet, deren Besitz mithin in die Hände der Regierung zurückgelangt. Die Kasse fährt mit diesem Geschäfte fort, sowohl mit ihrem ursprünglichen Einkommen, als mit den Zinsen der rückgekauften Renten, so daß ihre Mittel, die Schuld zu kürzen, mit jedem Augenblicke wachsen. So lange die öffentlichen Papiere unter dem Pari stehen, ist dies Geschäft sehr vortheilhaft; sobald aber der Cours über das Pari steigt, wäre die Rückzahlung offenbar vorzuziehen.

Ein jährlicher Betrag, welcher 2 pCt. einer Schuld beträgt, kann sie in 50 Jahren tilgen. 20,000,000 würden mithin 1000,000,000 tilgen. Und Jahr für Jahr würde die Last der Steuerpflichtigen durch Einkürzung des Zinsenbelaufs erleichtert werden.

Man kann aber die Tilgung noch mehr beschleunigen. Ein Staat, der eine Schuld von 100,000,000 aufnimmt, sorge nur dafür daß er durch Wirthschaftlichkeit oder einen Steuerzuschlag 5,000,000 an Zinsen jährlichs einhebe; kann er überdieß noch 2,000,000 auf die Rückzahlung des Kapitals verwenden, und mithin für beiderlei Ausgaben die 7,000,000 bis zur völligen Tilgung der Schuld einziehen, so wird man natürlich Jahr für Jahr die für die Zinszahlung bestimmte Summe sich vermindern, und um eben so viel die zur Heimzahlung des Kapitals sich erhöhen sehen. Die letztere betrüge im 2. Jahre schon 2,100,000 Franken, und wenn die Schuld zur Hälfte getilgt ist, so ist der Heimzahlungsfonds schon 4,500,000 Franken stark.

Stehen die Renten so hoch über Pari, daß die Käufer z. B. ihr Geld nur zu 4 pCt. nutzen, so kann die Regierung ein zweites Anlehen, das sie unter 5 eröffnet, zu Stande bringen, den Betrag zur Tilgung des ersten verwenden, und das Ersparniß, das sie an den Zinsen macht, zur Tilgung der neuen Schuld verwenden.

umsichtige Verwaltung scheint bei unseren europäischen Staaten nicht in Gebrauch. In den Tagen des Friedens verführt die Verschwendung sie, und in den Zeiten des Krieges nöthigen die unglaublichen Anstrengungen, die sie machen müssen, jeden von ihnen, sich völlig zu erschöpfen. Wenn man bedenkt, welche nützliche Arbeiten mit dem Ertrage der Summen, die in wenig Monaten ein Krieg verschlingt, hätten zur Ausführung gebracht werden können,

und dagegen überschlägt, welche unermeßliche Masse von Erzeugnissen die Franzosen, die Engländer und übrigen Völker Europas während der langen Kriegsjahre, deren Siege und Wechselfälle wir überstanden, vernichtet haben, so muß man von den Leiden, die die Menschen sich einander zufügen, und den unerhörten Veränderungen, welche eine umsichtige Verwaltung über die Erde verbreiten würde, ganz befangen werden.

Die Anleihen werden allzeit ein bedenkliches Mittel zum Wohlstande seyn. Sobald man Anleihen macht, sieht man nahe an der Verschwendung; zum wenigsten hat man seinen Nachfolgern offenbart, auf welchem Wege sie ihren Ausgaben-Durst zu löschen versuchen können. Da man in dem Rathe Ludwigs des XIV gegen die Ansicht Colberts ein Anleihen beschloß, äußerte dieser Minister gegen Lamoignon, dessen Ansicht vorgewaltet: „Ihr werdet eine Wunde schlagen, welche Eure Enkel noch nicht geheilt sehen werden; mögt Ihr es vor dem Volke und der Nachwelt verantworten.“

Man täuscht die Fürsten auf das Unverantwortlichste, wenn man vor ihnen geltend macht, daß die öffentliche Schuld viele Menschen an der Aufrechthaltung der Ordnung und der Befestigung der Regierung betheilige. Allerdings haben die Rentner jedes Ereigniß zu fürchten, das ihre Ansprüche gefährdet oder die Zinszahlung verzögert. Allein es giebt noch andere Mittel, um eine noch größere Anzahl von Menschen unwiderstehlich für die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen; und läßt sich jener Vortheil, den ich eben anerkannte, wohl im Vergleich stellen mit der Gefahr, dereinst unter der Last der Schuld zu erliegen? Es würde ein fürchterlicher Augenblick für die Völker seyn, und noch weit mehr für die Regierungen. Die Völker

folgen; indeß sieht man dort nur zu oft, wie sehr die Vorurtheile noch die Verwaltung der Staaten leiten. Mehrere Sitzungen des englischen Parlaments boten, so lange Herr Huskisson im Ministerio war, ein großes Interesse dar: die Abdankung dieses ausgezeichneten Mannes ist ein allgemeines Trübsal.

Das Werk, welches man in dem Nachfolgenden lesen wird, verdankt seinen Vorgängern vieles. Häufig ist die Art der Auseinandersetzung oder die Darstellung eines Grundsatzes das Einzige, was mir eigenthümlich ist. Indeß ist die politische Oekonomie eine zu junge Wissenschaft, als daß man nicht noch einige Entdeckungen in ihr machen könnte, wenn man sich Jahrelang ihr gewidmet. Man wird in mehreren Kapiteln neue Ansichten finden, z. B. wo ich von der Nützlichkeit und dem Werthe, von dem Sparen und den Kapitalien, vom Lohne, von der Bevölkerung, von der Verwendung des Einkommens, von dem Mißbrauche, den man von der Wissenschaft der Reichthümer machen kann, u. s. w. handle. Die Ordnung, in welcher man die Ideen vorträgt, ist nächst der Richtigkeit derselben, das Wichtigste: ich habe die gewöhnliche Abtheilung der politischen Oekonomie verändert; im Anfange des zweiten Buchs wird man die Gründe finden, die mich dazu bestimmt haben. Ich glaube, die Wissen-

schaft, deren Grundsätze zu bezeichnen ich jetzt beginne, einigermaßen bereichert zu haben, und aus mehr als einem Gesichtspunkt kann dieses Werk, obwohl zunächst für die Jugend bestimmt, auch Männern empfohlen werden, welche durch ihre Arbeiten die politische Oekonomie bereits näher kennen.

dessen Bedeutung dem Geiste der Schriftsteller allzeit vorschweben sollte. Mag auch eine Wissenschaft schwieriger seyn, als die Andere; es giebt keine, deren Vortrag nothwendigerweise dunkel seyn müßte.

Nachdem man sein Urtheil gebildet, lese man nun Werke, in denen wichtige Irrthümer den wichtigsten Wahrheiten beigemischt sind: dergleichen sind die „Grundsätze der politischen Oekonomie" von Herrn Malthus*), die „neuen Grundsätze der politischen Oekonomie" des Herrn von Sismondi u. s. w.

Endlich möge man von einigen Werken Kenntniß nehmen, wie die von James Stevart**), von Hrn. Ferrier***), u. s. w. um die alten Irrthümer mit allen ihren Entwickelungen zu übersehen, und um so eher im Stande zu seyn, sie zu widerlegen, wenn sie von neuem auftauchen sollten.

Oberflächlich Unterrichtete versagen der politischen Oekonomie den Titel einer Wissenschaft,

*) Herr Constancio hat dieses Werk, so wie dasjenige von David Ricardo unter dem Titel „Grundsätze der politischen Oekonomie und der Besteuerung" ins Französische übersetzt. Obwohl Ricardo einige scharfsinnige Untersuchungen geliefert hat, so kann ich doch kaum die Begeisterung begreifen, welche sein Werk bei einer großen Anzahl von Engländern erregt hat.

**) Untersuchung der Grundsätze der politischen Oekonomie.

***) Von der Regierung in ihren Beziehungen zu dem Handel.

und um zu beweisen, daß sie auf unsicheren Voraussetzungen beruhe, führen sie an, daß die Schriftsteller, die mit ihr sich beschäftigen, weit entfernt, einverstanden zu seyn, vielmehr nur divergirende Ansichten darbieten, die sich eine die andere widerlegen. Es kann über einen Gegenstand immer zwei Ansichten geben, da es immer wirkliche und falsche Aufklärung geben wird. Nur die Uneinigkeiten der wirklich Aufgeklärten könnten beunruhigend seyn; allein über die Hauptpunkte sind sie einverstanden und gelangen zu denselben praktischen Resultaten. Mehr verlangen hieße vergessen, daß die Denkfreiheit die durchgängige Uebereinstimmung der Ansichten ausschließt, und daß diese Uebereinstimmung sich mit den Untersuchungen nicht verträgt, welche die Vervollkommnung der Wissenschaften verlangt.

Es lassen sich viele Thatsachen und Ideen durch die Unterhaltung mit Menschen gewinnen, welche, sey es durch Beruf oder aus Liebhaberei, die Ursachen des Anwachses der Reichthümer beobachtet haben. Um indeß aus Unterhaltungen Gewinn zu ziehen, muß man schon Erfahrung haben; man muß zu erkennen wissen, ob nicht besondere Interessen auf die Meinungen, welche man aussprechen hört, einwirken. Auch ist es nützlich, die auf den Gewerbfleiß bezüglichen Verhandlungen in den berathenden Versammlungen zu ver-

überstehen große Katastrophen, aber die bankerotten Regierungen möchten im Brande der Revolutionen untergehen.

Mißliche Krisen stehen den Staaten bevor, die es verschmähen werden, einzuhalten auf dem Wege, auf welchem wir sie in unbegreiflicher Sorglosigkeit forteilen sehen. Wenn man vorhersagte, zu der und der Zeit werde dieses oder jenes Land unter der Last seiner Schuld erliegen: so würde eine solche Vorhersagung wahrscheinlich nicht eintreffen; tausend unvorhergesehene Umstände verzögern eine völlige Umwälzung; das aber läßt sich behaupten, daß die verschuldeten Staaten, welche über ihre Gefahren sich selbst täuschen, dem Bankerot entgegeneilen, ja, daß sie dereinst zusammenfallen werden, wenn schon der Zeitpunkt nicht zu bestimmen seyn mag.

Viertes Kapitel.

Von dem Mißbrauche, den man von der politischen Oekonomie machen kann.

Um die Mittel zur Verbreitung des Wohlstandes ausfindig zu machen, forscht die politische Oekonomie der Entstehung, der Vertheilung und der Verzehrung der Reichthümer nach. Ueber die Nützlichkeit ihres Zweckes muß man das, was es Trocknes bei ihren Untersuchungen giebt, verschmerzen. Physische und moralische Leiden der Menschen ausheilen, und ganze Völker einander befreunden; was für Gegenstände wären wohl würdiger, die Geister zu beschäftigen *)?

*) Es ist zu verwundern, daß die Universität Frankreichs noch keine Vorlesungen über die politische Oekonomie halten läßt. Die Personen, die sich vor der Unterweisung der jungen Leute in den moralischen und politischen Wissenschaften fürchten, schei-

Wenn man die Wissenschaft der Reichthümer studirt, so ist es wesentlich, ihre Beziehungen auf die Vervollkommnung und das Glück der Menschen niemals aus dem Auge zu verlieren. Man entstellt diese Wissenschaft, wenn man in ihr die Reichthümer nur an und für sich betrachtet. Durch das unablässige Verfolgen ihrer Entstehung und Verzehrung gelangt man endlich dahin, in der Welt weiter nichts zu erblicken, als die Interessen des Handels. Nur Querköpfe können die politische Oekonomie bis auf diesen Punkt herunterstellen.

Ich habe mit Bedauern gefunden, daß einzelne Schriftsteller Bezeichnungen gewählt haben, welche alle unsere Interessen zu materialisiren scheinen. Smith, den die Natur mit einer so glänzenden Einbildungskraft ausgerüstet, und der eine so geistreiche Theorie der sittlichen Gefühle aufgestellt hat, selbst Smith hat sich von diesem Vorwurfe nicht ganz rein gehalten. So z. B. bezeichnet er mit dem Ausdrucke unproduktiver Arbeiter alle Menschen, deren Beschäftigungen nicht materielle Erzeugnisse herausstellen. Nicht nur ist es unschicklich, den Beamten und Gelehrten den Namen Arbeiter zu geben, da dieser Ausdruck vielmehr nur Personen bezeichnen sollte, welche

nen mir weder ihr Land, noch ihre Zeit recht zu verstehen. Das Lehrsystem muß in Einklang stehen mit der Regierungsform. Es ist aber das Studium dieser Wissenschaften unerlaßlich zur Heranbildung von Pairs, von Deputirten, von Beamten, und umsichtsvollen Mitbürgern. Uebrigens ist auch die Richtung der Geister von der Art, daß diese Wissenschaften nothwendig werden studiert werden, und daß nur noch gefragt werden kann, ob wohl oder übel. Man würde eine arge Unklugheit sich zu Schulden kommen lassen, wenn man die Beantwortung dieser Frage dem Zufalle überlassen wollte. Eine umsichtige Regierung sollte sie dadurch lösen, daß sie den jungen Leuten geschickte Lehrer verliehe.

mit Handarbeiten beschäftigt sind; sondern, wenn man sich vollends des Ausdrucks unproduktiver Arbeiter bedient, so versetzte man uns auch in einen befremdlichen Irrthum, wenn man uns dadurch zu der Ansicht verleitete, als ob diejenigen, welche zur Erhaltung der Gerechtigkeit und zur Ausbreitung der Kenntnisse beitragen, überall auf der Erde nichts hervorbrächten. Ich kann weder den Grund, noch die Liebhaberei einsehen, die Smith haben mochte, von Menschen gleichwie von einer Waare zu reden, und von der Art der Abnutzung, die diese Waare erleiden kann *). Jeder Ausdruck dieser Art ist eben so verfehlt, als widrig.

Laßt uns die Wohlthaten, die der Gewerbfleiß verbreitet, hervorheben; aber laßt uns nicht mit einzelnen Träumern ihm eine ausschließliche Wichtigkeit, einen eingebildeten Vorrang vor allem Andern beilegen. Hüten wir uns vor der Voraussetzung, als seyen nur diejenigen Menschen, deren Kräfte eben der Gewerbfleiß verwendet, die einzigen nützlichen Bürger, auf deren Unkosten alle Uebrigen vorhanden. Dergleichen Faseleien würden, wenn sie Ueberhand gewännen, alle Gesittung ersticken. Der Gewerbfleiß würde in seinem reißenden Fortschreiten eingehalten werden, wenn die Wissenschaften ihn nicht ferner durch fruchtbringende Anwendungsweisen beleben wollten. Die Wissenschaften würden einschlafen, wenn man sie nach etwas Anderem nicht mehr fragen käme, als nach gewinnbringenden Geheimnissen; sie erfordern, daß aufgeweckte Geister sie blos wegen der Aussicht und für den einzigen Lohn anbauen, dereinst zur Anschauung neuer Wahrheiten zu gelangen. Der Mensch würde nur die geringere Sphäre seines Gebietes kennen lernen, wenn er sich darauf be-

*) National-Reichthum I. 163. (Garve I. 125.)

schränkte, die physischen und mathematischen Wissenschaften zu kultiviren: es giebt Quellen der Tugend und der Weisheit, der Freiheit und der Wohlfahrt, welche erst die moralischen und politischen Wissenschaften vor seinen Augen aufrollen. Allein alle Wissenschaften würden ein wirksames Mittel ihrer Verbreitung verlieren, wenn man die literarischen Studien vernachlässigen wollte, die ihnen erst Klarheit und Reiz verleihen. Diese Studien schon an und für sich sind von hoher Wichtigkeit: sie mildern die Sitten und klären die Gemüther aus; der Mensch würde in Barbarei wieder zurückversinken, wenn er gefühllos bliebe bei den Feinheiten der Sprache, den Reizen der Beredsamkeit und der Gewalt der Dichtkunst. Wenn man behauptet, ein Tagelöhner sey der Gesellschaft nützlicher, als ein Versmacher: so spricht man die Wahrheit, denn offenbar versteht man unter diesem nur den Reimbold. Spräche man von einem wirklichen Dichter, so wäre dies nur eine lästerliche Unwissenheit. Wie sollte man doch das begeisterte Wesen, dessen Gesänge erhabene Gefühle und hochherzige Gedanken in allen Ländern und zu allen Zeiten wecken, dem Tagelöhner gleichstellen können, dessen leichte Beschäftigung nur eine geringe und beschränkte Fassungskraft erfordert?!

Die Gesellschaft bedarf zu ihrer Erhaltung eben sowohl immaterieller, als materieller Produkte. Alle reiche Leute in Gewerbsunternehmungen verstricken wollen, hieße eine unsinnige Idee verwirklichen: alles, was vernünftigerweise zu wünschen seyn mag, ist, daß die öffentliche Meinung den Müßiggang brandmarke.

Laßt uns auch die den Handel herabsetzenden Vorurtheile tilgen! Sie bestimmen die Kaufleute zuletzt noch, ihren Stand aufzugeben, und wirken dazu mit, die Anzahl

Seite

Dritter Abschnitt: Ergebniß aus diesem und den beiden vorhergehenden Kapiteln. 109

Siebentes Kapitel.
Von den verschiedenen Arten des Handels 110

Achtes Kapitel.
Von den Zöllen 118

Neuntes Kapitel.
Von der Münze 137

Zehntes Kapitel.
Von den Papieren, welche die Münze ersetzen 148

Eilftes Kapitel.
Von den nothwendigen Aufmunterungen für den Gewerbfleiß. 155

Drittes Buch.
Von der Vertheilung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.
Vom Einkommen 161

Zweites Kapitel.
Von der Grundrente 162

Drittes Kapitel.
Von der Rente des Geldes 170

Viertes Kapitel.
Von den Gewinnsten und dem Lohne 179

Fünftes Kapitel.
Von den Maschinen 192

Sechstes Kapitel.
Von der Bevölkerung 199

Viertes Buch.
Von der Verzehrung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.
Von der Verwendung des Einkommens 218

Zweites Kapitel. Seite
Von der Besteurung 230

Drittes Kapitel.
Von den Anleihen 249

Viertes Kapitel.
Von dem Mißbrauche, den man von der politischen Oekonomie machen kann 259

Uebersicht.

Seite
Vorwort des deutschen Herausgebers III
Vorrede des Verfassers XI

Erstes Buch.

Von der Bildung der Reichthümer.

Erstes Kapitel.
Zweck der politischen Oekonomie 1

Zweites Kapitel.
Von den Reichthümern 4

Drittes Kapitel.
Von der Nützlichkeit, dem Werthe und dem Preise 12

Viertes Kapitel.
Von der Produktion 20

Fünftes Kapitel.
Von der Arbeit 31

Sechstes Kapitel.
Von der Sparsamkeit und den Kapitalien 37

Zweites Buch.

Von der Bildung und der Vertheilung der Reichthümer.

Erstes Kapitel. Seite

Wichtigkeit der Vertheilung der Reichthümer 49

Zweites Kapitel.

Von dem Eigenthum 54

Drittes Kapitel.

Von der Theilung der Grundbesitzungen 60

Viertes Kapitel.

Von der Gewerbefreiheit 70

Fünftes Kapitel.

Von den Gesetzen, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschreiben 77

Erster Abschnitt: dergleichen Gesetze sind zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, sind der arbeitsamen Klasse verderblich und den Konsumenten schädlich 77

Zweiter Abschnitt: sind dergleichen Gesetze etwa geeignet: dem Ueberflusse an Waaren zu steuern? 85

Dritter Abschnitt: sind dergleichen Gesetze zur Erhaltung der Ordnung wohl geeignet? 90

Vierter Abschnitt: von einigen nothwendigen Beschränkungen der Gewerbfreiheit im Innern des Staats 93

Sechstes Kapitel.

Von den Gesetzen, welche die Güte der Waaren bestimmen. 97

Erster Abschnitt: die Gewerbsvorschriften sind nicht geeignet, die zweckmäßige Bereitung der Waaren zu sichern 97

Zweiter Abschnitt: die Gewerbsvorschriften sind zur Verhinderung des Betrugs nicht geeignet 103

jener achtungswerthen Familien zu beschränken, welche dem Gewerbfleiße große Kapitalien aussetzen, und wahre Muster von Arbeitsliebe und Treue im Verkehre von Geschlecht zu Geschlecht übertragen. Doch wollen wir auch die Augen nicht verschließen vor der Gefahr, welche einen Landstrich bedrohet, in dem die Manufakturen und der Handel einen unerhörten Schwung nehmen. Diese Gefahr besteht darin, daß die Gewinnsucht sich aller Gemüther bemeistert, und die Beschäftigungen, die eine gewisse Selbstverläugnung verlangen, in Gewerbe umsetzt, die nur Gewinn bringen. Sollte man einst so weit gekommen seyn, bei allen Arbeiten zu fragen: was werfen sie ab? wie hoch ist ihr Ertrag zu schätzen? so wird die Gesellschaft nur ein zusammengelaufener Haufe von Käufern und Verkäufern seyn, und die werthvollsten Fähigkeiten des menschlichen Geschlechts werden in Unthätigkeit allmählig erlöschen.

Weit entfernt, jemals die Beschäftigungen des Geistes, welche keine Reichthümer erzeugen, gering zu schätzen, sollte man die Arbeiten, deren Ziel ein materielles ist, erheben durch Zugesellung Anderer, die eine glückliche Ausbildung der sittlichen Anlagen voraussetzen. Der Unternehmer, welcher dauerhaftere oder glänzendere Gewebe verfertigt, als diejenigen, welche man vor ihm in den Verkehr brachte, ist ein nützlicher Mensch; allein wenn er für die Erziehung seiner zahlreichen Arbeiter sorgt, für sie selbst und ihre Kinder Schulen gründet, aus ihnen eben so verständige als rechtschaffene Leute heranbildet, wenn der Müßiggang, die Noth und das Laster aus der Umgebung seiner Niederlassung verschwinden, so ist er nicht nur ein reicher Fabrikant, sondern auch ein Bürger, der der öffent-

lichen Anerkennung werth ist, ein Wohlthäter der Gegend, in welcher ihn der Himmel auftreten lassen.

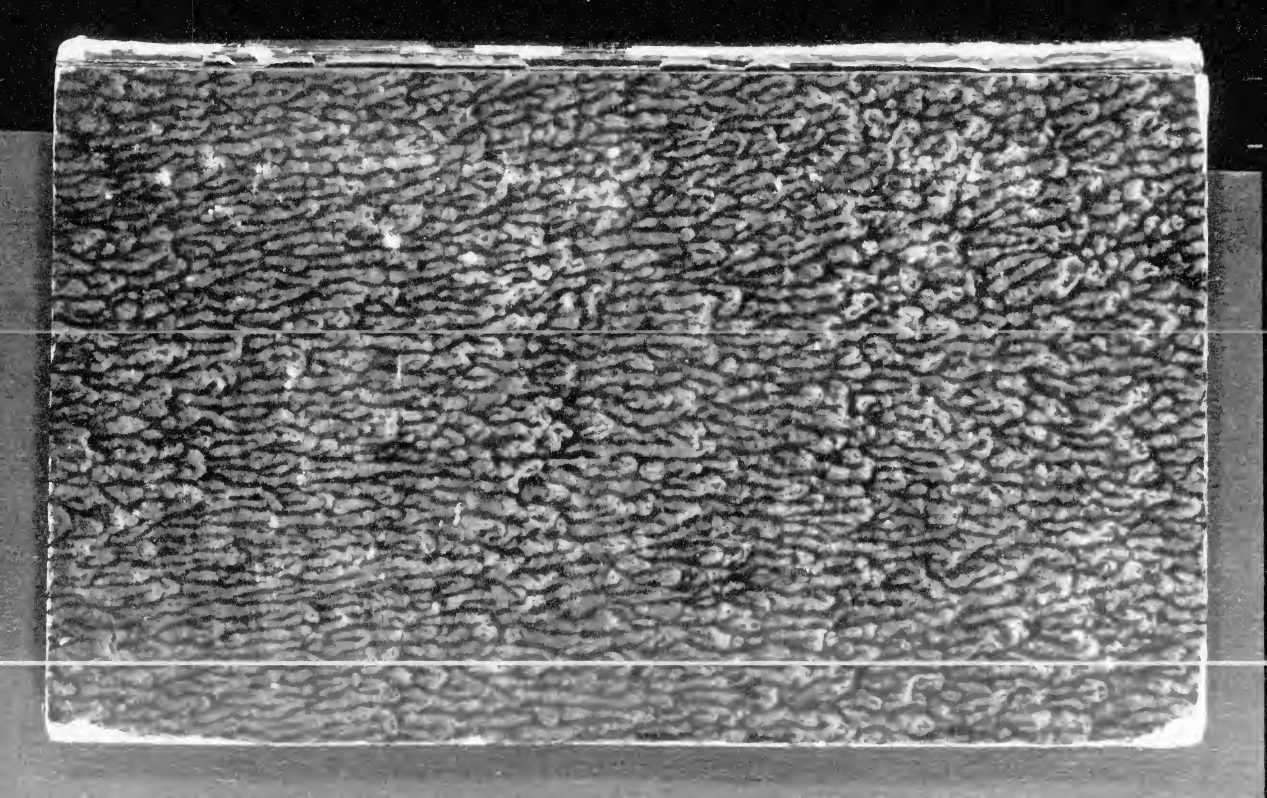
Die politische Oekonomie, wohl verstanden, wird allzeit die Hülfsgenossin der Moral. Laßt uns die Reichthümer nicht als Zweck ansehen: sie sind nur ein Mittel. Ihre Wichtigkeit ergiebt sich aus dem Vermögen, das sie verleihen, Beschwerlichkeiten zu beseitigen; und die werthvollsten sind diejenigen, welche der größten Anzahl Menschen zum Wohlergehen gereichen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

330 D832
Droz.
Politische oeconomie.

33214

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0052010651



END OF
TITLE